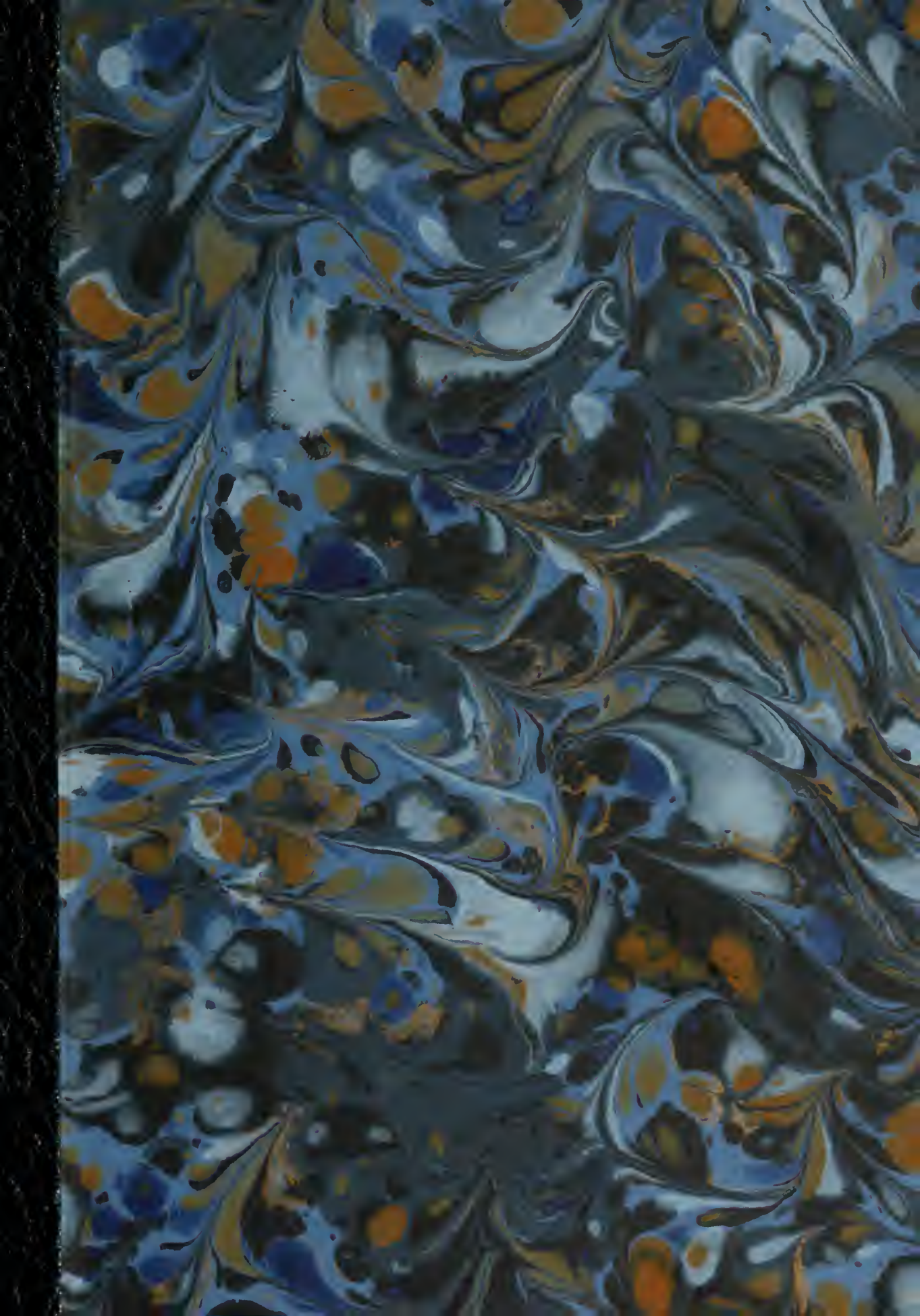


Veröffentlichungen

der

Grossherzoglich Badischen

Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde

in Karlsruhe

und des

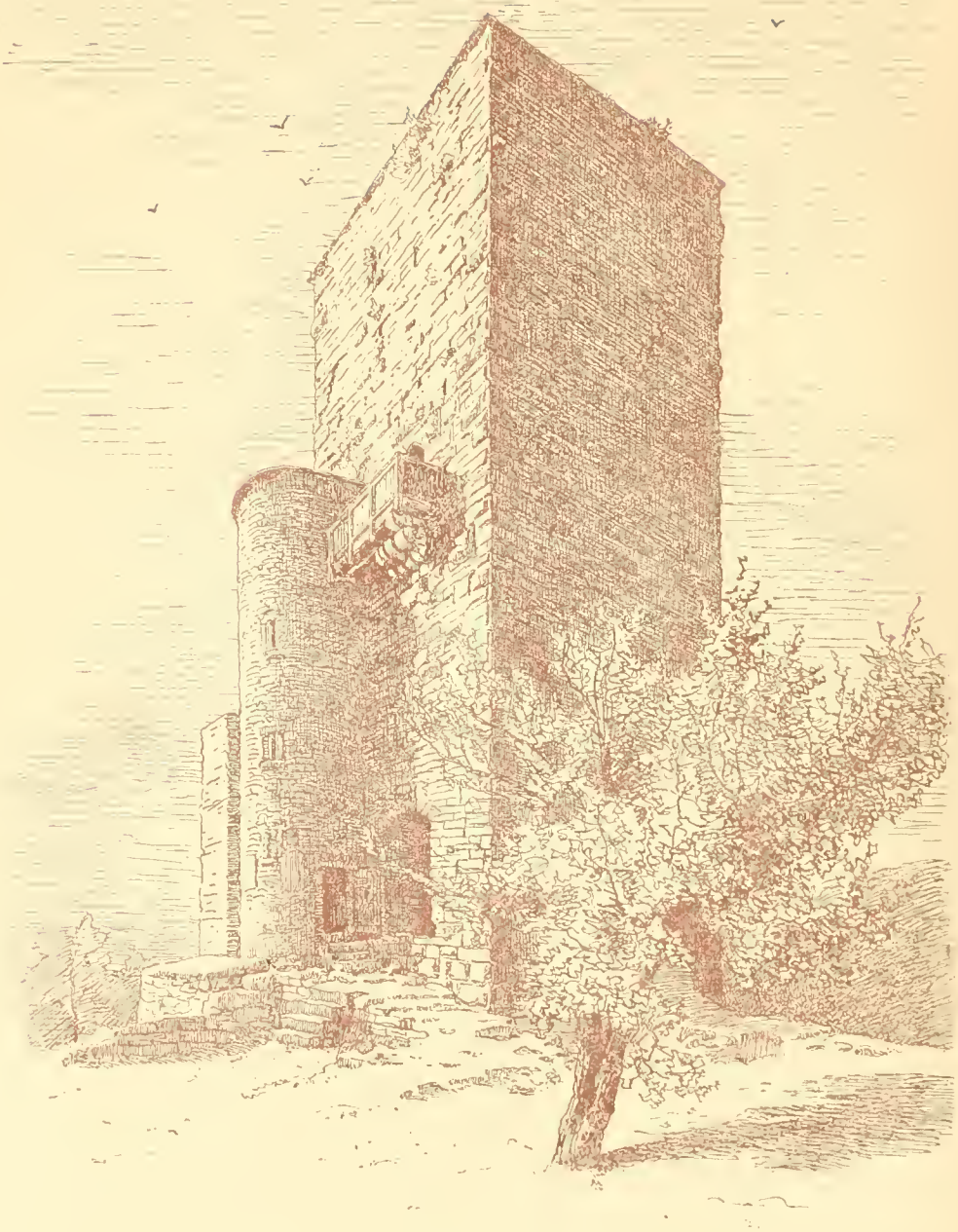
Karlsruher Altertumsvereins

für dessen Mitglieder Zwangloses Heft II.

1895.

Zur Begrüssung der Generalversammlung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Konstanz 1895.

Karlsruhe.
Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung.
1895.



Turmberg-Ruine bei Durlach.

Veröffentlichungen

der

Grossherzoglich Badischen

Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde

in Karlsruhe

und des

Karlsruher Altertumsvereins

für dessen Mitglieder Zwangloses Heft II.

1895.

Zur Begrüssung der Generalversammlung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Konstanz 1895.

Karlsruhe.
Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung.
1895.

Y CENTER
RARY

Inhalt.

Seite

Zur Chronik des Karlsruher Altertumsvereins 1

Römische Gebäude von Wössingen, Amt Bretten, von E. Wagner 19

Die Turmberg-Ruine bei Durlach von E. Wagner 35

Wappen der Markgrafen von Baden auf Medaillen von W. Brambach 45

Allegorie auf St. Blasien von Marc Rosenberg 53

Die erste griechische Studienreise badischer Gymnasiallehrer von E. Böckel 75

Zur Chronik des Karlsruher Altertumsvereins.

Seit Herbst 1890, als das erste der „Zwanglosen Hefte“ des Altertumsvereins herausgegeben wurde, hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren:

Hoftheatermaler Dittweiler, Baurat Dyckerhoff, Geheimerat Hardeck, Hofjägermeister von Kleiser, Geh. Hofrat Knop, Kaufmann Lembke, Geh. Rat Lübke, Maler von Meckel, Gymnasiallehrer Meinzer, Oberstlieutenant Vierordt, Dr. Weill.

Oberstlieutenant Vierordt gehörte dem Vorstande an. An seiner Stelle wurde Prof. Weinbrenner gewählt. Übrigens blieb der Vorstand der gleiche, unter Cooptation der Herren Baudirektor Honsell und Prof. von Oechelhaeuser seit Frühjahr 1895.

Die Vorträge, welche im Verein gehalten wurden, zeigten eine seinem erweiterten Programm entsprechende Tendenz. Daneben setzte die anthropologische Kommission des Vereins ihre Arbeiten fort, die dem Abschlusse sich nähern.

Die diesjährige Generalversammlung hat beschlossen, an Stelle der Vorträge gelegentlich Abende für kleinere Mitteilungen anzusetzen. Der Vorteil eines belebten Interesses bei dem durch den Augenblick hervorgerufenem Meinungsaustausche zeigte sich schon bei dem ersten derartigen Abend.

Seine Mittel stellte der Verein zu verschiedensten Zwecken bereitwillig zur Verfügung, vor allem für die anthropologische Kommission und für Ausgrabungen. Dem Germanischen Museum wird seit 1892 ein jährlicher Beitrag zugewendet. Für Herstellung der Sebalduskirche in Nürnberg wurde im laufenden Frühjahr ein einmaliger Beitrag von 50 Mark bewilligt.

Der Verein hat sich 1892 dem Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine angeschlossen.

Vorträge, gehalten im Altertumsverein.

1890 November 27. Rosenberg, Die silberne Taufschale von Cappenberg. — Schumacher, Grabhügel von Villingen. — Wagner, Grabhügel bei Rappenau.

1891 Februar 12. Schumacher, Grundlagen und Resultate der urgeschichtlichen Forschung.

März 19. Luckenbach, Schliemann und seine Verdienste um die Wissenschaft.

November 28. Weinbrenner, Burg Wildenstein im Donauthal. — Schmitt, Der Dom zu Mainz in frühromanischer Zeit.

Dezember 4. Wagner, Neue Hügelgrabfunde aus Salem.

1892 Januar 15. Lübke, Wandgemälde in der Kirche Ober-Grombach.
Februar 25. Dürr, Das Forum Romanum.
März 17. Emele, Das Zeitalter der Perrücke und des Zopfes.
November 3. (24.) Wagner, Das römische Bad in Badenweiler.
November 24. Schmitt, Die Krypta der St. Gallusbasilika in Ladenburg.
1893 Januar 12. Christ, Über die Gangolf-Kapelle bei Neudenau. — Wagner, Die Holzschnitzwerke in der St. Lorenzkirche in Rottweil. — Weinbrenner, Frühromanisches (Limburg a. d. Hardt).
Februar 25. Wagner, Ausgrabung bei Büchig, Amt Bretten.
November 9. Böckel, Griechische Studienreise der Gymnasiallehrer.
November 30. Wagner, Römische Ausgrabung in Wössingen. — Rosenberg, Ein romanisches Kunstwerk in St. Trudpert.
Dezember 14. Petzet, Reise nach Island.
1894 Januar 25. Luckenbach, Ergebnisse der Ausgrabungen zu Olympia.
März 5. Wagner, Römische Bildsteine aus dem Grossh. Fasanengarten.
März 17. Ammon, Arbeiten der anthropologischen Kommission. — (u. Mai 4.) Wagner, Ausgrabungen bei Wössingen.
Mai 4. Schmitt, Die Abteikirche Allerheiligen.
Dezember 16. Wagner, Burgruine auf dem Turmberg bei Durlach.
1895 Januar 17. (April 25.) Wilser, Die Etrusker.
Februar 28. (April 25.) Luckenbach, Das römische Forum.
März 28. Böckel, Troja.
April 25. Kleinere Mitteilungen. (Geh. Rat Wagner, Luckenbach.)

Referate über die Vorträge

(unter Verantwortlichkeit der Vortragenden).

Anthropologie, Ethnologie, Ethnographie.

Petzet, Eine Reise nach Island. 14. XII. 93. K. Z. 18 I. 94. (An der Hand eigener Studien und Photographien.) Globus 58, 211, 227.

Ammon, Über die Arbeiten der anthropologischen Kommission. 5. III. 94. K. Z. B. 17. III. 94 (Schwäb. Merkur 6. III. 94).

Geschichte, Archäologie, Kunstgeschichte.

I. Altertum.

A. Allgemeineres.

Böckel, Troja, 28. III. 95. K. Z. B. 23. V. 95.

Der Vortragende schilderte die Thätigkeit Heinrich Schliemanns auf dem Burghügel von Hissarlik, wo man schon früher mit Recht die Stätte des homerischen Troja erkannt hatte. Das vom Meere viel weiter weggelegene Bunarbaschi wird jetzt wohl niemand mehr für die alte Königstadt des Priamos in Anspruch nehmen. Während früher Schliemann († 1890) unter den neun übereinanderliegenden Schichten von Hissarlik die zweite, wo auch der grosse Goldschatz gefunden wurde, als die bezeichnete,

welche als die homerische zu gelten habe, scheint es jetzt nach den sorgfältigen Ausgrabungen von Prof. Dörpfeld in den Jahren 1893 und 1894 sicher, dass nicht die zweite Stadt von auffallend geringm Umfang, sonderen die sechste, weit bedeutendere diejenige ist, welche Homer von den Griechen unter einem mykenischen Herrscher belagern lässt. Zur Zeit von Mykenes grösster Blüte, etwa 1500—1000 v. Chr., hat hier diese sechste Stadt bestanden, in deren Trümmern sich neben einheimischer troischer Topfware auch importierte mykenische Vasen finden. Die Zeit der zweiten, prähistorischen Stadt ist jetzt auf etwa 2500—2000 v. Chr. hinaufzurücken. Der Redner schildert den Verlauf der beiden Ausgrabungen, welche Dörpfeld, der langjährige Mitarbeiter Schliemann's, nach dessen Tode vornahm: sie wurden durch die von Schliemann's Witwe und vom Deutschen Kaiser zur Verfügung gestellten Mittel ermöglicht; der Vortragende verweilte besonders bei dem gewaltigen, auf der Süd- und Ostseite wohlerhaltenen Mauerring mit seinen Thoren und Türmen, unter denen namentlich der den Burgbrunnen bergende Nordostturm von ebenso bedeutender Stärke als vortrefflicher Arbeit ist; ferner besprach er die innerhalb der Mauer auf Terrassen gebauten Reste von Tempeln oder Privathäusern; er erörterte dabei die eigentümliche Technik, berührte manche einzelne Funde und zuletzt die glänzenden Bauten, durch welche die Zeit der Diadochen und der ersten römischen Kaiser dem alten Ilion zu einer zweiten Blüte verhalf. Diese Bauten haben aber auch im Innern der Stadt alle Reste der über der zweiten Stadt liegenden sechsten zerstört. Erläutert wurde der Vortrag durch einen autographierten Plan der II. und VI. Stadt, von dem jeder Anwesende ein Exemplar erhielt, durch zahlreiche Pläne und Skizzen, namentlich aber durch eine reiche Auswahl von Photographien, welche Herr Dr. Winnefeld in Berlin zur Verfügung gestellt hatte.

Böckel, Über die griechische Studienreise der Gymnasiallehrer 9. XI. 93. K. Z. 20. XI. 93. s. unten.

F. Dürr, Das Forum Romanum. 25. II. 92. K. Z. B. 3. III. 1892.

Luckenbach, Schliemann und seine Verdienste um die Wissenschaft. 19. III. 91. K. Z. 24. III. 91.

Luckenbach, Die Ergebnisse der Ausgrabungen zu Olympia. 25. I. 1894. K. Z. 2. II. 94.

Der Redner sprach über den Festplatz von Olympia auf Grundlage eines Planes von Baudirektor Dr. Durm. Die Ausführungen des Vortragenden deckten sich mit den „Südwestdeutsche Schulblätter" 1893, X. p. 177 f. gegebenen.

Luckenbach, Das römische Forum. 28. II. 95. K. Z. 14. III. 95. Vgl. Levy-Luckenbach, Das Forum Romanum der Kaiserzeit (München-Leipzig 1895).

Das gesprochene Wort wurde durch eine Menge von Abbildungen unterstützt, von besonderer Wichtigkeit aber war das Blatt, das jedem der Zuhörer eingehändigt wurde. Es enthielt eine von dem Architekten Professor Levy in Karlsruhe rekonstruierte Forumansicht. Aus der Vogelschau isometrisch entworfen, giebt das Blatt einen klaren Überblick über die einzelnen Bauten, die das Forum umgaben. Zunächst besprach der Redner das Äussere eines jeden Baues, um dann länger bei dem Zweck desselben und seiner geschichtlichen Bedeutung zu verweilen. Eine kurze Geschichte des Verfalls und der Aufdeckung des Forums beschloss den Vortrag. Im Anschluss an diesen Vortrag brachte der Redner am 25. IV. 95 einige Bemerkungen über den Gesichtspunkt, unter welchem im klassischen Altertum die Anlage von Plätzen erfolgte. Dieser

Gesichtspunkt ist dem heutigen genau entgegengesetzt. War man im Altertum darauf aus, eine Art von Zurückgezogenheit von dem Getriebe der Gasse zu erreichen, weswegen besonders die architektonische Ausbildung alter Plätze bis in die italienische Renaissance eine harmonische und angenehm das Auge beschäftigende war, so dienen Plätze der Neuzeit gerade dem intensivsten sich von allen Seiten kreuzenden Verkehr. Waren früher die Strassenmündungen auf die Plätze möglichst wenig auffallend, so ist der Stempel des modernen Platzes vielmehr das Zusammentreffen reicher Strassenadern. Aus den so veränderten Gesichtspunkten ergiebt sich auch, weswegen moderne Plätze meist so ungünstig für die Aufstellung von Denkmälern sind. Ihre Situation inmitten vorüberbrausenden Verkehrs ladet nicht zum Schauen ein. (Vgl. K. Z. B. 23. V. 95.)

Schumacher, Grundlagen und Resultate der urgeschichtlichen Forschung. 12. II. 91. K. Z. B. 18. II. 91. Vgl. Neue Heidelberger Jahrbücher II, S. 93—140.

Wilser, Die Etrusker. 17. I. 95. K. Z. 25. I. 95.

Könnte man dem wichtigen Kulturvolk der Etrusker eine sichere Stelle in der europäischen Völkerfamilie anweisen, so wäre damit eine beschämende Lücke ausgefüllt. Schon im Altertum schien ihre Herkunft und Verwandtschaft in rätselhaftes Dunkel gehüllt: „keinem anderen Volke an Sprache und Sitte gleich“ nennt sie Dionys von Halikarnass, und auch unser auf seine Wissenschaft so stolzes Jahrhundert ist nicht klüger geworden, denn „weiter haben auch wir nichts zu sagen“, bemerkt hierzu Mommsen in seiner Römischen Geschichte. Andere Forscher, die sich mit einem solchen Ignoramusbekenntnisse nicht begnügen wollten, sind in ein — zumteil geradezu wildes — Raten verfallen und haben die Etrusker mit den Litauern, Slaven, Goten, Nordgermanen, Italern, Kelten, Iren, Armeniern, Indern, Basken, Libyern, Semiten, Phönikern, Finnen, Turaniern, Chinesen in Verbindung gebracht! Die Reihenfolge dieser Namen entspricht ungefähr dem Masse der Entfernung von den Thatsachen; denn merkwürdigerweise ist gerade das, was die Etrusker allem Anscheine nach wirklich waren, nicht getroffen worden. Der lange, ergebnislose Streit hat die Etruskerfrage, wie einst die Keltenfrage, so sehr in Verruf gebracht, dass Viele gar nichts mehr davon wissen wollen, dass manche der Sprachvergleichung dienende Zeitschriften grundsätzlich nichts Etruskisches mehr aufnehmen. Und doch lassen uns in neuerer Zeit zwei Umstände hoffen, Licht in das Dunkel bringen zu können. Die Annahme der arischen Urheimat in Nordeuropa hat die Aufstellung eines so genauen Stammbaumes ermöglicht — den früheren Stammbäumen fehlte das Wesentlichste eines Baums, die Wurzel —, dass jedes Volk, mit den bekannteren auch die weniger bekannten, seine ganz bestimmte, den geschichtlichen Nachrichten und Verwandtschaftsverhältnissen entsprechende Stelle findet. Dann aber hat uns in den letzten Jahren Zufall, Finderglück und Forscherfleiss ein etruskisches Sprachdenkmal beschert, wie man es längst nicht mehr erhoffen durfte, die Agramer Mumienbinden, aus denen Professor Krall in Wien einen lesbaren Text von 1200 Wörtern hergestellt hat (Denkschriften der k. k. Akad. der Wissenschaften, Wien 1892).

Freilich ist auf die erste freudige Überraschung bald eine Enttäuschung gefolgt: in all dem Wust von Wörtern lässt sich zunächst nur wenig bekanntes entdecken, und Krall selbst spricht sich im Einvernehmen mit Deecke und Pauli sehr zurückhaltend aus. Für das Ariertum der Etrusker schien keine Stütze gewonnen, ja der Engländer Sayce sagte geradezu, die neue Entdeckung habe dieser Ansicht den Todesstoss gegeben. Und doch spricht so Vieles für die Verwandtschaft der Etrusker mit andern

europäischen Völkern! Die Anthropologie, die schon manchmal eine gute Führerin auf den dunkeln Pfaden der Völkerkunde geworden, muss das Volk nach den Schädelfunden (Index im Durchschnitt 76) und den bemalten Bildnissen der Verstorbenen auf den Aschenkisten, die oft deutlich helles Haar und blaue Augen erkennen lassen, der nordeuropäischen Rasse zurechnen. Dafür aber, dass ein Volk dieser Rasse eine nichtarische Sprache gesprochen, giebt es in der Geschichte kein Beispiel. Recht, Bewaffnung, Kunststil, Schrift und Mythologie der Etrusker sind auffallend griechenähnlich. Alte Schriftsteller (Liv. V 33,11, Plin. III 19 und 24, Justin. XX 5) bringen das Volk mit den Rätern (sie selbst nannten sich auch Rasna, *Ῥασέναι*), andere mit den Tyrsenern oder Pelasgern, was nach Herodot, Hellanikos, Thukydides, Dionys von Halikarnass gleichbedeutend, oder den Lydern (Plin. III 8, Horat. Sat. I, 4) in Verbindung; die Räter aber sind nach Stephanos von Byzanz von tyrsenischer Abkunft (*Ῥαιτοὶ Τυῤῥηνικὸν ἔθνος*). Pelasger und Griechen sind nicht scharf zu trennen: Herodot (I 56) erklärt die Jonier für Pelasger, die Dorer aber für Hellenen. Wie ist der Zusammenhang dieser Nachrichten herzustellen? Im arischen Stammbaum bildet der grosse thrakisch-litauische Stamm den westlichsten, unmittelbar an den linken germanischen Flügel, die Goten, sich anlehnenden Arm des dreispaltigen „Oststroms". Von den Thrakern aber ist in verschiedenen Wellen die arische Besiedelung von Kleinasien, der Inseln, der Balkanhalbinsel, der östlichen Alpenländer und des nordöstlichen Teils von Italien erfolgt. Während die ältesten Wellen „Pelasger" heissen (und da der Sage nach Pelasgos ein Sohn des Palaichthon, so bedeutet der Name wohl nur „die Alten"), führen spätere den Namen „Tursen" (so in den ägyptischen Denkmälern des zweiten Jahrtausends und in der Völkertafel der Genesis) oder „Tyrsener" (sie sind die Träger der vielumstrittenen „mykenischen Kultur"), die jüngsten den der „Hellenen" und „Makedonier".

Die Zusammenhänge sind in den Sprachen noch leicht zu erkennen: keine neuere Sprache hat so viel Ähnlichkeit mit der griechischen wie die litauische (platus, drasus, diewas, lampa, duma, dumai, piemnu, pillis, kaire = *πλατύς, θρασύς, θεός, λαμπάς, θυμός, θῦμα, ποιμήν, πόλις, χείρ*), und auch das nachbarlich verwandte Slavisch enthält einige für das Griechische bezeichnende Wörter (vic, dolga = *νίός, δόλιχος*). Dass das thrakische Wort *Κρουστανη*, Schwalbenkraut, nur aus dem Litauischen zu erklären ist, hat schon J. Grimm gezeigt. Die Sprachen beider Völker aber, die ja mit ihren germanischen Nachbarn auch die Namen Getae, Goti, Gudai gemein hatten, lassen die deutlichsten Beziehungen zum Nordisch-Germanischen erkennen. Die litauischen seien als unbestritten vorausgesetzt, einige thrakische aber hervorgehoben: *τράλλεις* und *σκάλμη* (Kriegsknecht, Schwert) sind auch altnordische Wörter (thraell und skalma), *βρῦτος* und *βέκος*, Bier und Brot, sind doch sicher vom germanischen „brauen" und „backen" abzuleiten, die Göttin *Βένδις* (spr. Wendis) ist eins mit der nordischen Vanadis und *βεδυ* (spr. vedu) entspricht der gegen das germanische Watar verstümmelten slavischen Form voda. Das Ariertum der tyrsenischen Räter ist nicht zu bezweifeln und doch sollten ihre nächsten Verwandten, die ebenfalls tyrsenischen Rasener, denen Livius die gleiche Zunge (sonum linguae) zuschreibt, eine nicht arische Sprache gesprochen haben?

Von der Unmöglichkeit einer solchen Annahme überzeugt, hat der Vortragende eine nochmalige, eingehende Prüfung des Krall'schen Textes vorgenommen. Von vornherein war zu vermuten, dass derselbe als „Ritualbuch", was schon der Entdecker ganz richtig erkannt hatte, Götternamen, Opferspenden und Opfertiere mit den entsprechenden Zahlwörtern und endlich Bezeichnungen von Priestern, Behörden und Beamten

— in manchfaltigen Wiederholungen — enthalten würde. Dies hat sich denn auch bestätigt. Es findet sich zunächst sehr oft ein Wort für „Gott“ überhaupt, nämlich ais (aesar *αἰσοί* heissen nach Sueton und Hesych die etruskischen Götter, stark an die nordischen aesir erinnernd); ferner begegnen uns die Götter Neth unsl und Maris (Neptunus und Mars, Entlehnungen aus dem Lateinischen), Tius germ. Tius, Ziu, gr. *Ζεύς*; das etruskische n bezeichnet häufig nur den Nasenlaut; Usil (Sonne, vom Stamme ans), die Göttinnen Thesa (Vanadis, *Βένδις*) und Uni (Juno?) Opferspenden sind vinum, mlach, methlum (Wein, Milch, Meth?), Gefässe ame, cape (lat. ama, capis, deutsch Kufe), Opfertiere vielleicht tura, mula, ceia (ceva ist als Wort der Alpenvölker überliefert) acale (*αἰξ*), d. h. Stiere, Maultiere, Kühe, Ziegen; avils (got. aivs, gr. *αἰών*) bedeutet „Jahr“ und ich (oft angehängt wie in Mesanc uslanec) ist „und“; in lunchumneti steckt das bekannte lucumo. Das wichtigste Ergebnis aber, weil die nächste Verwandtschaft mit dem Griechischen bestätigend, waren die Zahlwörter: 1 un, 2 thu, 3 triu, 4 zathrum (*τέτταρες*), 5 cealchus (lemmisch sialchwiz, quinque), 6 hechz (*ἕξ*), 7 huth (*ἑπτά*), 8 uceti, 9 nunthen, 10 zal (auch sal, zl, got. taihun; l tritt im Etruskischen oft an die Stelle von n), 100 cntu (centum) 1000 cilthl (*χίλιοι*). Bekräftigt wird diese Aufstellung dadurch, dass auch von anderen Forschern die meisten dieser Wörter als Zahlwörter, wenn auch mit anderem oder unbestimmtem Zahlwert, erkannt worden sind, dass nunthen durch die aus Etrurien stammenden Nundinae (Feier des neunten Tages) unzweifelhaft feststeht und dass die Bezeichnungen für 100 und 1000 in der Zusammenstellung mit cepen (*κεφαλή*, ags. hafela) vorkommen, wohl mit der Bedeutung „Häuptling einer Hundertschaft, Tausendschaft“, gerade wie cepen tutin (osk. tuta, germ. thiuda) nur „Volkshaupt“ heissen kann. Wenn Andere (so z. B. F. Skutsch, „Zu den etruskischen Zahlwörtern“, Indog. Forschg. Bd. V) Zahlenreihen aufstellen, die in den Rahmen einer arischen Sprache durchaus nicht passen, so kommt das wohl zumeist daher, dass sie von der Voraussetzung ausgehen, die beiden 1848 bei Toscanella gefundenen Würfel (Fabretti 2552) seien mit den Zahlen 1—6 (mach, ci, thu, huth, sa, zal) beschrieben. Diese Voraussetzung ist aber keine unbedingt sichere: es sind aus dem Altertum auch anders bezeichnete Würfel bekannt, und die ausgeschriebenen Wörter kennzeichnen vielleicht gerade die fraglichen Würfel als Ausnahmen, die zu einem ganz bestimmten — uns unbekannten — Spiele gedient haben. Drei der Aufschriften sind ja auch nach der Aufstellung des Vortragenden Zahlwörter; ob es die andern ebenfalls sind, ist fraglich, jedenfalls kommen sie, wie auch das Wort esl, oft in Verbindung mit Zahlwörtern vor (machs zathrums, ciem cealchus, eslem zathrumis und dergleichen).

Es findet sich also, wenn auch einige der geäusserten Vermutungen nicht zutreffend sein sollten, im Etruskischen doch so viel arisches Sprachgut, dass man nicht mit Lehnwörtern allein auskommt und von weiteren Forschungen auf der gewonnenen Grundlage neue sprachliche Bestätigungen des Ariertums der Etrusker erhoffen darf. Sicher ist die Sprache sehr verschliffen und durch Auslassung von Konsonanten und Wechsel der Laute (n und l, c, s und z, c und ch und dergl.) in vielen Wörtern stark entstellt. Tusci und Etrusci sind ja selbst nur Verstümmelungen des alten Tursennamens, und die lateinische Form mancher mythologischer Namen wie Hercle, Pollux (Pultuce) u. a., zeigt, dass die Römer, wie so manches Andere, auch Götter- und Heldensagen von den Etruskern übernommen haben.

Ein Wort muss noch über die Schrift gesagt werden, die wie schon erwähnt,

nach Gestalt und Lautwert der Zeichen die grösste Ähnlichkeit mit der griechischen hat. Hier wie dort wurde das „Digamma" für den w-Laut gebraucht, und es musste daher für den f-Laut ein neues Zeichen gebildet werden. Dies wurde erreicht, indem man zwei P (auch im Griechischen die ursprüngliche Form des Pi) mit dem Rücken gegeneinander stellte, oder auch zwei B, wodurch dann mit Weglassung des Stabes eine Acht entstand, ein dem Etruskischen allein zukommendes Schriftzeichen; auch z hat im Etruskischen eigenartige, unmittelbar von dem Zeichen für t abgeleitete Formen. Die Haupteigentümlichkeit der etruskischen Schrift ist das Fehlen der mediae und der nicht entwickelten Doppelkonsonanten. Ausserdem begnügt sie sich, da o und u nicht unterschieden werden, mit vier Vokalen; ursprünglich muss aber — es ist in dem Syllabar der Flasche von Caere eingeflickt — ein besonderes Zeichen für o, und zwar in der römischen Form, vorhanden gewesen sein. Das etruskische Alphabet bestand demnach aus den Zeichen für 18 Laute (vier Vokale und vierzehn Konsonanten), und da nach Aristoteles, Plinius und Tacitus die älteste europäische Schrift auch nicht mehr Buchstaben hatte, so müssen wir dasselbe als ein altertümliches oder doch als eine Rückkehr zum Altertümlichen betrachten. Die im Jahre 1886 bei Kaminia auf Lemnos gefundene etruskische Inschrift, die so viel Kopfzerbrechen verursacht hat, erklärt sich einfach durch die Annahme, dass die vorhellenischen Bewohner dieser Insel, die nach Thukydides (IV 109, 4) Tyrsener, nach Herodot Pelasger waren, ihre Schrift aus der gemeinsamen Stammesheimat nördlich vom Balkan mitgebracht haben, wie auch die italischen Tyrsener oder Pelasger (Plin. VII 57: In Latium eas attulerunt Pelasgi). Noch heute sind in den Sammlungen von Chur und Innsbruck alte rätische Denksteine mit etruskischer Schrift zu sehen; als die Römer ins Land kamen, hielten sie in begreiflichem Irrtum diese Inschriften für altgriechische (Tac. Germ. 3: monumentaque et tumulos quosdam Graecis literis inscriptos in confinio Germaniae Raetiaeque adhuc exstare).

Die Phöniker können nicht länger als Erfinder der europäischen Buchstabenschrift gelten: sie haben dieselbe, so gut wie früher Hieroglyphen und Keilschrift, von ihren Nachbarn entlehnt. Schon im Jahr 1888 hat der Vortragende (Karlsruher Altertumsverein, Heft 1, 1891) ein „urarisches" Alphabet von 18 Zeichen hergestellt, aus denen sich — und zwar bei jedem Volk unabhängig von den andern — die späteren Erweiterungen, mediae, Doppelkonsonanten, w und z, entwickelungsgeschichtlich ableiten lassen.

Wenn auch in der Sprache der Etrusker noch recht Vieles dunkel ist und vielleicht immer dunkel bleiben wird, so dürfen wir doch nicht länger einem Volke, das mit den übrigen Europäern Rasse und Kultur gemein hatte, eine Sprache zuschreiben, die nicht nur nicht arisch, sondern mit keiner andern Sprache vergleichbar ist. Das wäre mehr als wunderbar; Wunder aber giebt es nicht in der Weltgeschichte.

Am 25. April 1895 machte Herr Dr. Wilser folgende Mitteilungen (vergl. K. Z. B. 23. V. 95).

Er erinnerte an einige germanische Namen (Morolf, Onegis, Halfdan, Alcuin, Grifo), bei deren Bildung oder Zusammensetzung Wortstämme benützt sind, für die uns nur das Keltische die entsprechende Deutung (mor = magnus, on = praeclarus, dan = fortis, alg = nobilis, grip = superbus) giebt. Die Annahme, dass einst auch das Germanische die betr. Wortstämme mit der gleichen Bedeutung besessen habe, lag nahe, und für das Wort mor sei es dem Vortragenden auch gelungen, die Bedeutung „gross", noch in geschichtlicher Zeit, nachzuweisen, und zwar durch folgende Stellen: Cosmogr. Ravenn. Anonym. IV 18: Item ad partem quasi meridianam, quomodo a spatiosissima dicatur terra, est patria quae

dicitur Albis Maurungania . . ., ferner Olai Magni Hist. de gent. septentrion. I 18: Est enim lapis ingens Morasten dictus . . . und VIII 1 lapis campestris amplus, ab incolis perpetuo tempore morasten appellatus. — Erici Olai Historia Suecorum Gothorumque. Lib. III, S. 82: in communi Placito Morating (heute Storthing, d. h. Grossrat). Morstein heisst noch heute ein Felsenschlösschen an der Jagst. — Wie die Sprachen, so ist auch der Kunststil der europäischen Völker urverwandt. Die Eigentümlichkeit derselben, die Stilisirung, hat sich im germanischen Stil, der am längsten unberührt geblieben, am meisten entwickelt. Der schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung hochentwickelte germanische Holzbau ist die Voraussetzung für den „romanischen Stil". Aus ihm stammen die Säulengänge (porticusque in omni decore dispositas, Jord. Get. 24) und die unerschöpfliche Fülle des Zierwerks, die „spielende Kunst", in der Erfindung immer neuer Säulenknäufe u. dergl. (Et sculpturata lusit in arte faber, Fort. Venant. De domo lignea).

Geh. Rat Wagner führte in mehreren Sitzungen Neuerwerbungen der Staatssammlung vor, unter anderem Nachbildungen der goldenen Becher von Vaphio, des rumänischen Goldfundes von Petroessa u. a.

B. Badisches.

Wagner, Neue Hügelgrabfunde aus Salem. 4. XII. 91. K. Z. 8. XII. 91. Corr. Bl. X. 110 (XI. 193).

Es befindet sich im dortigen Hardtwald, eine halbe Stunde westlich von Salem, eine Gruppe von 20 Grabhügeln, von welchen bereits in den Jahren 1830 und 1834 auf Veranlassung des verewigten Markgrafen Wilhelm acht, und dann 1878 von dem Vortragenden ein neunter ausgegraben worden waren.*

Hierzu kam nun nach huldvoll gewährter Ermächtigung Seiner Grossh. Hoheit des Prinzen Wilhelm ein dem südlichen, noch unberührten Teil der Gruppe angehöriger zehnter Hügel. Derselbe mass bei 20 m Durchmesser 1,50 m in der Höhe; da man aber bei der Grabung erst in 1,80 m Tiefe auf gewachsenen Boden stiess, so muss die Bestattung, ehe sie mit dem Hügel zugedeckt wurde, erst etwa 30 cm eingetieft worden sein. Sie fand sich ungefähr in der Mitte unter einem grossen 1 m tief gehenden, unregelmässigen Haufen zusammengetragener grösserer und kleinerer Steine. Man stiess hier auf ein grosses, 93 cm langes Eisenschwert, auf dessen Klinge noch Reste einer Holzscheide sichtbar waren, während im Griffe drei gut erhaltene Bronzestifte steckten. Es lag in seinem mittleren Teile auf einem ziemlichen Haufen sehr kleiner, kalcinierter Knochenstückchen, ob menschlichen oder tierischen, liess sich kaum bestimmen. Das Schwert lag von Nord nach Süd, mit dem Griff gegen Norden. Wenig entfernt gegen Süden trat in seiner Linie eine Bogenfibula von Bronze, dann ein grosser hohler Halsring und eine zweite Fibula, beide von demselben Metalle, endlich ein grosser, mit Bronzenägelköpfen verzierter Gürtelhaken von Eisen zu Tage, an welchem noch Reste von Leinwand, aus Flachs gewoben, sich erkennen liessen. Wenig westlich vom Schwerte erschien unter den Steinen eine Menge von Scherben zusammengedrückter Thongefässe. Aus denselben liessen sich zwei grosse, sehr schön farbig verzierte bauchige Urnen, ein gröberer Topf, eine verzierte Schüssel, ein Trinknapf und vier kleine, zierliche Gefässchen, als wären sie für Kinder

* Vergl. darüber: E. Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden. Karlsruhe, G. Braun; 1885, S. 3 ff.

bestimmt gewesen, zusammensetzen. Bemerkenswert waren auch Stücke von kleinen Deckeln, und noch mehr zwei rechteckige, flache, verzierte Brettchen von gebranntem Thon mit einem Bohrloch in einer Ecke, eine bisher nicht bekannte Form, die man als Spielzeug oder als Amulet erklären könnte. Die gegenseitige Stellung der interessanten Fundstücke blieb schwer erklärlich; da sich weiter keine Knochen mehr fanden, so lässt sich nicht einmal entscheiden, ob einst Bestattung oder Leichenbrand stattgefunden hatte. Etwa 3 m von der Mitte gegen Südwesten entfernt, aber in geringerer Tiefe fand sich ein weiteres Häufchen dünner und fein verzierter Gefässcherben, dabei ein Stück Gürtelblech von Bronze und ein sichelförmig gekrümmtes Eisenmesser. Der Grabhügel ist, nach den Funden zu schliessen, wie die früher geöffneten der Gruppe der sog. Hallstatt-Periode, vielleicht 500 Jahr v. Chr., zuzuweisen.

Wegen des Waldbestandes musste zunächst auf die Untersuchung weiterer noch unberührter Hügel verzichtet werden; es schien aber angezeigt, einen der schon 1830 ausgegrabenen auf's neue und gründlicher in Arbeit zu nehmen, da man sich damals mit einem wenig breiten Loch in der Mitte des Hügels begnügen zu dürfen geglaubt hatte. Derselbe war bei 22 m Durchmesser 2 m hoch; von der Grabung in der Mitte war kaum mehr etwas zu sehen. Immerhin zeigten sich ihre Spuren an der Unordnung, in welcher in den mittleren Partien eine Menge von Thonscherben und von Eisenstückchen durcheinander geworfen waren. Es gelang, aus ersteren noch zwei verzierte Schüsseln und ein Näpfchen von demselben Typus, wie die im anderen Grab gefundenen zusammenzusetzen, während letztere, zum Teil Reifstückchen mit Nägeln, Wagenrädern angehört haben könnten, welche bei sorgsamerer Ausgrabung vielleicht gerettet worden wären. Dafür stiess man nun aber mehr gegen den Rand des Hügels, etwa 4 m von der Mitte gegen Westen, in 1 m Tiefe, also noch nicht auf gewachsenem Boden, unerwartet auf eine neue Bestattung, nach einigen noch vorhandenen Zähnen und Knochenstückchen zu schliessen, die eines Kindes von 13 bis 15 Jahren. Auf einem Haufen in der Gegend des Halses lagen die Reste einer Perlenschnur, noch 36 Perlen aus Bernstein von verschiedener Grösse und Form und ebensoviele farbige aus Glas und Thon, dabei eine Fibula aus Bronze mit aufgesetztem, dreieckigen, verzierten Silberblech, ferner ein Armringchen mit schnurartigen Windungen, eine eigenthümliche Hafte und eine Schnalle aus Bronze. Etwa in der Fussgegend standen in einer Reihe sechs zerdrückte Thongefässe, welche sich wiederherstellen liessen und von den bisherigen wesentlich verschiedene, späterer Zeit angehörige Formen ohne Verzierung zeigten. Da auch die Gestalt der Fibel und noch vielmehr das Vorkommen einer Bronzeschnalle einer späteren Periode, der Römerherrschaft oder selbst der noch späteren, alemannischen Zeit angehört, so ist man zu der Annahme genötigt, dass der früher vorhandene alte Grabhügel hier in späterer Zeit zu einer neuen Bestattung ausgesucht und verwendet worden ist.

Schumacher, Grabhügel bei Villingen. 27. XI. 90. K. Z. B. 6. XII. 90 (3. XII. 90). Corr. Bl. IX, 159, X, 13. Neue Heidelberger Jahrb. II.

Wagner, Grabhügel bei Rappenau 27. XI. 90. K. Z. B. 6. XII. 90. Corr. Bl. X, 2 (K. Baumann).

Der Vorsitzende, Herr Geh. Hofrat Wagner, erstattet kurzen Bericht über die Ausgrabung einiger Grabhügel im Freiherrlich von Gemmingen'schen Walde bei Rappenau, welche im April des Jahres in seinem Beisein durch den Mannheimer Altertumsverein untersucht wurden. Pläne und Zeichnungen darüber wurden vorgelegt; die Fundstücke befinden sich in der Sammlung des Mannheimer Altertumsvereins.

(Es handelt sich um eine grössere Gruppe von Grabhügeln, in welchen eine interessante Mischung von Spät-Hallstatt- und Früh-la-Tène-Typen beobachtet wird. Auch einige bronzezeitliche Erscheinungen liegen vor.)

Wagner, Das Römische Bad in Badenweiler. 3. XI. 92, 24. XI. 92. K. Z. B. 6. XI. 92, 3. XII. 92. Cf. demnächst in den Kunstdenkmälern des Grossherzogtums Baden, Band Lörrach.

Wagner, Ausgrabung bei Büchig, Amt Bretten 25. II. 93. K. Z. B. 8. III. 93.

Der Redner besprach eine am 19. und 20. Oktober 1892 vorgenommene kleine Ausgrabung in der Nähe von Büchig, Amts Bretten. Dort war schon um Weihnachten 1845 Bürgermeister Th. Veit in seinem an einem Abhang westlich vom Dorfe gelegenen Grundstück beim Graben auf die Mauern eines kleinen viereckigen Baues von etwa 4 auf 5 m im Geviert gestossen und hatte bei der Untersuchung des Innern bis auf 3 m Tiefe eine Aschenschichte von etwa 30 cm Dicke und darüber menschliche Knochen, ein Messer, einige Architekturstücke, darunter eine profilierte viereckige Sandsteinplatte von 62 cm im Geviert mit hübsch reliefierten weiblichen Köpfen an den Ecken, viele römische Thonscherben, darunter solche von roter terra sigillata mit Töpferstempeln, angeblich auch mit Legionsstempeln, einen Beinkamm mit Bronzenägeln und ein kleines Sandsteinrelief, eine auf einem schreitenden Pferde reitende Frau vorstellend, gefunden. Die Fundstücke gingen verloren ausser dem letzteren Relief, das schon 1846, und der Sandsteinplatte mit Köpfen, welche 1877 in die Grossherzogliche Staatssammlung gelangten. Sie liessen es nicht zweifelhaft, dass der kleine Bau römischen Ursprungs war. Als es sich ferner später 1891 fügte, dass eine im März neu gebaute Strasse durch dasselbe Grundstück führte, stiess man ganz in der Nähe bei Ausführung eines Durchschnitts derselben im Beisein des Herrn Dr. Schumacher und Gemeinderat Wörner von Bretten in 1—1 ½ m Tiefe im Lehmboden auf eine ungefähr ein Viereck von 4,60 auf 5 m ausfüllende ca. 80 cm dicke Schichte von scharf dunkel sich abhebender Erde, in welcher über einer 5—10 cm dicken Lage von Brandresten sich Nägel und Beschlägstücke von Eisen, ein römischer eiserner Sporn, viele Tierknochen, ein Rest von Wandverputz mit rot bemaltem Fugenstrich, Stücke von Ziegeln und Scherben von Thon und Glas vorfanden, aus welch letzteren eine grosse, 70 cm hohe römische Amphora wieder zusammengesetzt werden konnte. In jeder Ecke des Vierecks fand sich eine Pflasterung von etwa 1 qm Ausdehnung, welche etwa als Unterlage von Balken gedient haben mochte. Mauerreste waren nicht oder nicht mehr vorhanden und je weniger sich feststellen lässt, welchen Zweck die beiden unzweifelhaft römischen kleinen Gebäude gehabt haben mögen, desto näher lag der Gedanke, dass vielleicht das letztere nur der untere Teil des 1846 abgehobenen ersteren gewesen sein könnte. Vielleicht liegt irgendwo in der Nähe noch ein römisches Gehöft unter dem Boden; Nachforschungen, ein solches zu finden, führten aber zu keinem Resultat. Nur auf einem jenseits der Strasse wenig entfernt liegenden Abhang, dem „Schlossbuckel", war der Besitzer beim Graben schon auf Stücke römischer Dachziegel und auf eine römische Münze, schliesslich sogar auf Mauerreste gestossen. Es schien geraten, hier weiter zu suchen, und am 19. und 20. Oktober wurden, veranlasst vom Altertumsverein, die nötigen Grabungen vorgenommen. Sie brachten keinerlei römische Reste mehr zu Tage, wohl aber zwei gut gearbeitete parallele Mauerzüge von 5 m Länge, zwischen welchen der schiefe Abstieg in einen Keller verlief, und im Umkreis um den Fuss des Hügels eine Art Terrassenmauer aus unbehauenen, zum Teil sehr grossen

Steinen, wie es schien, ohne Mörtel aufgerichtet, sonst trotz eifrigen Suchens und Sondirens keine weitere Mauerspur; in der steinarmen Gemarkung hatte man alles herausgerissen. Eine Anzahl in 2 m Tiefe gefundener Topfscherben und einige Stücke von Eisenbeschläg gehören dem Mittelalter an, dem also auch der einstige, wahrscheinlich kleine und vielleicht befestigte Bau zugeschrieben werden muss.

Von den früheren römischen Funden ist neben der grossen Amphora, dem Sporn und der skulpierten Steinplatte, welche ein Postament gedeckt haben mag, von besonderem Interesse die kleine Reliefdarstellung einer auf einem Pferd sitzenden Frau, welche einen nicht erkennbaren Gegenstand mit der Rechten auf dem Schoss hält, während sie mit der Linken die Zügel führt. Die Darstellung, welche in Südwestdeutschland in einigen Wiederholungen gefunden wurde (die Grossh. Staatssammlung besitzt drei Exemplare, aus Büchig, aus Stettfeld und aus Rheinzabern, ein viertes, besonders grosses, ist in die äussere Kirchenmauer von Königsbach eingefügt), konnte bisher eine ganz befriedigende Erklärung nicht finden, da es noch an begleitenden Inschriften fehlt. Nach einer Ansicht wäre es die Epona, die in der Kaiserzeit auch von den Römern verehrte Schutzgöttin der Pferde, Maultiere und Esel; nach einer anderen gehörte die Figur zu den Matronengöttinnen, welche in jener Zeit, in den Darstellungen gewöhnlich zu dreien zusammensitzend, ohne Pferd, gleichfalls angebetet wurden. Jedenfalls hat man es mit einer einheimischen, Segen spendenden Schutzgöttin zu thun.

Wagner, Römische Bildsteine aus dem Grossh. Fasanengarten. 5. III. 94. K. Z. B. 17. III. 94. Westd. Ztsch. XIII. S. 329 f.

In der Schrift des Grossh. Archivregistrators Julius Leichtlen in Freiburg „über die römischen Altertümer in dem Zehendlande", Freiburg 1818, befindet sich die Notiz: „Beim Abbruch der alten, jetzt durch einen schönen Tempel (seit 1810) ersetzten Kirche zu Klein Steinbach a. d. Pfinz, Amt Durlach, fand man in den Grundmauern römische Steine, die auf die Verehrung der Minerva deuten, und wovon durch Weinbrenner's Vorsorge fünf nach Karlsruhe gebracht wurden. Dort liegen sie im Grossh. Fasanengarten, halb in Boden versunken, und dabei, weil sie ohnedies sehr beschädigt sind, schwer zu erkennen." In der That befanden sich die aus der weiteren Beschreibung erkennbaren Reliefsteine noch im Fasanengarten als Zier einer künstlichen Tempelruine vor; auf Grund huldvoller Erlaubnis Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs wurden sie im Laufe des Winters in die Grossh. Sammlung der Steindenkmale im Grossh. Sammlungsgebäude übergeführt. Ihre Erkennbarkeit ist nicht so schwer, als der Leichtlen'sche Bericht glauben machen könnte. Zwei derselben gehören zusammen zu einem in der Mitte zersägten rechteckigen Stein von 1,09 m Höhe und 73 cm Breite und Tiefe, an dessen vier Seitenflächen Reliefbilder angebracht sind. Drei derselben zeigen Götterdarstellungen, den jugendlichen Mars mit Helm, Schild und Lanze, Fortuna mit Steuerruder und Füllhorn und Victoria, geflügelt, den linken Fuss auf einer Kugel, mit der rechten Hand auf einen runden Schild deutend oder schreibend. Die vierte ist nur noch in der unteren Hälfte vorhanden und enthält hier eine unbeschriebene Inschrifttafel, über welcher der Adler des Jupiter, von dem noch die Fänge und die Enden der Flügel sichtbar sind, auf dem wagrechten Blitzstrahl sass. Über dem Adler dürfte eine Inschrift wahrscheinlich J. O. M. (Jovi Optimo Maximo) gestanden haben. Der dritte Stein ist ein grosses viereckiges Gesimsstück, das den erstbeschriebenen gekrönt haben muss.

Solche viereckige Steine mit einem Götterbild auf jeder Seite, welchen Direktor Haug in Mannheim in der „Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst", Jahrg. X, 1891, eine vortreffliche und erschöpfende Abhandlung gewidmet hat, finden sich in ziemlich beträchtlicher Anzahl auf bestimmt begrenztem Gebiet in römischen Niederlassungen von Südwest-Deutschland, Nordost-Frankreich; Haug zählt deren 218 auf, von denen 23 auf Baden fallen. Am häufigsten sind auf ihnen dargestellt, Juno, Merkur, Herkules und Minerva, dann Apollo, Mars, Vulkan, Viktoria u. s. f. Man hielt sie lange Zeit für römische Altäre, bis grössere Funde von Merten in Lothringen 1878, Heddernheim 1884 und Schierstein 1889 bewiesen, dass sie vielmehr einst als Postamentsteine grösseren Monumenten angehört haben, über welchen sich eine mehr oder weniger verzierte Säule erhob, auf deren Kapitäl öfter eine eigentümliche Gruppe aufgestellt war, die Darstellung eines bepanzerten Reiters mit unbedecktem bärtigem Haupt, der über eine schlangenfüssige Gestalt weg galoppiert (zwei solcher Gruppen besitzt die Grossh. Staatssammlung seit 1869 aus Pforzheim, eine dritte wurde im Lauf des vorigen Sommers bei den Limesuntersuchungen in dem römischen Lager von Neckarburken gefunden). Da sich nun unter den Steinen im Grossh. Fasanengarten auch noch ein grösseres Bruchstück einer solchen Reiterfigur befand, so ist erwiesen, dass der Fund von Klein-Steinbach ebenfalls einem solchen grösseren Monument angehört haben muss. Vermutlich stand in der Nähe noch ein zweites, sofern der fünfte noch übrige Stein das obere Eckstück eines weiteren Viergötterpostaments darstellt, auf dessen einer Seite die Eule und der Helmschmuck der Minerva übrig geblieben sind. Über die Deutung der merkwürdigen Reitergruppe herrschte längere Zeit Zweifel, bis Inschriften auf den Denkmalen von Heddernheim und noch besser von Schierstein bewiesen, dass dieselben Jupiter (I. O. M.) geweiht waren, der Reiter also den höchsten Gott vorstellen muss. Die schlangenfüssige Gestalt ist dann die eines Giganten, der das Pferd zu tragen, also dem siegreich einherstürmenden, in der erhobenen Rechten vielleicht den Blitzstrahl schwingenden Reiter dienstbar zu sein scheint. Man hätte es dann mit dem siegreichen Jupiter als allegorischem Vertreter der römischen Weltmacht zu thun, welcher das unter der, dem römischen Sinn (am Anfang des 3. Jahrhunderts nach Chr., dem die Denkmale angehören) nicht fremden Darstellung des Giganten symbolisierte gallische oder germanische Barbarentum dienstbar gemacht hat, und man begreift, wie die Dankbarkeit römischer Ansiedler auf dem eroberten Boden gerade in solchen Weihedenkmalen ihren Ausdruck finden konnte.

Wagner, Römische Ausgrabungen in Wössingen 30. XI. 93. 4. V. 94. Corr. Bl. XII. 82, XIII. 121. cf. unten.

II. Mittelalter und Neuzeit.

Wagner, Die Burgruine auf dem Turmberg bei Durlach. 6. XII. 94. K. Z. B. 18. XII. 94. cf. unten.

Am 25. IV. 95 (K. Z. B. 23. V. 94).

Herr Geh. Rat Wagner zeigt aus den Beständen der Grossh. Altertümersammlung das Ausgussrohr eines Wandbrunnens aus Bergkrystall vor. Das massige Stück besitzt bei 10,5 cm Durchmesser eine Länge von 20 cm und endigt in einen ziemlich flach geschnittenen Löwenkopf, aus dessen Maul das Wasser in fünf Strahlen gerade abwärts ausfloss. Zierlinien und Augen sind aus runden Steinen und grösseren Löchern

gebildet, welche mit schwarzer Masse, von der noch Reste vorhanden sind, ausgefüllt waren. Die Grossh. Sammlung hat den seltenen und wertvollen Gegenstand 1890 aus dem physikalischen Kabinet des Rastatter Gymnasiums erhalten, ohne dass erklärt werden könnte, wie er dorthin gekommen. Seine Formen sind byzantinisch, vielleicht romanisch. Ob er byzantinischen oder gar orientalischen Ursprungs ist oder als süddeutsche Arbeit aus romanischer Zeit angesehen werden darf, lässt sich noch nicht mit Sicherheit bestimmen.

Weinbrenner, Früh-Romanisches, im Anschluss an Besprechung des Werkes von Architekt Manchot über die Klosterkirche von Limburg a. d. H. 12. I. 93. K. Z. B. 4. II. 93.

Manchot hat eine Rekonstruktion des wichtigen Kirchenbaus geboten und aus den erhaltenen Überresten von Quaderbearbeitung im Innern der Kirche und analogen Teilen zu Strassburg und Neuweiler den Nachweis zu liefern versucht, dass, entgegen den seitherigen Annahmen, der Bau aus einer Strassburger Schule hervorgegangen sei. Anknüpfend hieran und unter Besprechung und Vorzeigung von Zeichnungen der angewandten Meisseltechnik wirft der Vortragende die Frage auf, ob diese Steinbearbeitung das Ziel technischer Vollendung der Steinflächen gewesen sein könne? Dieselbe zeigt eine mühevolle eigenartige Behandlungsweise der Quader an Teilen von besonderer Bevorzugung im Innern der Kirche; sei es an weihevollen Stellen des Chors oder der Krypten, sei es an technisch wichtigen Stellen des Baus, dort wo des stärkeren Druckes wegen Quadersteine neben dem Bruchsteingemäuer zur Anwendung kamen. Während Manchot darin die letzte künstlerische Vollendung der Flächen sieht, glaubt der Vortragende hierin den Ausfluss religiöser Begeisterung erkennen zu sollen, in der Zeit nach der Wende des ersten Jahrtausends, in welcher die Mithilfe an einem Kirchenbau als ein höchst verdienstliches, ja heiliges Werk galt. In solchem frommen Drange waren diese Werksteine in der so überaus fleissigen Behandlungsweise bearbeitet worden, auch für Stellen, welche später dem Auge entzogen waren; denn sie sollten und konnten an diesen Stellen nicht sichtbar bleiben, sondern wurden mit deckendem Putze überzogen, gleich den übrigen Wandflächen zur Aufnahme der in jener Zeit zur Anwendung kommenden Wandmalerei, welche alle Teile des Innern, ebenso Decken als Wände, Säulen und übrige innere Ausstattung in reichster Weise schmückte. Ein Aussparen einzelner Steinteile im Innern konnte kaum stattfinden zu einer Zeit, in welcher die ganze Technik, nach antiken Baugesetzen, eine Bekleidung durch Putz und Farbe, hier auch am Äussern zum Endziel hatte. Hinweisend auf die Ausmalungen des Doms von Speier und andere gleichzeitige Bauwerke kommt der Vortragende auf die Kirche von Oberzell-Reichenau zu sprechen, welche nur wenige Jahrzehnte vor dem Kloster Limburg entstanden, durch eine günstige Fügung heute noch die ganze, auf spätrömischen Vorbildern beruhende Ausmalung des Innern zeigt. Auch die in ähnlicher Steintechnik behandelten Steinsärge jener Zeit, wie der sog. Tassilosarg in Lorsch, glaubt der Redner sich in farbiger Ausmalung denken zu sollen.

In interessanter und bestechender Weise begründete darauf Herr Manchot, welcher durch persönliche Teilnahme an der Sitzung sein Interesse an dem Gegenstande bezeugte, seine Ansicht, dass die nach Ansicht des Vortragenden für die Aufnahme von Verputz vorbereiteten, mit Spitzmeissel und anders figural verzierten Steine im Innern der Kirche wohl zur Aufnahme farbiger Dekoration, aber nicht zum Verputz gedient haben könnten.

F. J. Schmitt, Über den Dom von Mainz in frühromanischer Zeit. K. Z. 28. XI. 91. Zeitschrift f. bildende Kunst II. S. 171. f.

F. J. Schmitt, Die Abteikirche Allerheiligen. 4. V. 94. Zeitschrift f. Gesch. des Oberrheins NF. IX. 274 f.

F. J. Schmitt, Die Krypta der St. Gallus-Basilika in Ladenburg 24. XI. 92. K. Z. B. 3. XII. 92.

Anknüpfend an die von dem Redner in der „Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins", N. F. IV 3, in der vorhandenen Badener Stiftskirche nachgewiesene alte St. Peter- und Pauls-Basilika erwähnte Vortr. die erhaltenen Türme romanischen Stiles an der Stadtpfarrkirche in Durlach und der Dorfkirche in Grünwettersbach und ging dann zu der St. Michaels-Basilika auf dem oberen heiligen Berge bei Heidelberg über, welche auf Grund der vom Grossherzoglichen Kultusministerium veranstalteten und 1886 von Wilhelm Schleuning geleiteten Ausgrabungen in einer Monographie desselben ihre Publikation gefunden hat. Diese urkundlich im Jahr 1024 umgebaute kreuzförmige Säulenbasilika besass unter dem Chore eine auf vier freistehenden Säulen mit neun Kreuzgewölben überdeckte Krypta, deren Überreste noch auf uns gekommen sind. Eine Krypta von ganz gleicher Disposition und Konstruktion finden wir unter dem Chore der heutigen St. Gallus-Pfarrkirche in Ladenburg und hier stehen noch alle vier Monolithsandsteinsäulen samt Gurtbogen und Kreuzgewölben aufrecht, während sie bei der Krypta auf dem heiligen Berge leider bis auf die letzte Spur zerstört und verschwunden sind. Dadurch wird nun dieser Bauteil der Ladenburger Kirche zu einem höchst wertvollen; es sind Würfelkapitäle, welche ohne Deckplatten von den Säulenschaften getragen werden und zwar in einer Formengebung, welche mit derjenigen der Halbsäulen des Ostchores vom Dome zu Mainz aus den ersten Jahrzehnten des elften Jahrhunderts übereinstimmen. Die Michaels-Basilika auf dem heiligen Berge, sowie die zu Ladenburg wurden von den Benediktinern des berühmten Klosters Lorsch errichtet und dieses lag im Sprengel des Mainzer Erzbischofes, so dass der Zusammenhang mit der Hauptkirche des Bistums sehr erklärlich erscheint. Die Krypta der Kirche in Ladenburg gehörte sicher einem dreischiffigen Basilikenbaue an, ähnlich dem von St. Michael auf dem heiligen Berge, sie dauerte aber nur volle zweihundert Jahre, denn der frühgotische Chor der St. Gallus-Kirche dürfte gemäss seiner Bauformen etwa um 1230 begonnen worden sein. Das dreischiffige Langhaus entstand als Säulenbasilika gotischen Stiles mit vier Jochen im Jahre 1412 und das fünfte Joch wurde erst 1868 nach den Plänen von Baurat Dyckerhoff durch Bauinspektor Federle zur Ausführung gebracht. Auch bei der neuesten Restauration der St. Gallus-Kirche durch Baurat Williard im Jahre 1884 blieb die romanische Krypta unberührt, hier finden sich denn auch noch bis auf den heutigen Tag die Mensa des St. Gallus-Altares und an den Wänden der beiden Grablegen, sowie an den Säulenkapitälen Malereien in derben Umrisszeichnungen mit wenigen Farben in der Art behandelt, wie das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert solche zur Ausführung gebracht hat. Architekt Schmitt hat den wenigen auf uns gekommenen Basiliken Deutschlands aus dem Anfange des elften Jahrhunderts durch die wohlerhaltene Krypta der St. Gallus-Kirche in Ladenburg ein merkwürdiges Monument romanischen Stiles beigefügt, das in bester Weise die von der Benediktiner-Abtei Lorsch ausgehende Bauthätigkeit, gleich der von ihm gegründeten St. Michaels-Basilika auf dem heiligen Berge bei Heidelberg, zur Anschauung bringt.

Rosenberg, Über ein romanisches Kunstwerk in St. Trudpert, 30. XI. 93. K. Z. 5. XII. 93. Vergl. Schau-ins-Land, XX, S. 49f.

Christ, Über die Gangolf-Kapelle bei Neudenau, 12. I. 93. K. Z. B. 4. II. 93

Frühromanisch. Eine Abbildung und kurze Beschreibung findet sich in der Zeitschr. f. Wirtemb. Franken, VIII (1870), S. 509 f. Bei derselben eine Quelle, welche für Pferde wunderthätig sein soll, dies beweisen die zahlreichen, zum Teil recht alten, an den beiden Kirchenthüren als Votivgeschenke angenagelten Hufeisen.

Rosenberg, Silberne Taufschale von Cappenberg, 27. XI. 90. K. Z. B. 6. XII. 90. Zeitschr. f. christl. Kunst III, Heft 12.

Lübke, Mittelalterliche Wandgemälde in der Kirche von Obergrombach, 15. I. 91. K. Z. 23. I. 91. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins VI, 82 f. (Vergl. auch F. J. Schmitt, K. Z. B. 18. II. 91.)

Wagner, Über die in der St. Lorenz-Kapelle in Rottweil aufgestellte Sammlung mittelalterlicher Holzschnitzwerke, 12. I 93. K. Z. B. 4. II. 93.

Geh. Rat Wagner berichtete über die in den 1840er Jahren von Stadtpfarrer Dr. Dursch angelegte und in der St. Lorenz-Kapelle in Rottweil aufgestellte Sammlung mittelalterlicher Holzschnitzwerke, in welcher sich etwa 20 Nummern badischen Ursprungs befinden, von welchen Photographien vorgelegt wurden. Von sieben der schönsten der letzteren wurden mit Erlaubnis des Stadtrats von Rottweil Gipsabgüsse beschafft, welche sich jetzt — allerdings wegen Raummangels vorläufig nicht aufgestellt — in der Grossh. Sammlung der vaterländischen Altertümer in Karlsruhe befinden. Die Originale wurden leider nach dem Geschmack der damaligen Jahre, wie der gedruckte Katalog besagt, „von allen Farben und der Vergoldung gereinigt“ und sämtlich mit derselben gelben Holzfarbe angestrichen. Es befinden sich unter denselben fünf auf dem Dachboden der früheren Pfarrkirche von St. Georgen gefundene Apostelstatuen und ebendaher eine sitzende Madonna mit dem Kind, in strengen, wenig im Detail ausgearbeiteten Formen dargestellte frühgotische Figuren, die aber doch durch eigentümliche ernste Würde zu fesseln geeignet sind; ferner aus Roggenbeuren bei Salem eine in überraschender Lebendigkeit der Bewegung und des Ausdrucks wiedergegebene Gruppe von drei, Christus auf dem Kreuzweg begleitenden Frauen, bei welchen der einfach schöne, ungeknitterte Faltenwurf der Gewänder ebenfalls auf frühere Entstehungszeit schliessen lässt; endlich aus Wangen bei Radolfzell eine schön komponierte Gruppe von sechs Figuren, die Kreuzerfindung darstellend, in welcher im Beisein der Kaiserin Helena durch das Holz des Kreuzes eine Tote erweckt wird, wohl um 1500 zu setzen, wie auch zwei grössere Hochreliefs von demselben Orte, je eine knieende gekrönte Heilige mit einer hinter ihr stehenden männlichen Figur, mit edelm Gesichtsausdruck, wenn auch unruhiger im Faltenwurf.

Weinbrenner, Burg Wildenstein im Donauthal. K. Z. 28. XI. 91.

Das romantische Thal der oberen Donau, bis jetzt nur wenig bekannt, ist seit Erbauung der strategischen Bahnen in das grosse Netz der Eisenstrassen gezogen und wird dadurch ein beliebtes Reiseziel werden. Unter den vielen dort bestehenden Burgen und Schlossruinen ist es besonders die Bergfeste Wildenstein, welche als merkwürdiges Baudenkmal, bewohnbar und ziemlich erhalten, ihre Anziehung nicht verfehlen kann.

Auf schroffem Felsgrat des Schwäbischen Jura gelegen, 200 m hoch über der unten rauschenden Donau, welche sich vielfach krümmend zwischen schwer zugänglichen Felshängen durchdrängt, von wenigen Orten gesehen und weitab von den wich-

tigeren Handelsstrassen, war die Bedeutung dieser in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von dem Grafen Gottfried Wernher von Zimmern erbaute Feste weniger in der Beherrschung und dem Schutze der Gegend, als in der gesicherten Zuflucht zu suchen, welche sie in Zeiten der Kriegsgefahr oder verheerender Krankheiten dem Erbauer und seinem Anhang gewähren konnte, wovon die Zimmen'sche Chronik mehrfach erzählt. Diese berühmte Handschrift aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bildet für das Bauwerk die einzige Quelle von Nachrichten, besonders soweit es das Leben und Wirken des Erbauers betrifft. Über dessen Baulieblhaberei, seine Bauthätigkeit und leitenden Baugedanken wird manche scharfe Kritik geübt und dem Werke ein schlechtes Alter vorhergesagt; Tadel und Spottreden über den „Zimbrischen Baw" nicht gespart. Der Chronikschreiber war jedoch falsch berichtet. Denn heute, nach mehr als 300 Jahren, staunen wir, wie tadellos das Mauerwerk und wie der „beschrottene Fels" das Aussehen hat, als ob gestern die Arbeiter den Bau verlassen hätten.

Wir erkennen in dieser Feste einen der Versuche, welche den Festungsbau jener Zeit, der gesteigerten Wirkung der Geschütze Rechnung tragend, auf eine entsprechende Höhe bringen sollte. Von dem Grafen Gottfried, welcher unter Beizug eines welschen Werkmeisters den Bau selbst leitet und betreibt, wird als besonders wirksames Mittel für die Uneinnehmbarkeit erachtet, das Ersteigen der Mauern durch Leitern (escalade) zu verhindern und unmöglich zu machen durch die Schaffung hoher senkrechter Felswände und daraufgesetzter hoher Mauern. Grössten Wert legt er dabei auf einen breiten und tiefen Graben, welcher mit bedeutenden Kosten aus dem harten Kalkfels gebrochen wird und zugleich das Baumaterial für das ganze Werk liefert. Auf die gute Verteidigung und Instandsetzung der Feste wird mehr geschaut, als auf die Bequemlichkeit der Bewohner. Dagegen wird allerdings ein hochwichtiger Punkt übersehen, welcher in späterer Zeit vom schlimmsten Einfluss sein musste: die zu niedere Lage der Feste gegenüber der nächstliegenden Umgebung, von deren Höhen aus jene fast eingesehen und beherrscht war. Dies zeigte sich bei der einzigen ernstlich ins Werk gesetzten Belagerung (September 1642), etwa 100 Jahre nach der Erbauung, bei welcher der Widerstand der Besatzung leicht gebrochen werden konnte.

Aus den bezüglichen Stellen der Chronik und unter Vorzeigung von selbstgefertigten Aufnahmen der Feste, bestehend in 20 Blättern mit Grund- und Aufrissen und vielen Einzelheiten, erläuterte der Vortragende das ganze Bauwerk in Bezug auf die Verteidigungs- und sonstigen Zwecke der einzelnen Räume und Teile, indem er den künstlerischen Schmuck, soweit er noch vorhanden, sowie die geschichtlichen Daten hervorhob.

Emele, Das Zeitalter der „Perrücke und des Zopfes" 17. III. 92. K. Z. 5. IV. 92.

Er schilderte erstere als das rechte Symbol einer eitlen und selbstgefälligen Zeit, in welcher aus dem ursprünglichen Ersatz eines natürlichen Haarmangels ein Schmuck- und Modestück aus der Perrücke wurde, aus Frauen-, Pferde- oder Ziegenhaar verfertigt. Während des dreissigjährigen Krieges war langes Haar Mode geworden; da die Natur der Mode nicht folgen konnte, musste die Kunst immer ausschreitendere Bedürfnisse decken. Nachdem in Frankreich schon anfangs des 17. Jahrhunderts die Perrücken üblich wurden, Ludwig XIII. sie in den zwanziger Jahren annahm, wurde sie nach 1660 durch Annahme seitens Ludwigs XIV. selbst ganz allgemein, auch mit grosser Schnelligkeit in Deutschland, und schliesslich auch von der Geistlichkeit nach

heftigen Kämpfen innerhalb derselben angenommen. Bei den Katholiken vertrat dann später eine zurückzuschlagende Klappe auf dem Hinterhaupt die Tonsur. Die Perrücke wächst dann zu riesigen Flügeln und Locken an, die von tiefem Scheitel abfallen. Mit der Allongenperrücke verschwindet dann der Bart.

Der nächste Modezwang war der Puder, dem sich noch der alte Ludwig XIV. bequemen musste, keine Neuheit, da man schon im 16. Jahrhundert in Paris mit violetem Puder braune Haare, mit blauem blonde bestreute. Ursache war die blonde Perrücke — die selten und gesucht war, der Puder sollte die Farbe dunklerer dämpfen. Nach anfänglichem Gespött sind 1720 alle Köpfe weiss, bald auch die weiblichen; in übertriebenen Hyperbeln schrieb man dem Puder verschönernde Eigenschaften zu. Preussen verbrauchte an 90 Millionen Pfund Puder jährlich, wozu 2 Millionen Scheffel Weizen nötig waren. Die nächste Folge des Puders war der Gebrauch roter und weisser Schminke für die Gesichter.

Nachdem die Scheitel sich gesenkt, schrumpften die Seitenlocken zu einigen Rollen an den Kopfseiten zusammen, gegen Mitte des 18. Jahrhunderts zu einer einzigen Rolle über Stirn, Schläfen und Ohren (die Vergette). Mit der Verkürzung der Seitenflügel aber wurde die lästige Haarmasse hinten zunächst geknotet. Von der Soldateska, welche die Unbequemlichkeit des langen Haares im Dienst durch Umwickelung mit Band beseitigte, entnahm man den Zopf. Vom Soldaten übernahm ihn der Offizier, von diesem die bürgerliche Welt. Anfangs verweigerte die vornehme und die französische Welt ihm die Aufnahme und stellten ihm als Seitenstück den Haarbeutel entgegen. Beide Einrichtungen neben einander auch national als deutsche und französische Tracht aufgefasst.

Unter Friedrich Wilhelm I. schon wurde er in Preussen getragen, der junge Zieten trug schon 1699 seinen Zopf. Mitte des Jahrhunderts hatte jede Kompagnie ihren Friseur, der schon Morgens 2 Uhr seine Arbeit begann. Die zuerst Frisierten durften nicht mehr schlafen. Während des Frisierens trug man den Pudermantel.

Schwierig war die Herstellung der Vergette. Der Zopf ward steif gewickelt, der Soldat bekam jährlich etwa drei Ellen Zopfband. Nur die Bayern drehten die Zöpfe dreifach und schlugen sie auf. Hier wird 1766 (zeitweilig) der Haarpuder abgeschafft, 1788 der Zopf in den Cadogan (Haarknoten) umgewandelt und an Stelle der Seitenlocken traten gekrauste Backenbärte.

Ende des 18. Jahrhunderts halten nur die Höfe und die feine Welt noch zäh am Zopf, obgleich schon nach 1770 in Frankreich die wilde Haarfrisur à l'hérison zeitweise üblich wurde. Im Sturm und Drang fällt der Zopf, der Republikaner trägt sein eigenes Haar. In Deutschland und sonst ausser Frankreich hielt sich der Zopf über die Revolution. 1793 und 1794 nahmen in den Niederlanden hier und da in Rücksicht des Zopfes die Preussen die Mode der republikanischen Soldaten. Doch blieb bis 1806 die Qual von Zopf und Puder im heimischen Dienst bestehen. Im Direktorium erschien der Zopf wieder, er fiel unter dem Kaiserreich zuletzt auch bei den Garden. Nach den Napoleonischen Kriegen führte jedoch der zurückgekehrte Kurfürst Wilhelm I. von Hessen sofort bei sich den Zopf wieder ein, der in den deutschen Städten sich in einzelnen Exemplaren bis tief in das gegenwärtige Jahrhundert forterbte.

Römische Gebäude von Wössingen, Amt Bretten.

Von *E. Wagner.*

Unter den älteren Beständen der Grossh. Altertümersammlung in Karlsruhe befinden sich einige römische farbige Wandverputzstücke, einfach pompejanisch rote und solche mit farbigen Verzierungen, dabei etliche rote verzierte Gefässcherben aus terra sigillata, welche, ohne dass Weiteres über sie aufbehalten worden wäre, als 1837 aus Wössingen, Amt Bretten, eingebracht bezeichnet sind. Es mussten sich demnach dort irgendwo Reste bedeutenderer römischer Gebäulichkeiten befinden, und in der That ergab eine im Frühjahr 1893 gemachte Nachfrage, dass man in den 20 Minuten südöstlich vom Dorfe an der Strasse nach Stein gelegenen „Steinmäuerles-Äckern" beim Pflügen wiederholt auf Mauerreste und römische Ziegelstücke gestossen sei. Die Untersuchung der Stelle wurde von dem Karlsruher Altertumsverein beschlossen und, soweit es der Stand der Äcker erlaubte, in den Tagen des 11. bis 14. April ausgeführt. Ihre Ergebnisse waren in mannigfacher Hinsicht erfreulicher Art; indessen wollte sich gerade von jenen farbigen Wandbewurfstücken, den Beweisen für einen etwaigen feineren Villenbau, nichts finden, und der Gedanke lag nahe, dass dieselben doch noch von einer andern benachbarten, bis dahin unbekannten Stelle herrühren dürften. Eingehende Nachfragen bei den Arbeitern und sonst führten zu keinem Resultat, bis endlich erst sechs Wochen später anlässlich der Ausgrabung einiger benachbarter Grabhügel, bei welcher dieselben einheimischen Arbeiter beschäftigt waren, aus deren zufälligem Gespräch verlautete, dass man auch im Dorfe selbst auf dessen westlicher Seite, in den sogenannten „Frühmessgärten", früher wiederholt beim Graben auf Mauern gestossen sei, die sich durch auffallend schön roten Verputz ausgezeichnet hätten! Die neue Stelle wurde im November 1893 und Frühjahr 1894 untersucht und hier endlich fand sich nicht nur jener römische farbige Verputz vor, sondern man war nun in der That auch der erwarteten römischen Villa auf die Spur gekommen, deren Räume er einst zu schmücken gehabt.

Es sind demgemäss die Resultate der beiden Ausgrabungen im einzelnen genauer zu beschreiben.

I. Auf den Steinmäuerles-Äckern.

Die Steinmäuerles-Äcker (s. Taf. I) befinden sich in dem Gewann „im Meel" auf einem nach Süden gegen einen kleinen Bach und eine Quelle sich senkenden fruchtbaren Abhang, in dessen unterem Teile es an der Stelle, auf welcher der Pflug des öfteren auf Mauersteine gestossen war, bald gelang, die Fundamente und stellenweise die noch bis

$^1/_2$ m hohen Mauern eines kleinen viereckigen Gebäudes von 8 auf 9,50 m (Taf. I, I) blosszulegen. Seine Mauern waren 80—90 cm stark aus sauber zugerichteten Muschelkalksteinen aufgeführt; den Innenraum teilte eine 60 cm breite von Nord nach Süd verlaufende Mauer in ein westliches grösseres und ein östliches kleineres Gemach. Der nördliche Teil des ersteren zeigte einen um 25 cm erhöhten, flach gestampften Boden, der gegen Süden durch eine Schicht auf der Kante stehender Steine pp abgegrenzt war. Sonst war die ursprüngliche Beschaffenheit des Bodens nicht mehr zu erkennen, auch die Eingänge waren nicht mehr zu finden; zahlreiche Stücke von Deckplatten und Hohlziegeln bewiesen, dass der kleine Bau mit einem Ziegeldach gedeckt gewesen war. Über dem genannten nördlichen Teil des westlichen Gemachs lag eine $^1/_2$ m hohe Schuttschicht von Steinen, Mörtelmasse und Dachziegelstücken, untermischt mit etwas Holzkohle und einigen Thongefässscherben; auf der äusseren Seite der nördlichen Mauer schien der Boden wie zu einem Hofraum gleichfalls gestampft und war mit demselben Schutt bedeckt, der zugleich einige wertvolle Fundstücke (s. u.) enthielt.

Weiter östlich kamen 13,50 m von dem ersteren entfernt die westliche und nördliche Mauer (letztere noch 80 cm hoch) eines zweiten, ungefähr gleich grossen Gebäudes (II) zum Vorschein, dessen südliche und westliche vollständig verschwunden war. Ausser vielen Dachziegelstücken enthielt der Schutt dort keinerlei weiteren Funde.

Ein zwischen beiden kleinen Bauten den Abhang gegen Norden hinauf gezogener, langer Versuchsgraben führte in etwa 25 m Entfernung auf ein drittes Gebäude (III), das, wenn es auch in architektonischer Beziehung wenig mehr bot, dafür durch eine unerwartete Menge bemerkenswerter Fundstücke entschädigte. Man stiess nämlich zunächst auf einen rechteckigen, auf allen vier Seiten 2 m tief noch gut in Kalkstein-Schichtenmauerwerk ausgemauerten Kellerraum mit gegen Norden verlaufenden Langseiten von 5,50 m bei 2,48 m lichter Breite des Raums. Zu demselben führte in der nordwestlichen Ecke in schiefer Ebene auf gestampftem Lehmboden der Zugang hinab (s. Fig. 1). Der Bau über dem Keller musste durch Brand zu Grunde gegangen sein, denn in den oberen Schichten des Kellerschutts fand sich eine Menge von 6—12 cm dicken Wandbewurfstücken aus verschieden stark gebranntem Lehm (s. Tafel I), deren obere Seite kräftig eingerissene, einfache Strichverzierung zeigte, während auf der unteren noch der Abdruck von Holzbalken sichtbar war, ein Beweis, dass oben ein Holz- oder Fachwerkbau gewesen sein musste, dessen Wände mit einer dicken, an der Oberfläche verzierten Lehmschicht überkleidet waren. Der Keller war durch den Brand mit seinem ganzen damaligen Inhalt verschüttet worden und es gelang, aus seinen unteren Schuttschichten diesen ziemlich vollständig auszuheben und wieder herzustellen.

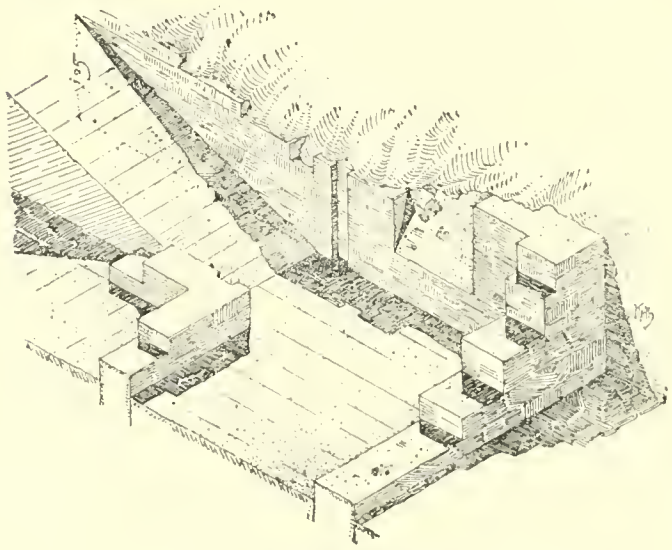


Fig. 1.

In seinen beiden Langwänden waren in 90 cm Höhe vom Boden je zwei viereckige Nischen, deren Seitenwände und Bedeckungen einfach aus grossen Dachziegelplatten bestanden (s. Fig. 2), angebracht, während an jeder der Schmalseiten (s. Fig. 1 u. 2) sich ein Kellerlicht mit nach aussen schief aufsteigender Mauerfläche befand. Wo der schiefe Abstieg in den Keller den Boden berührte, sah man beiderseits an den Wänden (s. Fig. 1 und Taf. I, Keller, m u. m′) viereckige Einschnitte zur Aufnahme der hölzernen Thürpfosten, und am Fuss eines derselben lag noch der eiserne, in gewöhnlicher Art zierlich geschnittene 7 cm lange Kellerschlüssel (s. Taf. VI, 14) sammt dem eisernen Riegel, in welchen genau die Einschnitte des Schlüsselbartes passten.* Von dem Gebäude selbst, zu welchem der Keller einst gehörte, hatte der Ackerbau alles oberirdische Gemäuer und selbst dessen Fundament so zerstört, dass nur noch nach der Lage von Steingestück einige Mauerzüge sich zur Not feststellen liessen. Diesen nach bildete der Keller die östliche Schmalseite eines gegen Westen sich erstreckenden, etwa 27 m langen rechteckigen Baues mit der Front gegen Süden, einer Quermauer, welche ihn in zwei Gelasse teilte, und wahrscheinlich einem westlichen Vorbau. Weiteres war weder über Gestalt noch über Zweck der Anlage mehr festzustellen.

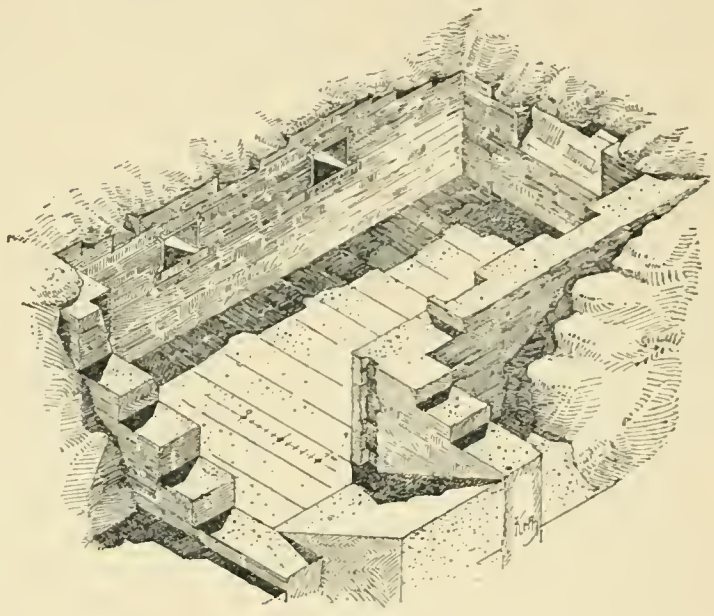


Fig. 2.

Dafür erreichte ein von der nördlichen Kellerwand weiter gegen Norden gezogener Versuchsgraben in 10 m Entfernung eine noch im Fundament und in 1—2 Steinschichten darüber vorhandene, kräftige, 85 cm dicke Mauer, welche, am östlichen Ende sich abgebrochen verlierend, gegen Westen nicht weniger als 66 m hinzog, um dann gegen Süden mit einem noch 12 m lang vorhandenen Stücke rechtwinklig abzubiegen. Es war der noch ansehnliche Rest der Umfassungsmauer des ganzen Gehöfts, an deren Aussen- und Innenfläche noch Reste weissen Bewurfs mit zierenden Fugenstrichen sichtbar waren. Wie weit sie sich früher noch gegen Osten erstreckte, war nicht mehr zu ersehen, weil hier starke Abgrabung des Terrains stattgefunden haben muss. Gegen Süden bildete einst wohl der Bach im „Schiffthal" die natürliche Abgrenzung des ganzen Anwesens. In seinem westlichen Teil könnte noch ein weiteres Gebäude gestanden haben; teils verbot aber hier der Stand der Saaten weiteres Suchen, teils erschien ein solches ziemlich aussichtslos, da schon von dem westlichen Teil des Baues III durch den Ackerbau alles zerstört war. In dem Raume zwischen den Gebäuden I und III rühmten die Bauern den besonders guten und fruchtbaren Untergrund; ob derselbe vielleicht früher zu einer Garten-

* Über die Einrichtung der entsprechenden römischen Schiebschlösser s. Mitteilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich, Band XV. p. 62. — Ein zweiter im Keller gefundener Eisenriegel Taf. VI, 15.

anlage benützt gewesen war? Die drei gefundenen Bauten machen im ganzen mehr den Eindruck von landwirtschaftlichen Betriebsräumen, Stallungen oder dergl. Vielleicht war III einst das dann nicht sehr bedeutende Herrenhaus; vielleicht gehörte alles zusammen als Hof zu der 20 Minuten entfernten Villa in den „Frühmessgärten"; man bleibt hier lediglich auf Vermutung angewiesen. Was aber der Untersuchung der Anlage besonderen Reiz verlieh, war die verhältnismässig grosse Zahl und Mannigfaltigkeit der in derselben geborgenen Kleinfunde.

Hier ist vor allem auf die aus dem Grund des Kellers von III gehobene reiche Ausbeute hinzuweisen. An sich schon der Beachtung wert, gewinnt sie besonderes Interesse als ein ursprünglich im selben Raum vereinigter, unvermischter Complex örtlich und zeitlich zusammengehöriger Formen des Geräts eines römischen ländlichen Haushalts, bestehend aus einer erheblichen Anzahl von Thongefässen gleichzeitiger Benützung, aus Werkzeugen und anderen Gegenständen aus Eisen und Bronze. Dabei bestimmt sich die Zeit, welcher er angehörte, einigermassen durch die in der ganzen Anlage hier einzig gefundene römische Münze, welche, wie mit Bedacht bewahrt, in einer der Kellernischen lag, eine Kupfermünze des Septimius Severus aus dem Jahr 195 n. Chr. (Cohen 9. B. 405). Ende des 2. Jahrhunderts hat demnach die Niederlassung noch geblüht und als das Wahrscheinlichste darf angenommen werden, dass sie in der ersten Hälfte des dritten in den Alemannen-Wirren durch Feuer ihren Untergang gefunden haben wird.

Da die gegenwärtige römische Forschung sich mit Vorliebe den im gewöhnlichen Leben benützten Formen der Keramik als besonders willkommenem Hilfsmittel für die Zeitbestimmung römischer Trümmer zuwendet, so wird sich lohnen, zunächst den Thongefässen, die hier in so mannigfaltigen gleichzeitigen Gestaltungen vereinigt erscheinen, eingehendere Aufmerksamkeit zu widmen. Wir verzichten dabei auf den Vergleich mit anderem schon Bekanntem und auf die daraus zu ziehenden Schlüsse und beschränken uns auf die Beschreibung des lokalen Funds, deren weitere Verwertung der allgemeineren Forschung überlassend.

Die in dem Keller meist in Scherben zerbrochen gefundenen Thongefässe sind auf Tafel III in gleichem Masstab (ausser wo die Masse besonders beigesetzt sind) gezeichnet, nur die Randprofile erscheinen der Deutlichkeit wegen etwas vergrössert. Die Masse geben wir im Folgenden in cm.

Wir erhalten:

1. Gewöhnliche Töpferware.

Fig. 1. Grosse Amphora von rotgelbem Thon, kugelig, unten mit Spitze; mit zwei kräftigen cylindrisch gewulsteten Ohrhenkeln; Wandungen unten 2 cm dick, weiter hinauf 1,5. Höhe 74, Durchmesser 58. Dazu Stücke einer zweiten und dritten, vielleicht etwas kleineren; die Scherben aussen und innen rotgelb gebrannt, in der Mitte bläulich.

„ 4. Das gelbrote Mundstück Fig. 4 könnte einer Amphora, vielleicht auch einem Henkelkrug wie Fig. 10 angehört haben.

„ 2. Amphora, rotgelb, mit elliptisch gerundetem Bauch, einer Standfläche, die sich etwas nach innen wölbt, niederem Hals und zwei Ohrhenkeln mit kräftiger Mittelfurche. Höhe 55, Durchmesser 44,5. — Bruchstücke von zwei ungefähr gleich grossen, verhältnismässig dünnwandigen (8—11 mm). —

Fig. 3. Amphora, weisslich gelb, etwas höher, Profil des Bauchs geradliniger, Hals etwas höher, jeder der beiden Henkel mit einer Furche. Einzelne Scherben waren von der Hitze zu unförmlichen Thonklumpen zusammengeschmolzen.

„ 10. Bauchiger Krug mit zwei Ohrhenkeln, diese je mit zwei oberen Furchen, aus gelblichem Thon, um den Hals ein dünner Wulst mit schiefer Strichverzierung, unmittelbar darunter vorne und hinten ein aufgesetzter kleiner Thontropfen; um die Schulter zwei flache 5 mm breite Zierbänder, ein solches um den unteren Teil. Höhe 55, Durchmesser 35. — Bruchstücke eines zweiten von rotem Thon, 8 mm dick, und vielleicht eines dritten. —

„ 11. Ebensolcher, gelb (ausser einem fehlenden Henkel unzerbrochen ausgehoben, s. Taf. I, Keller, c.); am Henkel nur eine Furche, um den Hals zwei einfache Zierlinien, zwischen denselben auf einer Seite vorn zwei flache Thontropfen. Höhe 31,5, Durchmesser 27.

„ 36–38. Drei bauchige Thonkrügchen mit einem Ohrhenkel, rotgelber und weisslich gelber Thon, letztere (wie No. 10 und 11) etwas feiner und härter gebrannt. Höhe 18—23. — Scherben von zwei weiteren. —

„ 39. Thonkrügchen (für Salben?) ohne Henkel, rot gebrannt. Höhe 13.

„ 6. Grosser bauchiger Topf von bräunlich gelbem, grobem Thon, mit flachem Boden und zurückgeschlagenem Rand, auf letzterem eine Furche zur Aufnahme eines Deckels. Höhe 43. Durchmesser 41,5. — Ein zweiter Höhe 43,5, Durchmesser 37. —

„ 7. Derselbe, etwas kleiner, mit eingeschnittener Zierlinie um die Schulter; Höhe 35, Durchmesser 32,8. — Bruchstücke eines zweiten mit drei schwachen Zierlinien, eines dritten ohne solche Linien. —

„ 14. 15. Zwei ebensolche, kleiner (15. ohne Furche auf dem Rand). Höhe 28,5 und 27,8, Durchmesser 24,5 und 23. — Bruchstücke von vier oder mehr weiteren. —

„ 8. Derselbe von grauem Thon; von unten bis zur Schulter wagrecht fein gerieft. Höhe 22,5, Durchmesser 21.

„ 9. Zwei ebensolche, klein, Rand mit Deckelfurche. Höhe 14, Durchmesser 13,5.

„ 33. 34. Bruchstücke von Deckeln von grauem Thon, mit derbem Knopf, dickwandig bis 10 mm.

„ 19–27. Verschiedene Randstücke, zum Teil nur klein, von grösseren oder kleineren bauchigen Töpfen wie No. 6—9, oder von solchen von der Form Fig. 32. (No. 25 wird einer Reibschale (vergl. No. 41) angehört haben.)

„ 32. Bruchstücke eines hohen eiförmigen Topfs (Höhe ca. 30) von rötlichem Thon mit weissem Überzug; dünnwandig (5—7 mm), mit flachem Boden; an der Schulter zwei breite Zierlinien. (Die Stücke des Topfes waren beim Zerbrechen so auseinandergefallen, dass einige derselben von der Hitze schwarz gebrannt erschienen, die andern weiss blieben.)

„ 5. Bauchiger Topf* (Vase?), aussen und innen schwarz, dünnwandig (4 mm), um den Bauch drei doppelte Zierstreifen mit gereihten kleinen aufrechten Strichen, in der Mitte ringsum sechs runde Eindrücke; Bodenfläche in der Mitte etwas

* Wie man über die lateinischen Namen der römischen Thongefässe im Zweifel ist, so sind bei den vielen Übergängen von einer Form in die andere auch die deutschen Bezeichnungen schwankend. Wie unterscheiden sich begrifflich Schüssel, Topf, Napf, Vase etc.? Manche Bezeichnungen sind provinziell; so ist z. B. der Name „Kumpen“ (bei K. Koenen, Gefässkunde) in Süddeutschland nicht gebraucht. Wo die Form durch das Bild klar ist, wird ihr Name weniger wichtig.

eingedrückt (s. K. Koenen, Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden, Bonn 1895, Taf. XVI. 11.). Höhe 18,5, Durchmesser 16,5.

Fig. 35. Cylindrischer Topf (Becher? Vase?) rötlich grau (schwerlich ursprünglich schwarz); Wandung 3—4 mm dick, in derselben sieben senkrechte Einbauchungen, über und unter diesen Verzierung mit kleinen etwas schief verlaufenden Strichen; Bodenfläche etwas eingedrückt, um den Hals fünf Riefen. Höhe 21, Durchmesser 13. — Bruchstücke von zwei oder drei etwas kleineren sind aussen und innen schwarz. —

„ 29. Schüssel von wenig feinem rötlich gelbem Thon; Wandung 7—8 mm dick, gegen den Fuss eingezogen, innen von unten herauf gerieft, aussen mit zwei Zierlinien; der flache Boden mit ungefähr hufeisenförmigen Riefen (durch Abschneiden von der Drehscheibe mit einem Seilchen; (s. Hettner, zur römischen Keramik in Gallien und Germanien, S. 169). Höhe 18, Durchmesser 32. — Scherben von zwei oder drei ähnlichen Schüsseln, eine von grobem rotem

„ 17. 18. Thon. Fig. 17 u. 18 Randprofile ähnlicher Gefässe, Fig. 17 grau, Fig. 18

„ 40. rotgelb, klein. Fig. 40 oberes Stück einer ähnlichen viel kleineren, Durch-

„ 42. messer 19,5. Fig. 42 ähnliches Bruchstück von grauem Thon.

„ 30. Thonschüssel mit etwas einwärts gerichtetem Rand, rötlich bräunliche Wandung 8—10 mm dick, aussen glatt, innen etwas gerieft, Boden wie bei Fig. 29. Höhe 14, Durchmesser 29,5; unversehrt gefunden (s. Taf. I, Keller, b.).

„ 16. Profil einer ähnlichen Schüssel, von welcher grössere Wand- und Bodenbruchstücke vorhanden; grober Thon, Wanddicke 8—9 mm. Durchmesser ca. 34. — Randstücke einer zweiten. —

„ 41. Bruchstücke einer ziemlich grossen Reibschale mit umgebogenem Rand, grau, hart gebrannt; innere Fläche durch eingebackene Sandkörner rauh gemacht.

„ 31. Teller oder Platte (zu Kuchen? Polenta?), von rötlichem Thon, flach, dickwandig (10 mm) mit hoch aufgebogenem Rand. Höhe 5, Durchmesser 32. — Dazu Randstücke von 12—15 weiteren.

„ 12. 13. Zwei tulpenförmige Gefässe (Becherchen? Salbentöpfchen?), aussen geschwärzt; nur die unteren Teile erhalten (Höhe 9—10).

„ 28. Randstückchen eines kleinen bauchigen Gefässes, sehr dünnwandig (3 mm) von rotem Thon mit weissem Überzug von Pfeifenerde aussen und innen. Gestalt nicht zu bestimmen. Durchmesser des Rands ca. 9 cm.

„ 43. Bruchstücke eines rohen Thongefässes von nicht mehr zu bestimmender Form, von rot gebranntem Thon, dickwandig (10—15 mm), Oberfläche mit engen Strichlagen nach verschiedenen Richtungen; fast prähistorisches Aussehen.

2. Gefässe von roter terra sigillata.

„ 45. 46. Zwei Tassen (und die Hälfte einer dritten) mit Fuss, rot, gut gefirnisst, aber zum Teil von der Hitze schwarz; häufig wiederkehrende Form. Höhe 6,5 u. 5,8.

„ 44. Rundes Schüsselchen, rot, etwas geschwärzt, mit stark umgebogenem Rand. Höhe 4, Durchmesser 9,5.

„ 47. Napf mit Fuss und um die Mitte der Rundung herum gelegtem umgebogenem Rand (nur eine Hälfte vorhanden). Oberer Durchmesser 12.

„ 48. Randstückchen eines flachen Tellers von ca. 15 cm Durchmesser, etwas lichter rot, auf dem Rand ein aufgesetztes Perlstäbchen.

Fig. 49. Randstück eines halbkugeligen Napfs; am Bauch unter einem Eierstab aufgesetzte Figuren, zwischen Bäumchen in einem Kreis ein Löwe. Durchmesser ca. 20 cm.

„ 50. Bruchstücke eines ähnlichen Napfs (Durchmesser ca. 22), mit durch den Brand stark verdorbener Glasur; darauf Gladiatoren, kleine Mantelfiguren (gallische Tracht?), Adler und Sterne. Auf einem aussen, unter den Figuren angebrachten erhöhten Streifen (38 mm lang, 7 mm breit) ein in den vordern Buchstaben nicht mehr leserlicher Töpferstempel . . . ANIVS FE.

Dazu einige Bruchstücke ähnlicher Gefässe, dann solche von grossen Reibschalen mit breit umgebogenen Rändern (letztere glatt, einer mit Epheublättern en barbotine), von flachen Tellern etc., zum Teil zu klein zur genaueren Bestimmung der Formen. An den Stücken, deren Farbe von hochrot bis rotbraun und schwarz wechselt, ist der Einfluss der Hitze auf das Äussere der terra sigillata zu beobachten.

„ 51–53. Bodenstück und Scherbchen, — eines mit Strichverzierung (ähnlich K. Koenen, a. a. O. Taf. XVIII. 21 b?), — von rotgelben, sehr dünnwandigen Gefässchen, Oberfläche dünn rotgelb gefirnisst, zu sicherer Rekonstruktion der Formen zu klein.

Unter weiter vorhandenen grösseren oder kleineren Scherben sind noch dünnwandige, ziemlich hart gebrannte von weisslich gelbem Thon bemerkenswert. Auch sie sind zu klein, um die zugehörige Gefässform zu bestimmen.

Im Ganzen enthielt somit unser Keller Thonscherben, aus welchen sich etwa 30 vollständige grössere oder kleinere Gefässe wieder zusammensetzen liessen, ausserdem Bruchstücke von vielleicht 40—50 weiteren, welche von vorne herein nur als einzelne Scherben in dem Raum gelegen haben müssen. Ob daraufhin der Vorwurf unordentlichen Haushalts berechtigt ist, lassen wir angesichts jener unruhigen Zeiten dahingestellt. Immerhin mögen die Gefässe und die Bruchstücke, wie sie sicher verschiedenen Fabriken entstammten, so auch, wenn Reste älteren Bestands absichtlich oder unabsichtlich in dem Keller liegen blieben, vielleicht verschiedenen Jahrzehnten angehören; in der Hauptsache werden sie in ihrer Gesamtheit doch als das zusammengehörige Erzeugnis römischer keramischer Industrie aus dem Ende des zweiten und dem Anfang des dritten Jahrhunderts anzuerkennen sein.

Kaum von minderem Interesse war die Ausbeute, welche der Keller an Metallgeräten lieferte. Wenig entfernt vom Eingange fand man ausser dem bereits genannten Schlüssel eine eiserne Sichelklinge mit 28 cm Sehnenlänge (Taf. VI, 10 und Taf. I, Keller, d), und grossem flachköpfigem Nagel zur Festhaltung des Griffs, und ein eigentümliches eisernes Werkzeug (Taf. VI, 2 und I, f_1), dessen Bedeutung bis jetzt (trotz unserer Mitteilung in der Museographie der Westd. Zeitschrift XII, 1893, S. 380) nicht erklärt ist. Auf einem T-förmigen eisernen Gestell, dessen 53 cm langer Längsbalken in der Mitte durch ein Charnier zur Hälfte zusammengeklappt werden kann, und das auf drei Füsschen von 3 cm Höhe steht, ruht über dem Querbalken eine in zwei kleinen Trägern hüben und drüben drehbare Achse. An dem Querbalken sind an nach hinten spitzig zulaufenden Stielen zwei kleine halbkugelige eiserne Kacheln befestigt und ebensolche (nur noch eine vorhanden) an der drehbaren Achse, so dass durch deren Drehung beide Kacheln kugelig geschlossen werden können. Gehörte das Werkzeug in die Küche, um kugelrundes Gebäck zu fertigen, oder wozu diente es sonst? — In der südöstlichen Ecke

des Kellers — die meisten Fundstücke, auch die Thongefässe, befanden sich in der Nähe der östlichen Wand (s. Taf. I. Keller) — lagen dann weitere bemerkenswerte Stücke aus Metall beisammen, zuerst wieder ein bis jetzt nicht erklärtes Eisengerät (Taf. VI, 5., I. F.), bei oberflächlicher Betrachtung einer Speerspitze nicht unähnlich, aber ohne Zweifel zu friedlichem Gebrauch (der Landwirtschaft, des Gartens?) bestimmt. Bei 35 cm Länge besteht es aus einer Mittelrippe, welche mit weiter Tülle zur Aufnahme eines Holzstiels beginnt und in eine kräftige vierkantige Spitze ausläuft, während die Mitte mit zwei Flügeln zu einer herzförmigen Fläche verbreitert ist, in welcher symmetrisch zwei Nägel stecken und an deren Flügelenden zwei Eisenringchen angebracht sind (das eine derselben ist ausgefallen). Dazu kamen aus Eisen ein Beil, 13 cm lang (Taf. VI, 10), verschieden gestaltete Messer (Fig. 4, 11, 13) von 17,4, 23,4 und 20 cm Länge, ein 16 cm langes Baummesser (?) mit Schaftlappen zur Befestigung eines Holzstiels (Fig. 7), ein Beil (Fig. 3) oder ähnliches Werkzeug (Länge 11,6 cm), gleichfalls mit Schaftlappen, eine Kuhschelle (Fig. 6), Länge 6 cm, und eine Menge von Eisenbeschlägstücken und Nägeln mannigfaltigster Art und Gestalt. Zu ihnen gesellten sich drei Eisennägel (Fig. 17) mit kräftigen, gegossenen, hübsch profilierten Köpfen von Bronze (Länge der Köpfe 3,4 und 5,2 cm), Gefässfragmente von Bronzeblech, darunter ein runder Deckel (Durchmesser 15 cm) mit in der Mitte darauf befestigtem halbkreisförmig aufsteigendem Eisenband als Griff, zwei gegossene Bronzeköpfchen (Höhe 5,5), roh gearbeitet (vielleicht weiblich, vielleicht Apollo?), auf der Rückseite hohl, welche als Zierrat irgend eines Geräts gedient haben müssen (Taf. VI, 9), endlich der 10 cm hohe bärtige Kopf einer Bronze-Statuette (Taf. VI, 8), welcher in ziemlich roher, später Provinzialarbeit mit conventionell angeordnetem Haar und Bart das Bild irgend einer männlichen Gottheit darstellt. Von weiteren Teilen der Statuette wurde trotz sorgfältigen Suchens nichts mehr gefunden, ebensowenig von den Geräten, welchen jene Nagelköpfe von Bronze oder die beiden Köpfchen Fig. 9 angehört haben konnten; es darf demgemäss angenommen werden, dass der Keller, welcher offenbar in erster Linie als Vorratsraum für Nahrungsmittel diente, — fand man doch neben dem Eingang (Taf. I, Keller a.) noch ein Stück Wirbelsäule mit den Beckenknochen eines Ochsen — zugleich allmälig die Reste abgängiger und zerbrochener Gegenstände des Haushalts in sich aufgenommen hat.

Wenden wir uns zu der andern, oben berührten Fundstelle, dem Hof- (?) Raum (qq) vor der Nordmauer des Gebäudes I, so waren auch dort einige beachtenswerte Gegenstände liegen geblieben. Man fand hier Stücke einer römischen Handmühle*, einen noch vollständigen Läufer aus Niedermendiger Lava von 38,5 cm Durchmesser mit 10,5 cm Höhe (Taf. IV, 33) und ein grosses Stück eines zweiten aus hellrotem Sandstein (Taf. IV, 34). Sie haben auf der Oberseite (Fig. 34 oben, 35 unten) erhöhten Rand zur Aufnahme des zu mahlenden Getreides und sind auf der unteren (Fig. 33 oben, 34 unten) etwas concav ausgehauen, um auf den convexen Bodenstein aufgesetzt zu werden. Mitten durch geht ein rundes Loch a mit zwei Flügeln; vielleicht ist ein mit dem etwas konischen Eisenring (Taf. IV, 36) zusammen gefundenes, 35 cm langes spitziges Eisen (Fig. 35), dessen tüllenartiger oberer Rand umgeklopft erscheint, der ursprünglich zum Festhalten des Läufers durchgesteckte Dorn gewesen. Die seitlich eingeschlagenen Löcher (Fig. 33, b) dienten zum Einlassen eiserner Ringe, in welche die zum Herumdrehen des Läufers dienenden Stöcke gesteckt wurden. Ferner lagen dort eine 24 cm lange spitzige Maurerkelle römischer Form (Taf. VI, 1), ein eiserner gebogener Eimerhenkel von 25,5 cm

* Über deren Einrichtung s. Mitteilungen der Antiquar. Ges. in Zürich, XV, S. 53 (15), Taf. I, 18.

Durchmesser (Taf. VI, 12), eine eiserne Kette von 88 cm Länge mit 4,5 cm langen Gliedern in Achterform, dazu verschiedene Beschlägstücke und Nägel, ferner ein flacher Spinnwirtel aus thonigem Stein und eine noch 18 cm lange Nadel aus Bronze. Aus wenigen vorhandenen Thonscherben liess sich ein kleiner Topf von der Form Taf. III, 9 zusammensetzen. Führen wir noch an, dass auf der inneren Seite der grossen Umfassungsmauer östlich eine grosse Zahl zusammengehäufter Eisennägel entdeckt wurde, so schliesst sich damit die Aufzählung der in der ganzen Anlage zu Tage getretenen Fundstücke ab.

II. In den Frühmessgärten.

Hinter einigen Bauernhäusern und einem Garten im westlichen Teile des Dorfs zieht sich gegen Süden (s. Taf. II) eine Anhöhe hinauf, welche gegen Osten durch eine schluchtartig eingeschnittene Dorfstrasse begrenzt wird. Unmittelbar an die Häuser sich anschliessend bildet sie eine Art Terrasse von etwa 60—70 m Breite, welche sich gegen Westen ziemlich weit, fast bis zur Strasse nach Wöschbach, hinzieht. Auf derselben, hart hinter den Häusern, war man früher auf jene Mauern mit rot bemalten Wänden gestossen und hatte, wie sich nachher herausstellte, wiederholt durch Schatzgraben allerlei, was hier zu Tage trat, zerstört. Hier wurde mit einem 28 m langen Versuchsgraben von Punkt b aus zuerst bis a und dann weiter bis f angesetzt, und schon in der ersten Stunde fanden sich bei c in geringer Tiefe römische rote Wandbewurfstücke, worauf man dann bei A, B und G auf einander parallele Mauerzüge stiess (s. den Schnitt fb). Ein zweiter kurzer Versuchsgraben E deckte eine rechtwinklich auf jene zulaufende Mauer auf, und zwei weitere bei D und F bewiesen, dass der Baugrund sich auch noch weiter nach Westen hinzog. Die lange gesuchte Örtlichkeit war damit gefunden und die fortgesetzte Arbeit führte nunmehr zur wenigstens teilweisen Bloslegung einer grösseren römischen Villa, deren in Muschelkalkstein errichtete Mauern bei 60—65 cm Stärke manchmal noch bis zur Höhe von $1^1/_2$ m erhalten waren. Es war eine Anzahl viereckiger Gemächer, welche sich um einen kleinen fast quadratischen Hof XI (11 auf 12,7 m), ein Atrium, gruppierten. Östlich und westlich von letzterem zogen sich zwei symmetrisch gelegene 17 m lange, 2,50 m breite Gänge I und X hin, südlich fügten sich zwei quadratische Zimmer XII und XIII und ein länglich, rechteckiger Raum VI an. Nördlich liess sich die Ausgrabung wegen des anstossenden Gartens, in welchem übrigens das Vorhandensein eines weiteren Mauerzugs (F_1) sich feststellen liess, nicht weiter verfolgen; mehr gegen Westen geboten teils die allzugrosse Tiefe, in welcher die Mauern erst zu Tage traten, teils andere Misstände Halt. Gegen Osten war in der unmittelbaren Nähe der Bauernhäuser alles zerstört; weiter südlich konnten aber noch einige Gelasse, kleine Teile der Gemächer IX und VII, dann der an VI sich anschliessende längliche Raum II und die den Schluss nach Osten bildenden drei Gemächer III, IV und V aufgedeckt werden. Eine den engen Raum VIII abschliessende, bei Q sich verlierende Mauer ging beim Anschluss an die ostwestliche Hauptmauer von dieser ab und dürfte späterer Zeit angehört haben.

Die Betrachtung der Räume im Einzelnen gibt von ihnen folgendes Bild:

Das als Atrium angesprochene Viereck XI wurde in der südöstlichen Ecke M, wo eine 1,40 m breite Thür, deren Schwelle ausgebrochen war, aus dem Gang I gegen

dasselbe heraus führte, untersucht. Die Mauer ging innen (s. Fig. 3) unter der Schwelle mit 11 cm Vorsprung noch 1,15 m abwärts bis zu dem noch etwas weiter vorspringenden 20 cm hohen Fundament. Hier erschien gewachsener Grund, kein künstlich hergestellter Boden, dessen Niveau, wenn er vorhanden war, sich demnach nicht mehr bestimmen liess. Der Bewurf der Mauern gegen den Raum XI zeigte, wie für einen Hof zu erwarten, nur Mörtel ohne Bemalung.

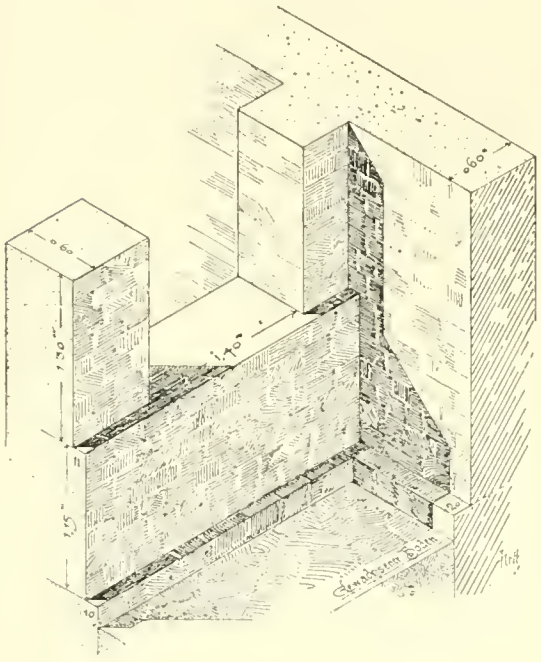


Fig 3.

In dem langen Gange I war ein eintöniger weisslicher Cementboden noch gut erhalten. Nach XI, XIII und VI führten Thüren, deren Schwellensteine nicht mehr vorhanden waren. Gegen Norden erschien bei e, aber erst 50 cm unter dem Cementboden des Gangs, eine von Ost nach West ungefähr in der Richtung des Gartenzauns ziehende Quermauer, welche noch 1,20 m tief in den Boden verfolgt werden konnte. Da das Mauerwerk der beiden Langmauern von ihr abging und sich in deren oberem Teil über sie weg nach dem Garten zu zog, so scheint sie noch nicht den nördlichen Abschluss des Ganges gebildet, sondern vielleicht einer früheren Bauperiode angehört zu haben, wie denn überhaupt in dem ganzen Anwesen da und dort die Spuren eingreifender Umbauten wahrzunehmen waren. Was aber dem Gange besonderen Reiz verlieh, war die noch in überraschendem Masse erhaltene Bemalung seiner Wände. Von der südöstlichen Ecke ab war dieselbe an der östlichen Wand noch in einer Länge von 4—5 m und einer Höhe von 1 m und mehr vom Boden ziemlich unversehrt, sonst, auch an der Westwand, wenigstens noch stellenweise erhalten. In 30—35 cm Höhe vom Boden zog sich (s. Tafel V, 1) auf gelblichem (vielleicht ursprünglich weissem) Grunde ein dunkelbraunroter doppelliniger Saum hin und 8 cm höher folgte eine Reihe rechteckiger, 1,25 m breiter und wohl 70 cm hoher, roter, durch breite gelbe Bänder von einander getrennter Felder; die gelben Bänder waren mit einfachen Kreisornamenten, rot, grün und weiss, verziert, je in der Mitte der roten Felder traten noch deutlich kleine Genrebilder kulinarischen Inhalts, je auf eine grüne Standfläche gestellt ein Schinken, zwei Vögel mit einem Messer, ein gebratenes Huhn auf einer Schüssel samt Messer (letzteres besonders deutliche Bild (Taf. V, 2) im Schutt gefunden), zu Tage.* Weiter hinauf an der Mauer war der farbige Bewurf abgefallen und fand sich in vielen noch gut erhaltenen Stücken im Schutt. Aus denselben liess sich (s. Taf. V, 4) ein einfaches Flächenornament auf weissem Grund, aus Kreisen von 76 und 27 cm Durchmesser und Füllungen in rot und grün bestehend, herstellen, welches einst entweder dem oberen Teil der Wände oder der Decke angehört haben musste. Andere im Schutt gefundene Stücke, rot mit gelben und grünen Verzierungen, mit Darstellungen von Früchten, Vögeln, von Prunkgefässen,

* Die mit thunlicher Sorgsamkeit von der Wand abgenommenen Bilder wurden in Rahmen auf Gypsgrund wieder zusammengesetzt und befinden sich jetzt in der Grossh. Alterthümer-Sammlung in Karlsruhe.

obere Friesfragmente in schmalen rechteckigen roten Feldern mit schwarzer Umrahmung und noch spärlichen Resten weiterer Genrebilder (s. Taf. V, 5), lieferten den Beweis, dass die Wände in der Mitte und oben in noch mannigfaltigerer Weise verziert gewesen waren.*

In der südöstlichen Ecke des Ganges I lagen eiserne viereckig gebogene Spangen der Thürpfosten unter Kohlenresten, letztere wahrscheinlich vom Holzwerk der beiden Thüren herrührend. Sonst war der Schutt voll von Dachziegelstücken, welche über dem ohne Zweifel einstöckigen Raum ein entsprechendes Dach anzunehmen gestatteten.

Auch die Wände des symmetrisch zu I liegenden Ganges X, dessen Mauern schlechter erhalten waren und ausser bei N gegen den Raum VI hin, keine Thüröffnung mehr erkennen liessen, waren entsprechend bemalt, hier die Felder mit Bildern — Darstellungen von Gefässen aus Thon und Glas — schwarz, die trennenden Bänder rot (ein einziges noch undeutlich erhaltenes Bild, das an Ort und Stelle kopiert, aber nicht mehr abgenommen werden konnte, s. Taf V, 3). Im Schutt fanden sich noch weitere Bewurfstücke mit gelben Ornamenten auf rotem Grund, aber auch noch mit Resten gemalter menschlicher Figuren vor, so eines noch 40 cm hohen nackten männlichen Körpers, eines Kopfes (17 cm hoch) mit römischem Raupenhelm, aus denen sich leider kein zusammenhängendes Bild mehr gewinnen liess. Von der Thür bei N lag an ihrem Platz noch die Schwelle aus rotem Sandstein, deren eigentümliche Gestaltung aus Fig. 4,1. erhellt. Die beiderseitigen Schlitze auf ihrer Oberfläche haben wohl zum Einschieben der Thürflügel gedient. Unmittelbar daneben traten bei P in 2 m Tiefe auf die Kante gestellte 40 cm hohe Steine auf 1,30 m Breite gewölbartig etwas aus der Mauer hervor; ihre Bedeutung war nicht mehr festzustellen. Vielleicht wiesen auch sie auf früheren oder späteren Umbau hin.

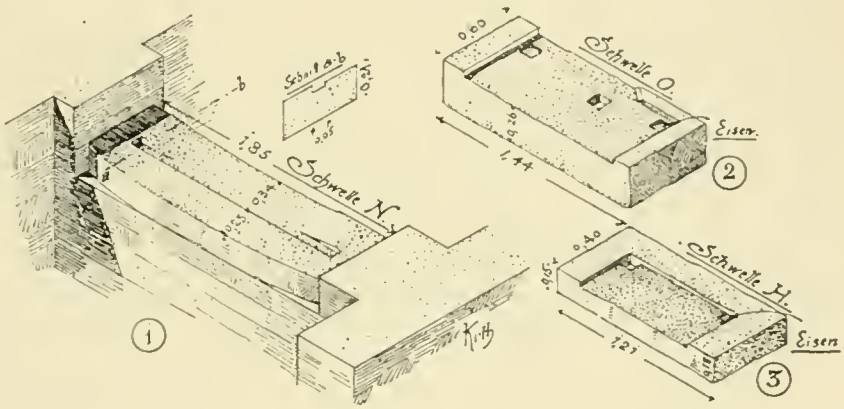


Fig. 4.

Für die Gelasse XII und XIII, sowie für VI liess sich nur noch feststellen, dass sie dieselben Cementböden mit demselben Niveau wie I besassen. In dem Raum XIII fand man noch sichere Spuren von Wandmalerei; auch für XII durfte solche angenommen werden. In dem langgestreckten Raume VI war in dessen östlichem Teile der Wandverputz zerstört; weiter westlich musste sich die Untersuchung auf die Feststellung der Richtung der Mauern, welche bei dem hier stark erhöhten Terrain überhaupt erst in 2 m Tiefe zu erreichen waren und ihrer westlichen Fortsetzung, die nicht weiter verfolgt wurde, beschränken. Durch die lange Südwand, welche aussen 2 m

* Die Wandmalereien waren auf dickem Bewurf al fresco ausgeführt. Herr Geh. Hofrat Dr. Engler hatte die Güte, an der Karlsruher Technischen Hochschule die chemische Untersuchung der benutzten Farben vornehmen zu lassen. Danach besteht die rote Farbe aus rotem Ocker (eisenoxydreichem Thon, rotem Bolus oder Rötel) mit Ausschluss aller Zusätze von Metall- oder Pflanzenfarben. Für Gelb ist gelber Ocker angewandt; grün ist durch eine „grüne Erde", ein Verwitterungsprodukt des Augits dargestellt, worauf insbesondere die Feuerbeständigkeit mit Umschlagen der Farbe in Braun deutete. Auch bei gelb und grün sind alle Metall- und Pflanzenfarben ausgeschlossen.

tief bis zu ihrem Fundament untersucht wurde, ging bei K ein 2,60 m breites Thor ins Freie. Die Gestalt seiner aus zwei Stücken von rotem Sandstein hergestellten Schwelle ergibt sich aus Figur 5. Ihr beiderseits erhöhter Rand bildet an der Langseite gegen aussen Bögen, welche als Abweisesteine dienen mochten; die Thürflügel werden auch hier eingeschoben worden sein. Eine zweite Thür O führte östlich nach dem Raum II hinüber. Ihr Schwellenstein (Fig. 4, 2) lag noch an seinem Orte. In seinen zwei Ecken war je ein Loch zur Aufnahme der Zapfen der Thürflügel, und damit diese den Stein nicht aufrieben, lagen im Grunde der Löcher noch vorhandene viereckige Eisenplättchen. Ein weiteres mittleres Loch nahm den die Flügel schliessenden Riegel auf. Die Thüröffnung selbst war aber über der Schwelle noch aus römischer Zeit auf 1,10 m Höhe zugemauert, ein Beweis, dass auch hier bedeutendere bauliche Veränderungen stattgefunden haben mussten, welche noch ganz besonders die Deutung des Raumes II erschweren.

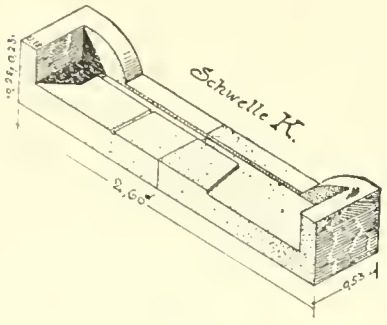


Fig 5.

Dieser länglich rechteckige Raum, in welchen überdem die Zerstörung von der nördlichen Seite her bedenklich eingegriffen hat, zeigte in seiner letzten Gestaltung zwei Cementböden von rötlichem mit Ziegelbröckelchen gemischtem Material über einander, einen unteren, mehr im östlichen, und 71 cm höher einen oberen mehr im westlichen Teil. Unter letzterem verlief in der Längenrichtung des Raums eine nur noch in der Mitte desselben vorhandene Mauer rr_1 (s. Schnitt ik) in der Entfernung von 1,30 m von der südlichen Hauptwand und bog östlich bei r' rechtwinklig gegen Norden ab (die Ecke war mit einer Sandsteinplatte bedeckt); sie schloss gegen Norden eine längs dieser Hauptwand verlaufende 1,70 m breite Bank ab, welche von demselben fortlaufenden Cementguss wie der untere Boden überdeckt war. Dieselbe ging im westlichen Teil des Gelasses in das dortige Stück des oberen Cementbodens in gleichem Niveau über, war also hier nicht mehr zu sehen. Über dieser Bank erhob sich hart längs der Südwand, 37 cm hoch und 40 cm breit, eine zweite ss, von Kalkstein, welche gleichfalls mit Cement übergossen war. Sie muss erst später aufgesetzt worden sein, denn sie ging von der untern Bank ab, und die Südwand zeigte sich hinter ihr noch grün bemalt. Von dem untern Cementboden gingen auf seinem Niveau zwei gemauerte Heizkanäle K' und K durch die Mauer rr' bis zu der Südwand, an welcher sie, mit thönernen viereckigen Heizröhren von der Form Tafel IV. 32 durch beide Bänke hindurch getrieben, senkrecht aufwärts verliefen

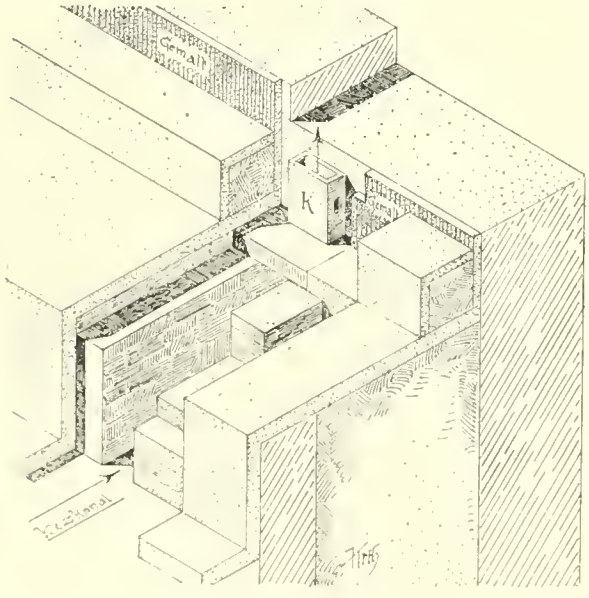


Fig. 6

(s. Fig. 6). Ein dritter solcher Kanal befand sich an der Nordwand bei K_{11}, wo er schief eingetreten zu sein schien; die Stelle war aber schon so zerstört, dass sein Verlauf sich nicht mehr sicher bestimmen liess. Längs der Nordwand verlief ferner von k_{11} bis u unmittelbar unter dem Cementguss ein kleiner Kanal aus viereckigen thönernen Heizröhren, dessen Mündung u aber durch die Westwand verschlossen war, so dass man über dessen Bedeutung vollständig im Unklaren blieb. Auf dem westlichen oberen Cementboden endlich sass, der nordwestlichen Ecke parallel, in der Entfernung von 35 und 49 cm von den Wänden ein mit Cementguss bedeckter Steinwulst ttt auf, der in der Nähe der Thüre O endigte (S. Schnitte gh und lm') und längs der Wände eine Art rechtwinkliger Rinne bildete. Er dürfte gleichzeitig mit der Bank ss aufgesetzt worden sein. An der Westwand stand hier noch farbiger Verputz, gelbe Felder mit senkrechten grünen, rot eingefassten Bändern, an. Endlich verlief durch den östlichen Teil der Nordmauer hindurch in schiefer Richtung ein mit Ziegelsteinen ausgemauerter und noch von Kohle geschwärzter Heizkanal R auf dem Niveau des unteren Cementbodens, und auf demselben Niveau führte eine ebenfalls mit Ziegeln belegte und gefütterte Öffnung S nach dem fast quadratischen Raum III. Des letzteren Wände erschienen mit rohem Mörtelanwurf, an dem keine Farben sichtbar waren, verputzt. Sein etwa 6 m dicker Cementboden (darunter eine Lage von Steinschutt) lag nur 2 cm tiefer als der untere Boden von II. Dem Gelasse war bei T ein viereckiger Feuerungsraum vorgesetzt, in welchem neben vielen noch nach III hineinreichenden Kohlenresten eine grosse viereckige Sandsteinplatte (50/60 cm) lag. In dem den Raum III deckenden Schutt fanden sich viele Stücke von Dachziegeln und Heizröhren und eine Anzahl von Tuffsteinen, einige in Form von Gewölbesteinen, auch Sandsteine und Scherben von Thongefässen vor. In seiner südöstlichen Ecke (m) lag umgeworfen eine Hypokaustenstütze von Sandstein (Figur 7) und neben ihr noch das Bruchstück einer zweiten.

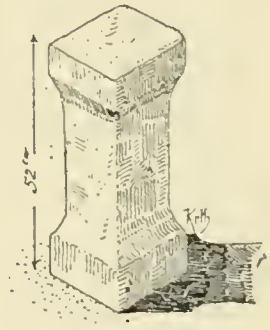


Fig. 7.

Man bekommt von dem Raume III zusammen mit dem Vorbau T den Eindruck, dass er ursprünglich für Hypokaustenheizung eingerichtet war. Sein unterer Boden stand noch, der obere samt den Sandsteinsäulchen musste herausgerissen worden sein, wohl um das Gelass in späterer, vielleicht mittelalterlicher Zeit einem andern Zwecke anzupassen. Die einander benachbarten Heizkanäle T und R mündeten wahrscheinlich in einen jetzt nicht mehr vorhandenen gemeinschaftlichen Heizraum, von welchem aus sie beide beschickt werden konnten. Dann dürfte auch im Raum II ursprünglich über dem unteren Cementboden eine ähnliche Einrichtung getroffen gewesen sein, von welcher aber nichts mehr vorhanden war. Als man später die obere Bank ss und die von dem Wulst ttt gebildete Rinne anbrachte und die Thür O vermauerte, liesse sich vielleicht, solange man nichts Besseres weiss, annehmen, dass der auf die Südseite des ganzen Gebäudes gelegte Raum zu einem Treib- oder Gewächshaus umgebaut werden sollte mit mässiger Heizung durch die wenigen Kanäle und Röhren und mit der Möglichkeit, Pflanzen auf die cementirten Bänke oder in jener nordwestlichen Rinne aufzustellen. Waren einst, wie wir annehmen möchten, auch hier Hypokaustenstützen von Sandstein vorhanden, so wäre wenigstens kein Wunder, wenn sie, wie aus dem Raum III, so auch von hier zu anderweitiger Verwendung weggekommen wären.

Unter dem unteren Cementboden fand sich bei q eine mit kleinen Steinen ausgefüllte Sickerdohle. Als man ein Stück der Mauer rr_1 abbrach, um das Innere der unteren Bank, in welchem Hypokaustensäulen vermutet werden konnten, zu untersuchen, fand sich dasselbe durchaus mit feinem lehmigem Sand gefüllt, in welchem Mäuse Gänge geführt hatten und auf dem über einer Lage von Steinbrocken (s. Schnitt ik) der Cementguss ruhte. Nicht ohne Überraschung stiess man in diesem Raume unter der Bank auf einen cylindrischen Kübel m aus Eichenholz mit zwei Eisenreifen (Taf. IV, 30), von welchem diese und ein Teil des Holzes noch erhalten waren. Der Kübel war ganz mit weissem Kalk gefüllt, welcher krystallinisch glänzend auch über die Wandungen sich ergossen hatte und diesen ein eigentümliches Ansehen gab. Nach der von Herrn Geh. Hofrat Dr. Engler gütigst veranlassten chemischen Analyse hatte man es mit gewöhnlichem, ohne Zweifel aus der näheren Umgebung stammendem, eingetrocknetem Kalk zu thun, der vorher mit Wasser angemacht gewesen war und in Form von Kalkmilch zu weissem Anstrich benützt werden sollte. Wie aber der Kübel hier unten eingemauert worden sein konnte, blieb rätselhaft. Entweder wurde er vergessen, oder man hatte zum Verstecken desselben unter der Cementbank irgend einen bestimmten Grund gehabt.*

In den nur noch zum geringen Teil erhaltenen Räumen VII u. IX lagen die Cementböden 20 cm höher als in dem Gange I; an den noch meist 1,20 hohen Wänden fanden sich Reste von farbigem Verputz, in VII grüne und rote Verzierungen (Guirlanden mit herunterhängenden Festons und dergl.) auf weissem Grund, in IX, verschieden verteilt, hauptsächlich die Farben weiss und grün. Die bei c gefundenen Verputzstücke waren rot mit hübschen weissen Blumen, Rosetten und dergl. verziert. Mancherlei andere Muster von farbigen Verzierungen (s. Taf. V, 6) lagen da und dort im Schutt zerstreut.

In dem südlich von III sich anschliessenden, fast quadratischen Raum IV, der nicht heizbar gewesen zu sein scheint, war der Cementboden kaum mehr erhalten und der Bewurf an den Wänden abgefallen.

Auch der letzte gegen Süden gefundene Raum V ist ursprünglich römisch gewesen, denn an seiner inneren Nordwand zeigte sich noch stellenweise weiss, rot und gelb bemalter römischer Verputz. Zugleich fand man in der nördlichen Ecke der Ostmauer wohl noch an ursprünglicher Stelle eine römische Thürschwelle H aus rotem Sandstein (Fig. 4, 3) eingemauert, mit zwei Löchern in den Ecken, in deren einem, auffallend wenig vertieft, der Boden noch mit einem viereckigen flachen Stück Eisen belegt war. Die Thüröffnung war aber noch 30 cm hoch über der Schwelle zugemauert und der ganze Raum muss in mittelalterlicher Zeit — Thonscherben aus derselben, auch glasierte, welche sich im Schutt fanden, zeugten dafür — wesentlich verändert, wahrscheinlich zur Herstellung eines Kellers verwendet worden sein. Wenigstens führte von der Thürschwelle aus 1 m 32 in die Tiefe eine aus fünf Stufen bestehende roh aus grossen Steinen — unter denen das Stück eines weiteren römischen Schwellensteins X (s. den Aufriss pn) — gefügte Treppe auf einen Boden, welcher über den Kopf einer in seinem Niveau abgeflachten, ohne Zweifel noch römischen Mauer W wegging. Diese selbst war auf einem noch 1 m 20 tiefer liegenden Boden aufgesetzt. Die bei n sich anschliessende dünnere und schlecht gearbeitete südliche Fortführung der Ostmauer,

* Noch jetzt kommt, was für manche Funde Beachtung verdient, bei Bauten vor, dass von Maurern gefliissentlich Gegenstände zum Andenken an ihre Arbeit, oder durch die Schuld von Mitarbeitenden unordentlich liegengebliebene Werkzeuge, wie zur Strafe, an irgend einer Stelle eingemauert werden.

welche mit dem Stück Z rechtwinklig umbog, konnte nicht mehr für römisch gehalten werden. Der Raum V wurde demgemäss auch nicht mehr weiter gegen Westen hin untersucht.

Da der bis dahin aufgedeckte ohne Zweifel grössere und jedenfalls wichtigere Teil der ganzen römischen Bauanlage keinerlei Spur von Brand entdecken liess, so scheint diese nicht durch Feuer zerstört, sondern vielleicht nur verlassen und allmälig im Schutt begraben worden zu sein, soweit nicht ihre östlichen Mauern in späterer Zeit wieder anderweitige Verwendung fanden. Demgemäss ist nicht zu verwundern, wenn das Gebäude auch bei Zeiten ausgeräumt wurde und wenig wichtigere Einzelfundstücke mehr enthielt.

Am meisten fanden sich noch, in den verschiedenen Räumen zerstreut, römische Thonscherben vor, aus denen sich aber vollständige Gefässe nicht mehr zusammensetzen liessen; sie stimmen im ganzen mit denen von den Steinmäuerlesäckern überein, sind nur vielleicht teilweise von etwas feinerer Art. Es darf demnach wohl angenommen werden, dass beide Niederlassungen ungefähr derselben Periode angehörten; leider zeigte sich hier in den Frühmessgärten nicht eine römische Münze, welche etwa dem zur Bestätigung hätte dienen können.

Ein ungewöhnliches Bruchstück aus weisslich gelbem, ziemlich hart gebranntem Thon fand sich im Schutt des Ganges I leider ganz vereinzelt vor. Seine Beschreibung (s. Taf. IV, 1) ist schwierig, wie seine Deutung. Man denke sich einen grossen flachen 11 cm breiten, 2 cm dicken Ring von gebranntem Thon (äusserer Durchmesser 59 cm, innerer 48 cm), von dessen äusserem Rand, als von einem Boden, eine nach aussen gewölbte, mit einem grob eingeritzten Zickzackstreifen verzierte Gefässwandung abgeht (Taf. IV, 1. steht in der oberen Ansicht das Fragment auf dem noch vorhandenen Stücke des Ringes als Boden auf, während die Wandung rückwärts nach oben gerichtet ist, in der unteren ist das Ringfragment in seiner Fläche sichtbar und die von demselben abgehende Wandfläche erscheint von aussen). War der Ring wirklich Boden oder Standfläche, so ist schwer einzusehen, warum diese nicht vollständig geschlossen war. Eher dürfte die Ringfläche oben am Gefäss zu denken sein, das dann nach unten bauchig in eine kreisrunde Standfläche überging. War es ein erhöhter Ring, um, wie in den eines Dreifusses, ein anderes Gefäss hineinzustellen? vielleicht ein im Treibhaus benütztes Stück, oder gar etwas wie ein Sitzbadkübel? Das Fragment gestattet hierüber bis jetzt keine Entscheidung.

Von der gewöhnlichen Thonware verzeichnen wir an groben rotgelben Scherben solche von zwei Amphoren von der Form Taf. III, 1, von zwei Schüsseln (wie III, 30 oder 29), von fünf bis sechs grossen Reibschalen (wie Taf. IV, 3), deren eine durch äusseren roten Überzug sich den Sigillaten nähert, Stücke von Krügchen (wie III, 37) und das etwas feinere Fragment eines grossen Henkelkrugs (IV, 2 zu vergl. mit III, 10) mit eingeritzten oder eingepressten Zierbändern, deren wenig regelmässiges Muster in natürlicher Grösse beigezeichnet ist (ein ähnliches Muster in schwarzgrauem Thon, einem entsprechenden breiten Zierband angehörig, zeigt ein Bruchstück, abgebildet IV, 10); ferner an schwarzgrauem Material Stücke von Schüsseln (III, 30), Platten (III, 31), von zwei Bechern der Form III, 35, und eine grosse Zahl meist kleiner Randstücke von Töpfen wie III, 6—9, und von Schüsseln wie III, 29 und 30. (Einige Profile derselben s. Taf. IV, 4—9), von denen Fig. 4 einer Reibschale mit ausladendem Rand aus schwarzer terra sigillata angehörte.) Von weissgelber Ware fand sich nur das Bruchstück IV, 14, mit einigen zugehörigen kleinen, mit einem oder wahrscheinlich zwei breiten Ohrhenkeln, sonst in der Form nicht genauer

zu bestimmen; von rotem Thon, auf der Aussenseite und teilweise auch innen mit Weiss überzogen, nennen wir das am Rand verzierte Mundstück eines Henkelkrugs IV, 11, Bruchstücke eines Krügchens wie III, 36 und Scherben mit eingeritzten Zierbändern (IV, 12, 13).

Bruchstücke von terra sigillata-Gefässen lagen in ziemlicher Zahl zerstreut; von 8 Tassen* (Form III, 45, und genauer bei H. Dragendorff, Terra Sigillata, Bonner Jahrb., Heft XCVI, Taf. II, 33), von Reibschalen (IV, 3 und 15, mit senkrecht abwärts gestülptem Rand IV, 16), von Schalen mit Barbotine-Verzierungen (IV, 17), von glatten Schalen mit niederem Fuss (IV, 19), von grösseren Näpfen mit Figurenzier (IV, 20—24), endlich von einem kleinen dünnwandigen bauchigen Gefäss mit eingeritzter Strichverzierung und schlechterem Brand (IV, 18). Von Töpferstempeln wurden gefunden (IV, 25—28 in natürlicher Grösse): MAIIANVSF (Fig. 27, auf der Innenseite eines runden Fusstückes, Durchmesser 11 cm, wahrscheinlich einer flachen Schale, Dragendorff, Taf. II, 32) und auf den 1837 gefundenen Scherben auf der Innenseite der Fussstücke eben solcher Schalen die Namen Fig. 25 MARCVSF (Durchmesser des Fusses 9 cm), Fig. 26 MAGIOF (Durchmesser des Fusses 9,4 cm), Fig. 28 NIVALF (Durchmesser des Fusses 8 cm, der ganzen Schale 16 cm).

Zu den Erzeugnissen aus schwach rötlichem Thon ist auch noch das eigentümliche Fragment Taf. IV, 31 (in Vorder- und Rückseite gezeichnet) zu rechnen, das einem selbständigen, bis jetzt nicht zu deutenden Thonfigürchen angehört oder etwa den figurierten Stiel eines Gefässes gebildet haben mag.

Aus Eisen fanden sich zahlreiche Nägel, Hacken, Beschlägstücke, eine kleine Messerklinge, eine schwere vierkantige Pfeilspitze mit Dorn zum Einstecken in den Schaft (Länge mit dem Dorn 12 cm), etwas plumper und schwerer als ähnliche in den Limescastellen, z. B. in Osterburken, gefundene Stücke. Von Bronze lagen im Schutt des Raumes II das zierliche Beschläg einer Dolchscheide (Taf. IV, 37), im Raum III ein aus Bronzeblech geschnittener vergoldeter Buchstabe T (IV, 38) mit kleinen Löchern zum Anheften, ausserdem einige Fragmente von Gefässen. Von Glas fand man nur ein Stück, das eines kreisrunden unverzierten Napfes von 13—14 cm Durchmesser mit verdicktem Rand; ob ein im Raume V gefundener Schleifstein (Taf. IV, 29) römisch ist, mag unentschieden bleiben.

Sämtliche Fundstücke treten freilich zurück gegenüber den aufgedeckten Wandmalereien, welche, wenigstens in Baden, bis jetzt nirgends so ausgedehnt und in so guter Erhaltung vorhanden, einen guten Begriff davon geben, in welchen zwar einfachen, aber doch ansprechenden Mustern und mit welchen technischen Mitteln die römische Provinzialkunst auf diesem Gebiete auch in entlegeneren Gegenden noch gearbeitet hat.

Nach Aussage der Landleute soll sich in den benachbarten Äckern noch da und dort Mauerwerk zeigen. Die Umstände verboten zunächst demselben weiter nachzugehen. Immerhin dürfte unsere römische Niederlassung eine etwas ausgedehntere gewesen sein; sie reiht sich einer ziemlichen Anzahl ähnlicher ländlicher Villen an, welche in derselben Gegend bei Bauschlott, Nussbaum, Kieselbronn, Pforzheim, Büchig und bei Ettlingen zerstreut sind.

* Neuestens (August 1895) wurden hart an der Ostmauer der Räume IV und V beim Fundamentgraben für ein hier an der Dorfgasse zu errichtendes Haus im Schutt unter andern Scherben noch zwei weitere fast vollständige solche Tassen von 11 und 15 cm oberem Durchmesser mit Töpferstempeln auf der Innenseite des Bodens gefunden. Die grössere trägt den Stempel VIRILISF, die kleinere AVIT(us)FE.

Die Turmberg-Ruine bei Durlach.

Von *E. Wagner.*

Viel bekannt und weithin geschen erhebt sich unmittelbar östlich von der Stadt Durlach, zu einer Höhe von etwa 140 m ansteigend, der Turmberg, der auf seinem Gipfel, wie zu einer Warte bei der Einmündung des Pfinzthals in das weite Rheinthal bestimmt, eine Ruine, das alte Wahrzeichen von Durlach, trägt. Er wird in der weiten Umgegend, vor allem von Seiten der nahen Residenzstadt Karlsruhe, wegen der guten Höhenluft und der herrlichen Aussicht über den Schwarzwald und die malerische Kette des Hardtgebirgs und der Vogesen immer mehr geschätzt und gewürdigt, zumal seit eine Drahtseilbahn mühelosen Aufstieg gestattet und der Besucher oben in zwei Restaurationen gastliche Aufnahme findet. Die Ruine gewinnt an Anziehungskraft durch das Rätsel, in welches sie gehüllt erscheint; nicht einmal ihr einstiger Name ist bekannt und es ist nicht zu verwundern, wenn in den letztvergangenen Jahrzehnten der Glaube an ihren römischen Ursprung entstehen und seither fast unangefochten bestehen bleiben konnte.

Schon früher ist sie Gegenstand schriftstellerischer Behandlung gewesen, so in der „Kleinen Chronik von Durlach" von S. Fr. Gehres, Karlsruhe, Braun 1824, in der „Geschichte der Stadt Durlach" von K. G. Fecht, Heidelberg, Emmerling 1869, und von demselben mit geändertem Standpunkt in dem „I. Zwanglosen Heft des Karlsruher Altertumsvereins" 1891, dann in der „Umgebung der Residenzstadt Karlsruhe" von J. Näher, Karlsruhe, Gutsch 1884, in welch letzterer Schrift auch Ansichten des noch stehenden Turmes zu finden sind. Leider sind solche aus früherer Zeit nur klein und undeutlich vorhanden, so auf Bildern von Merian aus dem 17. Jahrhundert. Die älteste uns bekannte, aber auch recht klein und unbestimmt gehaltene Darstellung des Turmbergs (S. Tafel VII) befindet sich auf einem Plan der Gegend um Mühlburg aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, welcher früher im Grossh. Generallandesarchiv aufbewahrt, seit 1877 in die Grossh. Altertümersammlung übergegangen ist.* Ein Gesamtplan der Ruine, soweit sie erhalten ist, fehlte bis jetzt ganz. Im Jahre 1854 scheint anlässlich der von der Stadt Durlach angestrebten Ausräumung des Turmes und der Herstellung einer Gartenanlage in dessen Umgebung eine Untersuchung der Baureste ins Auge gefasst worden zu sein, die aber nicht zur Ausführung kam. Aus einem damaligen

* Eine photographische Nachbildung desselben in den „Karlsruher Nachrichten" von 1877 und in der „Geschichte von Karlsruhe" von Fr. von Weech, Karlsruhe, Macklot 1893. Der Plan, welcher allerdings nachträgliche Einzeichnungen aus späterer Zeit enthält, wird hier zu spät in das 16.—17. Jahrh. versetzt. Die Akten, zu welchen er gehört haben muss, sind nicht mehr aufzufinden.

Schreiben des Joh. Ratzel, „Aufsehers der Turmbergruine", vom 30. März 1854 ersehen wir, dass 1813 „die Burg zum erstenmal wieder in zugänglichen Stand gesetzt wurde". Es seien bei dieser Gelegenheit eine Menge von Altertümern, Helebarten, Spiesse und dergl. gefunden worden; vieles habe man nicht beachtet und „unter Schutt und Trümmern unter dem Platz zwischen der Schutzmauer und der Burg begraben".

Seit Anfang der 80er Jahre fanden durch Herstellung neuer Wirtschaftsgebäude auf der Höhe des Turmbergs nicht unbedeutende Veränderungen in seiner Erscheinung statt. Im Frühjahr 1894 beschäftigte sich darauf der Durlacher Verschönerungsverein mit neuen Anlagen auf der Terrasse und bei dieser Gelegenheit traten neue, bisher nicht bekannte oder nicht beachtete Mauerzüge zutage, welche nun im Oktober einige systematische Ausgrabungen, teils mit staatlichen Mitteln, teils mit solchen des Karlsruher Altertumsvereins veranlassten. Dieselben wurden im Juli 1895 zu Ende geführt und dürften nun genügen, um befriedigenden Aufschluss über die Bedeutung der Ruine zu gewinnen.

Wir erhalten jetzt von der letzteren das folgende Bild (s. Plan auf Tafel VII):

Auf dem gegen das Pfinz- und Rheinthal ziemlich steil abfallenden Bergvorsprung, dessen Gipfel nach hinten (gegen NO.) sich in einer Hochebene fortsetzt, steht vor allem der altbekannte viereckige Turm A aus Buckelquadern von rotem Sandstein, und 7 m von ihm gegen Nordwest entfernt eine ebenfalls aus rotem Sandstein erbaute grosse Pfeilermauer B. An die südwestliche Mauer des Turmes ist aus Muschelkalksteinen ein runder Treppenturm mit einer steinernen Wendeltreppe angebaut, und an seine südöstliche Wand schliesst sich eine ebenfalls aus Muschelkalksteinen mit wenigen untermischten Sandsteinen errichtete grosse Ringmauer DDD an, welche in eckigem Zuge noch fast ganz um die eingeebnete obere Fläche des Bergvorsprungs herumgehend, diese gegen die Abhänge hin verteidigt. Die Fläche selbst ist seit den 80er Jahren durch eine moderne, lange, von Südost nach Nordwest streichende Mauer EE in zwei ungefähr gleich grosse Terrassen, eine obere mit dem Turm und eine tiefer gelegte mit den neuen Wirtschaftsgebäuden, geteilt.

Weiter führten nun die Arbeiten des Durlacher Verschönerungsvereins auf der oberen Terrasse auf die noch mehrere Meter in den Boden hinabreichenden Mauern eines zweiten grösseren Turmes F., welcher südwestlich von dem ersten, nur 65 bis 75 cm von ihm entfernt ist, also ziemlich hart an ihn anstösst. Die folgenden Grabungen deckten dann, nordwestlich an diesen anschliessend, die Grundmauer eines Gebäudes G auf und ausserdem verschiedene bisher nicht bekannte Mauerzüge, so einen über den Kalkfels erbauten H zwischen dem noch stehenden Turm und der grossen Pfeilermauer (vielleicht dort noch einen zweiten K und K[1]?) und einige weitere an anderen Stellen, besonders in der Fläche der unteren Terrasse, dann nordöstlich bei L und M. Alles dies neu gefundene Mauerwerk war aus Muschelkalksteinen, die hier unmittelbar zur Verfügung standen, errichtet.*

Unterwirft man jetzt die ganze soweit bekannte Anlage näherer Betrachtung, so

* Wenn Fecht a. a. O., S. 644 mitteilt, „1824 seien noch zwei parallele Fundamente von Umfassungsmauern, und ausserhalb des um dieselben laufenden Hauptgrabens noch weitere 60 cm dicke Fundamente mit sieben Ecken vorhanden gewesen", so sind darunter vielleicht die beiden Parallelwände des älteren Turmes und die Ringmauer zu verstehen. Näher (a. a. O., S. 12) sagt: „Die Ringmauer war nochmals umgeben mit einer Zwingermauer, welche den Wehrgang oder Zwinger einschloss, der an der Angriffseite schmal, sich aber auf der Seite des Bergabhangs erweiterte. Der mit einer Bank versehene Vorplatz am Ende des 1781 angelegten Staffelwegs dürfte zu der erwähnten Zwingeranlage gehört haben". Was damit gemeint ist, wird nicht klar

setzt sich zunächst unzweifelhaft aus der grossen Ringmauer und aus dem von ihr eingeschlossenen, neu gefundenen zweiten Turm, welcher in so grosser Nähe von dem ersten nicht zu gleicher Zeit mit ihm gestanden haben kann und darum als ein älterer anzusehen ist, die Erscheinung einer normalen, nicht sehr grossen romanischen Burg aus dem 12. oder dem Anfang des 13. Jahrhunderts zusammen. Häufig stand eine solche Burg auf einem die Thäler beherrschenden Bergvorsprung; von dem Bergrücken hinter ihr war sie durch Wälle und Gräben, welche den Zugang hinderten, abgetrennt, und auf dem Turmberg finden wir in der That nordöstlich hinter der Ruine waldige zu Spazierwegen umgeschaffene Erhöhungen und Schluchten, welche ursprünglich nichts anderes waren, als eben solche Wälle und Gräben. Die Wälle zeigten, wie einige Einschnitte bewiesen, in ihrem Innern keine Spur von Mauerwerk. Sie waren im allgemeinen mit Kalksteinschutt aus den Gräben aufgerichtet, aber immerhin durch eingeschütteten Mörtelguss gefestigt, wenigstens erschien die Erde ziemlich stark mit Mörtelresten durchsetzt. Die das Burgterrain nach den Abhängen zu umschliessende Ringmauer ist bei durchschnittlich 2,40 m Dicke im Vergleich mit andern Burgen noch nicht besonders stark. Ein ausserhalb desselben (bei N.) gegen Südwesten geführter Schnitt durch die Böschung zeigte indessen, dass ihr wenigstens hier nach aussen noch weiteres Mauerwerk in 1,58 m Stärke vorgelegt war. Zu vermehrter Festigung war dann die Böschung ca. 4,50 m abwärts mit einer Concretschüttung von grossen und kleinen Steinen mit reichlichem Mörtelguss gedeckt, welche zugleich eine Art von Glacis gebildet zu haben scheint und von unten durch stufenförmig aufsteigende, 1 m breite kleine Mauerpfeiler von 2,95 m Länge und ca. 1 m Höhe, von denen hier wenigstens einer aufgedeckt wurde, gegen das Abrutschen Schutz gefunden haben mochte. Der innerhalb der Ringmauer stehende ältere viereckige Turm ist mit 11,68 m im Gevierte ziemlich gross; indessen haben seine Mauern, von denen das nordwestliche bis auf den Grund ausgegrabene Stück nach aussen auffallenderweise aus Schichtenmauerwerk mit verhältnismässig schmal zugerichteten Sandsteinen auf einem 70 cm hohen Fundament von zwei Kalksteinrollschichten mit einer zwischendurchlaufenden Horizontalschicht bestand, bei 2,58 m Dicke ebenfalls nicht die sonst entsprechende Stärke, welche bis zu etwa 3,60 m zu erwarten gewesen wäre. Es war der in jeder mittelalterlichen Burg stehende Bergfrid, der feste Turm, in welchem man in der äussersten Gefahr sich und seine Habe „friedlich bergen“ konnte und welcher, der sicheren Verteidigung wegen fensterlos, seinen Eingang nie am Fusse, sondern erst im zweiten oder dritten Stockwerk besass, so dass der letztere nur durch Leitern zu erreichen war, oder indem man von einem vor der kleinen Thüröffnung auf Kragsteinen ruhenden kleinen Holzgerüste aus sich an Seilen hinaufziehen lassen musste. Die südwestliche Hälfte unseres Turmes, welche nach gefälliger Mitteilung des Herrn Lichtenauer, Direktors der Drahtseilbahngesellschaft, ohnehin schon weiter herab zerfallen war, musste bei dem Bau des neuen Wirtschaftshauses weggesprengt werden. Man stiess hiebei (etwa bei n) in einer Tiefe von 5—6 m, von der oberen Terrasse gerechnet, auf die Decke eines Gewölbs, das einem in das Innere des Turmes führenden, abgemauerten Thorbogen anzugehören schien, damals aber leider weiter nicht untersucht worden ist.

Zugleich zeigte sich, als damals die jetzige grosse Ringmauer auf den Fundamenten der alten errichtet wurde, dass die letztere an einer Stelle, etwa bei m, glatt abging, während das in ihrem nordwestlichen Verlauf anstossende Fundament, wie als Schwelle

eines Thores geebnet war. Deuteten diese Wahrnehmungen auf hier vorhandene Kellerräume, zu welchen man aus den unteren Partien des Bergfrids gelangen konnte und etwa auf ein Ausfallthor in der Ringmauer? Oder gestatteten sie die Vermutung, dass hier die Mündung eines in das Thal hinabführenden unterirdischen Ganges zu suchen sei, dessen Vorhandensein man schon länger kannte? Die Grabung bei N gab hierüber keinen Aufschluss und es wird bis auf weiteres der ersteren Deutung der Vorzug zu geben sein.

Das Vorhandensein eines unterirdischen Ganges, jedenfalls seines Austritts am Fusse des Berges, wird indessen von verschiedenen Seiten so zuverlässig bezeugt, dass gestattet ist von ihm zu reden, auch wenn im Augenblick eine Untersuchung desselben auf gelegenere Jahreszeit verschoben werden muss. Er verläuft südwestlich von der Burg die Anhöhe hinab in den Weinbergen des Gewanns „Kaiserberg“ und mündet unter einem Weinberghäuschen neben einer kleinen Brücke über den hier durch hohe steile Wände eingeengten Dürrbach in zwei Ästen in diesen hinein. Der Besitzer des dortigen Gutes, Herr Rittershofer, hat den hier noch gut erhaltenen Gang vor etwa zehn Jahren zuwerfen lassen, um das nicht unbedenkliche Betreten desselben zu verhindern. Er beschreibt ihn als etwa 3 m unter dem Boden noch ein gutes Stück verlaufend, aus dem Kalkfelsen ohne Mauerung in Manneshöhe und etwa 1 m breit, so dass ein Mann bequem darin gehen kann, ausgehauen. Den Bergabhang hinauf dürfte er weniger tief unter der Oberfläche liegen, da er in einem weiter oben im Weinberg über ihn hinführenden Weg schon einmal ein Einsinken des Bodens veranlasst hat; er vermeidet von unten gesehen die gerade Richtung nach dem Burgturm, indem er sonst in eingesenktem Terrain verlaufen müsste, in welchem ihm das zusammenlaufende Wasser gefährlich werden konnte und zieht sich vielmehr unter dem unmittelbar angrenzenden höher liegenden Boden zur Burg hinauf. Wo er aber in diese eintritt, ist bis jetzt nicht bekannt. Die Arbeit, ihn herzustellen, war wohl keine geringe, aber auch keine allzuschwierige, da der Muschelkalk leicht bricht und man sich mit seitlich zuführenden Schachten helfen konnte. Sein Zweck muss in erster Linie der gewesen sein, auf verstecktem und gedecktem Wege zu dem in der Burg mangelnden Wasser zu gelangen. (Sicher befand sich übrigens innerhalb der Burgmauern eine Cisterne; man giebt an, dass ungefähr bei P sich eine solche befunden habe. Der jetzt sogenannte Burgbrunnen, eine Quelle am Grötzinger Weg, welche schon Ende des 16. Jahrhunderts genannt wird, ist ausserhalb der Umwallung gelegen).

Die oben berührten, nordwestlich bei G an den Turm sich anschliessenden Gebäudemauern dürften im unteren Grunde einen Keller mit gestampftem Lehmboden und mit Verputz der Wände, der noch vorhanden ist, umschlossen haben. Eine in der nordwestlichen Ecke ziemlich roh aufgesetzte dreistufige Treppe aus rohen Sandsteinen wird wohl später eingefügt sein. Da man hart dabei im Schutt eine ziemliche Anzahl durcheinander geworfener Bodenfliessen mit romanischen Verzierungen fand, so darf das betreffende einstige Gebäude gleichfalls als der ursprünglich romanischen Burg zugehörig angesehen werden. Was aber zu deren Gesamterscheinung noch fehlt, der jedenfalls besonders befestigte Eingang zu derselben, welcher gegen Nordwest zu suchen sein wird, dann vielleicht ein Zwinger, jedenfalls eine Cisterne, das alles ist so sehr zerstört, dass auf dessen Auffindung für immer verzichtet werden muss.

Die romanische Burg muss nun einst zerstört worden sein. Als Beweis gilt der zerstörte Turm und der reichliche Schutt, vielfach Brandschutt, der sich stellenweise sehr tief hinab verfolgen lässt. Es fand aber ein Wiederaufbau

statt; bei diesem wurde der Rest des alten Turms, der sich wohl wegen der verhältnismässig geringen Mauerstärke und dem übrigens wohlgefügten Bau mit kleineren Kalkbausteinen als zu schwach erwiesen hatte, nicht mehr benützt, sondern es wurde ein neuer Turm mit besserem Baumaterial errichtet und dieser, damit er bei der Verteidigung an der gefährdetsten Stelle der Burg mitwirken könne, so in die Mauerlinie hinausgerückt, dass seine eine Hälfte ausserhalb derselben fiel. Dies ist der jetzt noch stehende Turm aus Buckelquadern von rotem Sandstein. Er ist etwas kleiner als sein Vorgänger, bei 28 m Höhe mit Aussenwänden von 9,50 m und 9,20 m Breite; seine Mauern sind aber gegen Nordost und Südost, also an den zwei Angriffsseiten bei 2,70 m und 2,90 m Stärke dicker als die des letzteren. Auch er spielte noch die Rolle eines Bergfrids. Am Fuss hatte er ursprünglich keine Thür, denn die jetzt hier vorhandene wurde erst in den 1830er oder 1840er Jahren hergestellt, nachdem, wie überliefert wird, 1689 die Franzosen an der betreffenden Stelle vergeblich den Turm zu sprengen versucht hatten. Der ursprüngliche kleine Eingang mit den normalen Kragsteinen unter ihm ist jetzt noch in 9,35 m Höhe zu sehen, und er ist spitzbogig abgeschlossen, also gehört unser jetziger Turm der frühgotischen Periode an.* Im Innern ist er zweistöckig; jedes Geschoss ist mit einem Gewölbe überdeckt; die Eingangsthür führte in den zweiten Stock, von dem man in den ersten durch eine Oeffnung im Boden mit Seilen oder Strickleitern gelangte, während dem Dach zu eine hölzerne Treppe führte und noch führt. Das nicht mehr vorhandene Dach erscheint auf den alten kleinen Abbildungen bald mehr, bald weniger hoch. Die untersten Räume des Turms sind jetzt mit Schutt gefüllt; nach alter Durlacher Erinnerung reichten sie sehr tief hinab, man habe damals gerne kleine Steine hineingeworfen und mit Spannung ihr Auffallen erwartet; es war das in den Felsen hineingetriebene „Burgverliess", wahrscheinlich in der Hauptsache Vorratsraum, zu Zeiten auch wohl Gefängnis. Um den Turm in die Mauerflucht zu rücken, musste in diese eine entsprechende Lücke gebrochen werden; der Bruch ist in der That an den neu aufgefundenen Mauerstücken H, K^1 und O auf beiden Seiten des Turms noch ersichtlich. Man scheint aber zugleich wenigstens einen Teil der Mauer in vielleicht etwas veränderter Richtung neu errichtet zu haben, denn das an die südöstliche Turmwand anstossende Mauerstück ist ersichtlich erst nach dem Bau der Letzteren angefügt. Was überhaupt bei dem gotischen Neubau von der Ruine der alten Burg beibehalten, was neu hinzugefügt wurde, ist um so weniger mehr zu bestimmen, als an den mittelalterlichen Burgen fortwährend, neuen Bedürfnissen entsprechend, Veränderungen vorgenommen zu werden pflegten.

Wie es scheint, hat übrigens die nächste Folgezeit, von welcher leider keine Nachrichten überliefert sind, mehr Zerstörung als Aufbau gebracht und im 17. Jahrhundert, nachdem der Gebrauch der Kanonen der mittelalterlichen Befestigungsweise ihre Bedeutung genommen hatte, dürfte schliesslich in der Hauptsache nur noch der kräftige Turm mit seinen Buckelquadern sich unbeschädigt erhalten haben; wenigstens zeigt das kleine Bild in dem oben besprochenen alten Plan der Gegend aus der Mitte des Jahrhunderts nur diesen und vielleicht etwas Mauerwerk um seinen Fuss; es beweist zugleich, dass der Berg damals noch bewaldet, und die Stadt Durlach noch im Besitz ihrer Stadtmauer und ihrer Türme war; endlich meldet die bemerkenswerte Beischrift, dass die Ruine damals schon nicht mehr den Namen Burg, sondern den bescheideneren der „Durlacher Warte" führte.

* Siehe unser Titelbild, das der Künstlerhand des Herrn Malers H Petzet in Karlsruhe zu verdanken ist.

Nun ist bekannt, dass im Jahre 1565 Markgraf Karl II. von Baden seine Residenz von Pforzheim nach Durlach verlegte und dort in deutschem Renaissance-Stil die stattliche Karlsburg baute, von welcher, nachdem sie 1689 von den Franzosen zerstört und 1698 nur teilweise in anderer Art wieder errichtet wurde, doch noch jetzt hinter dem jetzigen Gasthofe zur Karlsburg sehenswerte Reste, zwei Wendeltreppentürme, Erkerbauten, Fenster- und Thürkonstruktionen, erhalten sind. Mit diesem Bau scheint der Fürst den Turm der nahen Burgruine insofern in Zusammenhang gebracht zu haben, als er an denselben eine, wahrscheinlich mit einem Ziegeldach gedeckte, hochgestellte Plattform anfügte, welche zur Aufstellung von Allarmkanonen* dienen sollte; damit war seine neue Bedeutung als Wartturm endgiltig bestimmt. Zum genannten Zweck war vor allem ein bequemerer Aufgang zum Turm von aussen erforderlich und hiezu diente fortan der dem letzteren angebaute Treppenturm C. Seine Wendeltreppe zeigt nicht nur dieselbe Konstruktion wie die noch von der Karlsburg vorhandenen, sondern auch im ganzen dieselben, dem Ende des 16. Jahrhunderts angehörigen Steinmetzenzeichen (s. Taf. VII, No. 1—5 im Vergleich mit 7), er ist also zur selben Zeit wie die Karlsburg erbaut und führte fortan in das obere Stockwerk des Turms. Auf diesem wurde darauf durch die nordwestliche dicke Turmwand ein Thor hinausgeschlagen, an dessen Gewände noch jetzt ein gleiches Steinmetzenzeichen (Taf. VII, 6) sichtbar ist. Das Thor führte, wie auch neuestens wieder, da die Plattform als Boden für eine camera obscura wieder hergestellt ist, auf diese hinaus, denn unmittelbar unter dem Thor ist in die Mauerwand eine Fuge ausgearbeitet zur Auflagerung der Balken, deren anderes Ende auf der grossen, 13 m hohen, steinernen Pfeilermauer aufruhen sollte, welche demnach auch erst in dieser späteren Zeit entstanden ist. Ihre innere, dem Turm zugewendete Wand steigt senkrecht in die Höhe, die äussere ist nach oben etwas einwärts geneigt, was sich aus ihrem Zwecke als Stütze für die auf ihr liegende Plattform wohl erklären lässt.

Mit diesem letzten noch stehenden Teile der Ruine ist demnach sicherer geschichtlicher Boden erreicht und es bleibt nun noch die Frage nach früheren historischen Zeugnissen übrig. Wer hat die Burg erbaut? Wem hat sie im Laufe der Zeiten gehört, wie ward sie genannt?

Zunächst drängt sich der Name Durlach auf, denn die Ruine liegt auf Durlacher Gemarkung, wenn sie auch an die von Grötzingen angrenzt und ungefähr gleich weit von beiden Orten entfernt ist. Derselbe ist nach neuerem Forschungsergebnis deutsch, nicht keltisch, somit ist die mit ihm bezeichnete ursprüngliche Niederlassung nicht eine keltische und auch nicht eine römische, sondern eine deutsche und fällt in verhältnismässig spätere Zeit. Sicher geschichtlich bezeugt ist der Name Durla, Durlahe, Durlach, Turlach, Türlac, erst mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts;** in der Mitte desselben erscheint die Stadt als eine befestigte, wie denn die im 17. Jahrhundert noch bestehende Befestigung mit Mauern, Türmen, Wall und Graben selbst aus dem jetzigen Stadtplan noch ersichtlich ist. Sie befindet sich, wie es scheint seit

---

* Fecht teilt mit, dass man nicht allzulange nachher, unter Markgraf Georg Friedrich 1604, die Tragweite der auf der Plattform stehenden Geschütze hinsichtlich des Schalls prüfen liess. Es stellte sich heraus, dass der Schuss in der Ebene bis über den sogenannten Landhag an der Speierer und Pfälzer Grenze, im Gebirg aber nicht bis Langensteinbach hörbar war.

** Siehe z. B. Rich. Fester, Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg 1050—1515, Innsbruck, 1892, S. 27, No. 328, S. 28, No. 343, S. 37, No. 425, aus den Jahren 1234 und 1255.

1227, im Besitz der Markgrafen von Baden; ein besonderes Geschlecht mit dem Namen von Durlach hat es nie gegeben und es kann demnach auch die Burg nicht ursprünglich so geheissen haben.

Wichtiger erscheint für die frühere Zeit das nahe Grötzingen, denn nicht nur ist der schon 991 genannte Ort älter als Durlach, sondern es ist auch ein Grafengeschlecht von Grötzingen bekannt; schon 1158 findet sich ein Wecelo, comes de Grecingen. Vor dem Jahr 1272 muss Grötzingen samt Burg an den Markgrafen Rudolf I. von Baden (1243—1288) übergegangen sein, denn eine Urkunde des genannten Markgrafen von 1272 datiert „in castro Grecingen"*. In diesem Jahre war somit die Burg markgräflich badisch und hiess „Burg Grecingen", und da in Grötzingen selbst keine Burganlage gefunden wird (die dortige Augustenburg ist späteren Ursprungs), so wird mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen sein, dass mit dem castrum Grecingen die auf dem Turmberg stehende Burg bezeichnet ist. Als Bestätigung dafür mag die Thatsache gelten, dass noch heute der alte Burgweg von Grötzingen aus nach ihr heraufführt, während ein zweiter solcher von Durlach aus, der sogenannte Wolfsweg, erst auf der Höhe in den Grötzinger Burgweg einmündet, also später als dieser zu setzen sein wird.

Es ist indessen nicht anzunehmen, dass die Grafen von Grecingen als Besitzer der Burg im Anfang des 13. Jahrhunderts auch deren Gründer gewesen sind. Fecht möchte ihre Gründung dem Geschlecht von Hohenberg oder Hohenburg zuweisen, welches im Anfang des 12. Jahrhunderts im Pfinzgau ansässig gewesen ist. Von ihnen sei sie dann an die Grafen von Grecingen, gegen Ende des 13. Jahrhunderts von diesen an die Herren von Rossewag und von Letzteren an die Markgrafen von Baden übergegangen. Bei dem Mangel an zuverlässigen Nachrichten wird man hierüber schwerlich je ins Klare kommen. Es ist wahrscheinlich, dass die Anfänge der den Ausgang des Pfinzthals beherrschenden Burg schon in das 10. oder 11. Jahrhundert fallen und man wird sich des weiteren mit dem oben berührten Ergebnis befriedigen können, dass sie im 13. Jahrhundert den Grafen von Grecingen gehörte und 1272 unter demselben Namen als Burg Grecingen in dem Besitz des Markgrafen von Baden war.

Weiter meldet nun eine urkundliche Notiz vom 9. Januar 1274, dass Kaiser Rudolf von Habsburg kurz nach seiner Krönung vom Elsass aus die Burgen und Städte Mühlburg, Grötzingen und Durlach erobert habe** (fortissima castra et opida Mulenberg, Crezingen et Duorlach expugnavit). Dass Mühlburg damals eine Tiefburg besass, ist bekannt***; der gebrauchte Ausdruck ist aber auch richtig, wenn er von drei Städten und nur zwei Burgen reden will, somit wird sich die Bezeichnung castra nur auf Mühlburg und Grötzingen beziehen und der Kaiser hat demnach den Turmberg eingenommen. Er hat die Burg aber nicht zerstört, sondern dieselbe offenbar dem Markgrafen Rudolf I. zurückgegeben, denn noch im selben Monat, am 20. Januar 1274, datiert Letzterer eine Urkunde „in castro nostro Grecingin"†.

Nachdem darüber fünf Jahre hingegangen, giebt eine weitere urkundliche Notiz vom 2. Mai 1279 die Nachricht, dass Konrad III. von Lichtenberg, Bischof von Strass-

* S. Fester a. a. O., S. 44, No. 490.
** S. Fester a. a. O. S. 45, No. 492.
*** S. auch auf dem besprochenen Plan aus dem 16. Jahrhundert.
† S. Fester a. a. O. S. 45, No. 493.

burg, „castellum Türlac per ignem destruxit et ea quae in eo reperit, deportavit“*. Sie lehrt zweierlei: erstens, dass unsere Burg nun den Namen Durlach führte, dass sie also der Markgraf von Baden nach 1274 zu dem bedeutender gewordenen Durlach geschlagen hatte, zweitens, dass sie 1279 von dem Bischof von Strassburg durch Feuer zerstört wurde. Dies passt vortrefflich auf die Zerstörung unserer romanischen Burg und auf den Brandschutt, auf welchen man bei den Grabungen so mannigfach stiess.

Ohne Zweifel haben bald darauf Markgraf Rudolf I. oder seine unmittelbaren Nachfolger die Burg bis zu einem gewissen Grade und wohl mit teilweiser Benützung der noch vorhandenen Mauern wieder aufgebaut, und daher rührt dann der jetzige frühgotische Turm und der an denselben von Südost her stossende Mauerzug. Eine Notiz von 1295** spricht von einem Zehnten „de agro ante portam Durlach et de agro juxta castrum ibidem“, und wenn mit der Bezeichnung des letzteren Ackers als „neben der Burg bei Durlach liegend“ auch noch die Ruine gemeint sein könnte, so liegt doch näher, an die in dieser Zeit wieder aufgebaute Burg zu denken. Übrigens scheint, wie schon oben bemerkt, die letztere in der Folgezeit, sei es durch neue, wiederholte und gründliche Zerstörungen, sei es aus andern nicht mehr bekannten Gründen an Wert und Bedeutung verloren zu haben und das Interesse beschränkte sich immer mehr nur auf den unberührt gebliebenen festen Turm. Wie der oben besprochene Plan aus dem 16. Jahrhundert angiebt, führte er schon in jener Zeit nur noch den Namen der „Durlacher Warte“; Fecht spricht auch von Nachrichten, welche beweisen, dass im genannten Jahrhundert „der Bergturm als Standort für eine Stadt- und Landwache diente, dass für denselben zwei ständige Wächter bestellt waren und sich eine Glocke oben befand“. Was Wunder, dass dann auch die Markgrafen von Baden als Besitzer der Burg, deren Entstehung in keiner Beziehung zu ihrem Stamme gestanden hatte, sich nicht veranlasst fühlten, sie mit besonderem Namen zu bezeichnen; es war mit der Zeit nur eben noch der zur Stadt Durlach gehörige Turm und die Durlacher hatten recht, wenn sie künftig nur noch von ihrem „Turmberg“ redeten, wie das noch heute ihre Gewohnheit ist.

Bereits wurde bemerkt, wie um das Jahr 1565 die neue Bedeutung des Turms als Wachtturm dadurch, dass ihm eine Plattform für Allarmkanonen angebaut wurde, zu verstärktem Ausdruck kam. Über seine weiteren Geschicke sind wenige Nachrichten verzeichnet. Im 30jährigen Kriege kam von 1642 an die regelmässige Bergwache in Abgang und der Turm wurde nur nach Umständen als Wache oder Zufluchtstätte benützt; 1644 brannte sein Holzwerk aus, wurde aber nach 1648 wieder hergestellt. Als dann 1689 die Franzosen Durlach zerstörten, brannten Dach und Holzwerk wieder nieder, die Mauern widerstanden aber „dem Feuer und Pulver“, d. h. es wurde der vergebliche Sprengversuch gemacht, dem später das untere Thor seine Entstehung verdankte. Seit 1770 ist „wegen Baufälligkeit“ (wahrscheinlich der Plattform) kein Wächter mehr auf dem Turm und der Zustand ist erreicht, in welchem die Ruine im ganzen bis heute geblieben ist.

* S. Fester a. a. O. S. 49, No. 518.

** Bader in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins V, S. 249, Beurkundung über Stift Weissenburg'sche Lehen der Herren von Grecingen.

Es ist noch übrig, die Fundstücke zu berühren, welche teils bei den Neubauten seit 1880, teils durch die letzten Grabungen zu Tage traten. Die bedeutendsten und seltensten sind die leider nur in wenigen Exemplaren vollständig erhaltenen, bereits angeführten quadratischen Bodenfliessen aus gebranntem Thon (s. Taf. VIII), deren schöne Randverzierungen samt den von ihnen umschlossenen Mittelbildern, Greifen, Hirschen und mittelalterlichen Drôleries, durchaus den romanischen Charakter tragen.

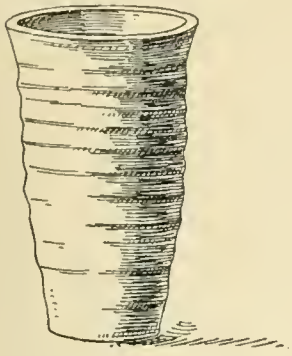


Fig. 1.

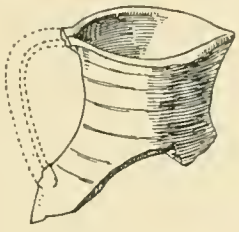


Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

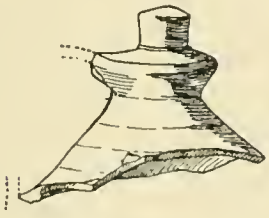


Fig. 5.

Fig. 6.

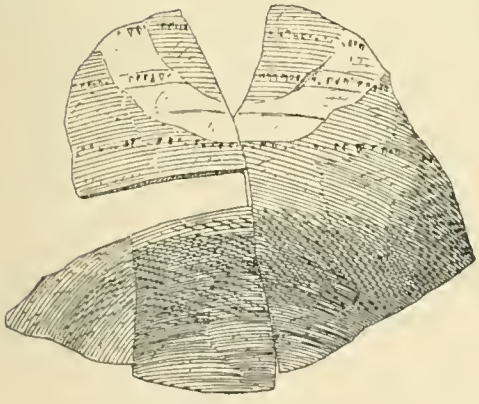


Fig. 7.

Fig. 8.

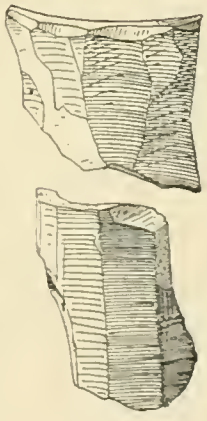


Fig. 9.

Bei der grösseren Zahl dieser Fliessen beschränkt sich die Verzierung auf zwei durch Rädchen eingedrückte konzentrische Kreise ohne Mittelbild; auf zwei solchen Stücken sind Hirsche als Mittelbilder dargestellt; vielleicht waren ursprünglich die Tafeln mit Bildern in den Ecken oder den Rändern des Fussbodens verteilt. Ihnen schliessen sich Scherben romanischer und vielleicht gotischer Thongefässe an, von denen die wichtigsten Fig. 1—9, alle in $^1/_2$ der natürlichen Grösse, abgebildet sind. Von den

Thonbechern Fig. 1, deren Form u. A. in den Bildern der Manessischen Liederhandschrift wiederkehrt, sind Reste von über zwei Dutzend gefunden, ein Beweis, dass man schon damals auf der Burg dem Trunk nicht abhold war; Fig. 2 ist der Kopf eines rotgebrannten Thonkrugs, Fig. 3 ein häufig wiederkehrender Ausguss, Fig. 4 ein eigentümlich scharfkantiges Henkelstück, Fig. 5 der Kopf eines Deckels; Fig. 6—9 stellen Randprofile und zum Teil verzierte Scherben verschiedenartiger Gefässe dar. Dazu kommen allerlei Stücke aus Eisen, Schlüssel (Fig. 10), Pfeil- und Bolzenspitzen, Beschläge, Nägel, ein schöner aus Eisen geschnittener Degengriff aus dem Ende des 16. Jahrhunderts und anderes, dann Reste verzierter Ofenkacheln aus dem 16. und 17. Jahrhundert, Scherben noch späterer Thongefässe mit Glasur und dergl. mehr.

Unter einigen Münzfunden aus verschiedener Zeit sind am bemerkenswertesten drei späte römische Münzen der Kaiser nach Konstantin aus dem vierten Jahrhundert und zu ihnen gesellt sich, in den Mörtel am untersten Teil der gesprengten Mauer des neu entdeckten älteren Turmes eingebacken, die obere Hälfte eines Bronzefigürchens der altägyptischen Isis (Fig. 11), dessen römischer Ursprung als unzweifelhaft angesehen werden muss. Letzterer Fund erinnert an die seither viel verbreitete Ansicht, welche in dem Turm auf dem Turmberg einen römischen Wachtturm sah, oder doch annahm, er sei auf den Fundamenten eines solchen erbaut. Zu irgend zwingendem Beweis reichen aber die kleinen Stücke nicht aus, denn im vierten Jahrhundert herrschten die Römer nicht mehr in der Gegend und die römischen Münzen können von Alemannen verloren worden sein. Das Isisfigürchen aber kam in den romanischen Mörtel am ehesten mit dem zu dessen Bereitung nötigen Sand, der auf dem Turmberg nicht vorhanden ist und irgendwo vom Thal her, wo ja, wie bei Ettlingen, einst römische Niederlassungen blühten, heraufgebracht worden sein muss. Sonst ist aber auf der Ruine weder von römischem Mauerwerk noch von den in römischen Trümmern immer vorhandenen römischen Ziegeln oder Thonscherben irgend eine Spur gefunden worden. Somit ist als Resultat der seitherigen Untersuchungen daran festzuhalten, dass die Ruine auf dem Durlacher Turmberg nicht römisch ist, sondern der spärlich übrig gebliebene Teil einer nicht sehr grossen mittelalterlichen Burg zuerst aus romanischer, dann aus gotischer Zeit, welche Ende des 16. Jahrhunderts zur Benützung als „Warte“ einige Anbauten erhalten hat.

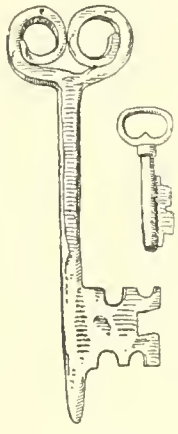


Fig 10.

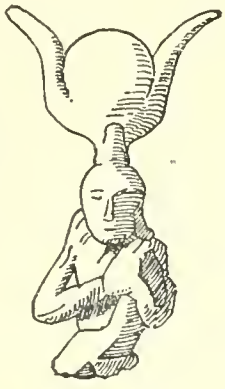


Fig. 11.

Wappen der Markgrafen von Baden auf Medaillen.

Von *Wilhelm Brambach.*

Die äussere Geschichte des Badischen Wappens ist allseitig erforscht, auch zusammenfassend in Bild- und Schriftwerken dargestellt*. Seit den Anfängen der Wappenkunst in Deutschland, durch die Zeiten des romanischen Stiles, der Gotik, Renaissance, des Barock, Rococo und Zopfes hin, ist eine stattliche Reihe markgräflicher Waffen- und Zierschilde von tüchtigen Meistern angefertigt worden und uns erhalten geblieben.

Betrachtet man den ganzen Verlauf vom ersten Auftreten des Badischen Schildes bis zur Bildung des Grossherzogtums, so entrollt sich auch vor dem forschenden Auge eine innere Geschichte des Wappens, die auf Grund des Verhältnisses zwischen Schild und Hoheits- oder Besitztitel folgerichtig fortschreitet. Schon in der ersten Zeit, als Wappen im heraldischen und rechtlichen Sinne aufkamen, d. h. vor Ausgang des 12. Jahrhunderts, führt der Badische Zweig der Zähringer auf seinem Waffenschild ein Gespänge von einfachster, ursprünglicher Altertümlichkeit: ein rotes Band, welches von oben rechts nach unten links schräg über ein goldenes Feld läuft.**

Seit seinem Aufkommen ist dieses Heroldstück allzeit der vollgiltige Ausdruck für die Zugehörigkeit zum Badischen Fürstenhause und für dessen Gesamtrechte gewesen. Auch in jenen Zeiten, als daneben noch andere Wappenschilde für einzelne Hoheits- oder Eigentumsrechte beliebt waren, hat doch die rechte Schrägbinde, rot in Gold, nie aufgehört, für sich allein den Gesamtbestand des Hauses zu vertreten. Daher hat Grossherzog Leopold sich vollkommen im Einverständnisse mit einer

---

* Kopp, Über Entstehung der Wappen im allgemeinen und des Badischen, insbesondere. Freiburg im Breisgau 1831. Anhang zu: Leichtlen, Die Zähringer. — Zell, Geschichte und Beschreibung des Badischen Wappens. Karlsruhe 1858. — v. Neuenstein, Das Wappen des Grossherzoglichen Hauses Baden. Karlsruhe 1892. — Die numismatischen Beziehungen habe ich zusammengestellt: Das Badische Wappen auf Münzen und Medaillen. (Grossh Sammlungen-Gebäude. Münzausstellung.) Karlsruhe 1889.

** Die üblichen Bezeichnungen „rechter Schrägbalken" oder „schrägrechter Balken" sind nicht glücklich. Die strenge Heraldik sieht hier keinen Balken, sondern ein „Wehrgehäng, welches über der rechten Schulter zur linken Seite, auf welcher das Schwerd seyn musste, herabhing — lateinisch balteus, französisch bande" (Kopp, S. 121). Allgemeiner verständlich ist die Benennung „Schrägbinde". Die neueren Ansichten darüber siehe in oben erwähnter Schrift: „Das Badische Wappen auf Münzen und Medaillen, S. 12, 39—42.

sechsundeinhalbhundertjährigen Überlieferung befunden, als er die Nebenschilde ausser Brauch setzte und das Stammschild als alleiniges Zeichen seiner Hoheitsrechte gelten liess.*

Die Wappenschilde für einzelne Gebietsteile oder Hoheitstitel wurden früher auf verschiedene Weise mit dem Stammwappen zusammengestellt. Entweder wurden sie äusserlich ohne Verbindung aneinander gereiht, oder es trat eine zielbewusste Vereinigung von Schilden ein, als Kennzeichen des inneren Zusammenhanges von Besitz und Recht. Beide Darstellungsarten waren beliebt und gepflegt unter Markgraf Christof I. (1475—1527), der zu Ende des Mittelalters die getrennten Badischen Besitzungen vereinigte und erweiterte. Mit einer gewissen Vorliebe hat er auf seinen Münzen die freie Stellung von Einzelschilden anbringen lassen. Hierin stimmte mit ihm sein Bruder Friedrich überein, welcher auf seinem fernen Bischofsitze zu Utrecht (1496—1516) gerne der Heimat gedachte und ausser seinem Stammwappen auch die Schilde einzelner Badischen Landesteile führte.**

Aber auch die gebundene Darstellung ist von Christof I. angewendet und folgerichtig ausgebildet worden. Unter seinem Grossvater Jacob I. war zum Stammwappen seit 1437 das rotweiss geschachte Schild der Grafschaft Sponheim gekommen. In der Verschränkung der beiden Schilde stellte sich einerseits der Stammsitz des markgräflichen Hauses im Schwarzwald und den angrenzenden rheinischen und schwäbischen Landschaften, andererseits der Zuwachs auf dem linken Rheinufer dar. Unter den rechtsrheinischen Landschaften nahmen die Breisgauischen eine gesonderte Stellung ein. Vom Hachbergischen Zweige des Badischen Fürstenhauses im Breisgau erloschen im 15. und 16. Jahrhundert beide Linien, und der Hachberg-Hachbergische Besitz fiel 1418, der Hachberg-Sausenbergische 1503 an das Stammhaus zurück. Dazu wurde aus dem Eigentum der Grafen von Mörs-Saarwerden die Hälfte der Herrschaften Lahr-Mahlberg erworben, zuerst widerruflich 1442, dann endgiltig 1497. Diesen Ursprung und diese Entwicklung seines Gesamtbesitzes stellte Markgraf Christof I. in der Weise dar, dass er drei Bestandteile seiner Lande unterschied und für jeden ein Wappenschild einsetzte:

1. Für den Stammsitz mit den nördlich anliegenden Gebieten einerseits und für die linksrheinischen Besitzungen andererseits: das verschränkte Wappen von Baden und Sponheim.
2. Für die Breisgauischen Gebiete, welche aus Hachberg-Hachbergischem Besitze heimfielen: das Schild von Hachberg-Usenberg. Die Markgrafen von Hachberg hatten das Schild ihres Stammhauses geführt, also die rote Schrägbinde im

---

* Verordnung vom 24. November 1830, Regierungsblatt No. XVIII.

** Eine historische Medaille des Bischofs Friedrich auf seine Kriegserfolge im Jahre 1499 beschreibt Frans van Mieris so: Van de vier wapenschilden, die tusschen de armen van het kruis op de eene zyde staan, behoort het kruis alleen aan't Bisdom van Utrecht, de band is voor het Markgraafschap van Baden, en de overigen voor 't Graafschap Spanheim, Eberstein, Brisgouw, Lahr of andere Landschappen, die onder dat Stamhuis gebracht zyn. Op de andere helft zit de Bisschop Frederik van Baden, als een dapper Krygsman, in't volle harnas, en met opgeheven zwaarde te paerd, gereed om de zynen te beschermen; hebbende wyders eene spreuk uit de harpzangen van David (Psalm CVI, 3), die den eenen en den anderen rand besluit en deezen toepasselyken zin bevat;

BEATI QUI CVSTODIUNT IVDICIUM, ET FACIVNT IVSTICIAM IN OMNIA.

(Histori der Nederlandsche Vorsten, I, S. 317.)

Die freie Stellung der Schilde auf Münzen und Medaillen entsprach im 15., 16. und 17. Jahrhundert einer weit verbreiteten Geschmacksrichtung. Derselben huldigten die Markgrafen Eduard Fortunatus, Wilhelm, Georg Friedrich, Friedrich Magnus und im 18. Jahrhundert noch Carl Wilhelm

goldenen Felde in vollständiger Übereinstimmung mit dem markgräflich Badischen Wappen. Um Hachberg aber zu kennzeichnen, wurde auch von der Usenbergischen Erbschaft das zugehörige Wappen, ein silberner Pflug in Blau, angenommen. Diese Figur setzte nun Christof I. in einem längsgeteilten Schilde links neben die Badisch-Hachbergische Schrägbinde.

3. Für den Anteil an Lahr-Mahlberg: ein Schild, längsgeteilt; rechts ein stehender Löwe, schwarz, rot gekrönt, in Gold, wegen der Herrschaft Mahlberg, und links eine rote Binde in Gold, wegen der Herrschaft Lahr. Später, aber schon im 16. Jahrhundert wechselten die beiden Schildhälften ihre Stelle: Lahr erscheint rechts und Mahlberg links*.

So ist der Zusammenhang der Lande und Hoheitsrechte dargestellt auf einer Klippe, die als Schaustück mit Münzstempeln geprägt ist.

Spruch: TRIW ◦ VND ◦ STET ◦ EWIG ◦ 1501 ◦ +
(= treu und stät ewig.)
Wappen: Baden-Sponheim.
Baden-Usenberg. — Mahlberg-Lahr.
(Hachberg.)

In demselben Sinne haben Christofs Nachfolger den Zusammenhang ihrer Lande und Ansprüche durch Schildverbindungen in ihren Wappen veranschaulichen wollen. Bei der Trennung des Hauses hat sowohl die Bernhardinische, wie die Ernestinische Linie das Recht, sämtliche angestammten Wappen zu führen, fest gehalten. Indessen gab jede Linie den Wappen ihrer thatsächlichen Besitzungen einen gewissen Vorrang vor den übrigen Schilden. Die Folge davon war, dass sich die Bernhardinischen und Ernestinischen Wappen in der Auswahl und in der Anordnung der Schilde von einander unterschieden. Da diese Verhältnisse nicht immer genug beachtet werden, so dürften einige Musterstücke aus dem beiderseitigen Brauche willkommen sein.**

* Das Badische Wappen auf Münzen und Medaillen S. 29.

** Die ausgewählten vier Stücke sind schon 1846 durch A. Freiherrn von Berstett, in der Münzgeschichte des Zähringen-Badischen Fürstenhauses bekannt gemacht (No. 92 = I Gold. — No. 94 = II Abguss. — No. 157 = III Abguss. — No. 283 = IV Gold). Ein geeignetes Abbildungsverfahren stand ihm nicht zu Gebote.

I. Medaille des Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden aus dem Jahre 1627.

(Tafel IX No. 1).

GVILHELMVS · D : G : MAR : BAD : ET · HA : C : IN · SP : ET · EB ;
DO : IN · LA : ET · MALB :

Brustbild rechtshin mit Mantel über dem Panzer und grossem spanischen Kragen. Auf dem Abschnitt des rechten Armes I · G · L · *(unerklärter Künstlername, Nagler, Monogrammisten III, S. 949, No. 2450, vielleicht verwandt mit No. 2451).* Darunter 1627.

Rückseite.

Auf einem Spruchband:

DEVS LIBERATOR MEVS

Darunter Wappen mit sieben Helmen.

2
Helm für Sponheim, mit Pfauschweif.

1
Helm für Baden und Hachberg, mit Steinbockshörnern.

3
Helm für Sponheim, wie 2.

4
Helm für Lahr, mit Rumpf, daran offene aufgerichtete Büffelhörner, statt der Arme.

5
Helm für Mahlberg, mit Löwe in einem Schirmbrett.

Wappen

2
Sponheim (Schach).

3
Eberstein (Rose-Eber quadriert).

1
Baden (rechte Schrägbinde).

4
Lahr-Mahlberg (Binde) (Löwe).

5
Sponheim, wie 2.

6
Helm für Eberstein, mit Rumpf, der eine Bischofsmütze trägt.

7
Helm für Eberstein, mit Rose und Büffelhörnern, die Lindenzweige tragen.

Die Schilde entsprechen der obigen Titulatur:

Guilhelmus Dei Gratia Marchio Badensis et Hachbergensis (1), Comes in Sponheim (2.5) et Eberstein (3), Dominus in Lahr et Malberg (4). Der untrennbare Titel Badensis et Hachbergensis wird sachgemäss durch das Stammschild veranschaulicht. Die übrigen Schilde beziehen sich auf die thatsächlichen Besitzungen Wilhelms. Lahr-Mahlberg war noch ungeteilt. Aber auch nach der Teilung, die zwei Jahre später geschah (1629), behielt Baden das vollständige Doppelwappen.

II. Medaille aus der späteren Regierungszeit des Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden.

(Tafel IX No. 2.)

GVILHELM : DG : MAR : BAD : & HA : C : IN SP : & EB : D : IN LA · & MALB.

Brustbild rechtshin, mit langwallender Perrücke, breitem Spitzenkragen und Mantel. Das Lebensalter ist annähernd zu bestimmen aus dem Vorhandensein des Ordens vom goldenen Vliesse, der 1638 dem Markgrafen verliehen wurde, und aus der Ähnlichkeit mit der Vaillant'schen Kreidezeichnung, die 1655 oder 1656 entstand *(v. Oechelhäuser, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F. IX, S. 154. 160. Tafel 1)*. Die Medaille stammt also aus den Jahren 1638—1656 und steht dem letzteren Zeitpunkt nahe.

Rückseite.

ADSIT AB ALTO

Unter dem Fürstenhute das vollständige Wappen mit der Kette des goldenen Vliesses.

2 Sponheim.	3 Eberstein (Rose-Eber einfach).	4 Landgrafschaft Breisgau (Sausenberger Löwe).
5 Badenweiler (dreimal gesparrter Pfahl).	1 Baden.	6 Usenberg, zur Markgrafschaft Hachberg (Flug).
7 Röteln (wachsender Löwe auf Feh).	8 Lahr-Mahlberg.	9 (= 2) Sponheim.

In der Titulatur sind nur fünf Schilde vertreten, wie auf der ersten Medaille, nämlich das Schild des Stammhauses (1) und diejenigen von Sponheim (2, mit Gegenstellung 9), Eberstein (3) und Lahr-Mahlberg (8). Die Schilde 4—7 beziehen sich auf Besitzungen der Ernestinischen Linie. Dem Range nach ginge die Landgrafschaft (4) vor den Grafschaften (2—3), aber letztere wurden als eigenes Land dem vetterlichen vorgezogen.

Wie für die Bernhardinische Linie die Grafschaft Sponheim ein Hauptstück des thatsächlichen Besitzes war, so für die Ernestinische Linie die Landgrafschaft im Breisgau,

vertreten durch das Schild von Sausenberg. Dieselbe hervorragende Stelle, die bei jener das Sponheimische Schach einnimmt, behauptet bei dieser der Breisgauische Löwe. Das Sponheimische Schild erscheint bei den Ernestinern im vollen Wappen links ins obere Feld gerückt, im kleineren, fünffeldigen Wappen wird es ganz ausgelassen. Dagegen wird dem Breisgauischen Löwen das obere Feld rechts eingeräumt, und hiernach richtet sich die Stellung dieses Wappentieres. Die Künstler lassen dasselbe richtig nur nach Innen springen. Infolgedessen wird es links gewendet, da es in einem rechten Eckfelde erscheint. Entsprechend werden die Löwen von Röteln und Mahlberg behandelt. Insbesondere ist der Röteler Löwe rechts gewendet, wenn er in der Verschränkung als Gegenstück zum Sausenberger aufsteigt, dagegen links, wenn er in gleicher Reihe dem Mahlberger gegenübersteht.

Setzen wir einmal die Reihenfolge der Schilde im vollständigen Bernhardinischen Wappen mit den obigen Ziffern 1—9 an, so veranschaulicht sich der Brauch beider Linien folgendermassen:

Bernhardinisch:			Ernestinisch:		
2	3	4	4	6	2
5	1	6	3a	1	3b
7	8	9	5	7	8

Im Ernestinischen Wappen ist keine so regelrechte Verschränkung, wie im Bernhardinischen zwischen Schild 2 und 9. Dagegen sind bei den Ernestinern die beiden Figuren des Ebersteiner Schildes (3) getrennt einander gegenüber gestellt. Das ursprüngliche Bild — die Rose — wird selbständig an die linke Seite (3b) gesetzt, und ihm entspricht rechts das jüngere, redende Wappen der Grafschaft — der Eber — (3a). Zu dieser Trennung veranlasste der Umstand, dass die Rose im Laufe der Zeit insbesondere auf Neu-Eberstein bezogen wurde.

III. Medaille des Markgrafen Ernst Friedrich von Baden-Durlach aus dem Jahre 1603.

(Tafel IX No. 3.)

ERN · FRID · D · G · MARCH · BAD ·

Brustbild. Das Antlitz fast ganz sichtbar, rechtshin schauend. Der Hals mit einem breiten gefältelten Kragen, die rechte Schulter mit einem Mantel bedeckt.

Rückseite.

1603.

Darunter Wappen mit fünf Helmen.

2
Helm für die Landgrafschaft Sausenberg im Breisgau, mit wachsendem Löwen.

1
Helm für Baden und Hachberg, mit Steinbockshörnern.

3
Helm für Usenberg, darauf Halbfigur mit Zipfelmütze.

Wappen

2 Sausenberg (Breisgau). 3 Usenberg (zu Hachberg).

1 Baden.

4 Badenweiler. 5 Röteln.

4
Helm für Badenweiler, mit jugendlicher Halbfigur.

5
Helm für Röteln, mit Bischofsmütze.

IV. Medaille des Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach aus dem Jahre 1751.

(Tafel IX No. 4.)

CAR · FRIDER · D : G · M · BAD · & · H · L · S · C · S · & E · D · R · B · L · & M ·

Brustbild rechtshin, gepanzert, mit dem Hausorden der Treue. Unter dem rechten Arm A · S (Zeichen des kurpfälzischen Hofmedailleurs Anton Schäffer).

Rückseite.

MODERATE ET PRUDENTER

Auf einem altarähnlichen Untersatze das vollständige Wappen, mit Fürstenhut und Hausorden der Treue, zwischen Palmzweigen, von der Sonne bestrahlt. Eine weibliche Gestalt zur Rechten veranschaulicht Wissenschaft und Kunst, eine zweite zur Linken Gerechtigkeit und Wohlfahrt.

Rechts auf dem Boden wiederholen sich die Buchstaben A · S

Die Wappenschilde sind entsprechend der Ernestinischen Überlieferung angeordnet:

2 Sausenberg (Breisgau). 3 Usenberg (zu Hachberg). 4 Sponheim.

5	1	6
Eberstein (Eber).	Baden.	Eberstein (Rose).
7	8	9
Badenweiler.	Röteln.	Lahr-Mahlberg.

Hier stimmt die Titulatur in Rang und Reihenfolge mit der Schildstellung überein, abgesehen von dem kleinen Wechsel zwischen Röteln und Badenweiler. Da Badenweiler im kleineren Ernestinischen Wappen einen festen Platz rechts unten hat, so erscheint es auch hier an siebenter, statt an achter Stelle: Marchio BADensis & Hachbergensis (1 . 3), Landgravius Sausenbergae (2), Comes Sponheimensis (4) & Ebersteinensis (5 . 6), Dominus Roetelae (8), Badavillae (7), Lahrae & Malbergae (9).

Allegorie auf St. Blasien.

Bemalter Kupferstich

von

Marc Rosenberg.

Durch Vermittlung eines Freundes kam ich kürzlich in den Besitz eines Blattes, welches durch die zuerst ins Auge fallenden Worte: Splendor Hercyniae mein Interesse erweckte, aber zugleich durch den desparaten Zustand, in welchem es sich befand, die Besorgnis in mir wachrief, ob es wohl gelingen werde, dasselbe durch Abbildung, Beschreibung und Wiederherstellung für die Dauer zu erhalten. Es war beschmutzt und verrieben, der Breite nach in zwei Teile zerrissen, die nicht mehr genau zu einander passten, auf der Rückseite geflickt und geleimt und dadurch wellig und brüchig geworden, hatte mehrere grosse Löcher und bröckelte an allen Rändern ab. Jede Berührung brachte neue Schäden, so dass eine schleunige Wiederherstellung unbedingt notwendig war. Trotzdem musste die Bearbeitung vorher vorgenommen werden, da ich einerseits nicht wissen konnte, in welchem Zustande das Blatt aus der Restauration hervorgehen würde, und andererseits die Unbeholfenheit des wieder zusammengesetzten, zwischen zwei Glasplatten eingepressten übergrossen Stiches der Untersuchung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengestellt haben würde.

Aber auch in dem handlicheren Zustande vor der Wiederherstellung waren die äusseren Schwierigkeiten der Bearbeitung sehr bedeutend, und ehe ich den Apparat an Zeit und Mithilfe in Bewegung setzte, welcher zu ihrer Bewältigung notwendig war, suchte ich mich zu vergewissern, ob es wirklich notwendig wäre, ihn auf dieses besonders complicierte Exemplar aufzuwenden. Eine Umschau resp. Umfrage bei allen grösseren Kabinetten, sowie an anderen Stellen, wo ein solches Blatt vermutet werden konnte — unter andern auch in St. Blasien und in St. Paul — führte zu der Überzeugung, dass vorläufig kein weiteres Exemplar ausfindig zu machen sei, und dass wir es bis auf weiteres mit einem Unikum zu thun hätten.

Unter diesen Umständen musste an die vorliegenden Schwierigkeiten herangetreten werden. Dieselben lagen aber nicht nur in der schlechten Erhaltung, sondern vornehmlich in dem Umstande, dass das ganze in Kupferstich hergestellte Blatt mit Deckfarbe übermalt ist. In seinem jetzigen Zustande macht es nämlich den Eindruck eines Gemäldes, welches nur bei den Inschriften den darunter befindlichen Kupferstich durchscheinen lässt.

Diese Inschriften, an und für sich schon in kleinen Buchstaben gegeben, waren entweder durch Alter und Missbrauch des Blattes verrieben, oder damit sie die malerische

Wirkung des Ganzen nicht stören, mit dem Pinsel leicht überstrichen. Andere wieder und zwar sehr umfangreiche waren, wie sich später herausstellte, ganz durch die Farbe zugedeckt. Ich konnte deren Lesung nur bewerkstelligen, indem ich das Blatt bei vollem Sonnenschein gegen ein nach Süden gerichtetes Fenster hielt und von aussen durch Spiegel das Sonnenlicht auf die auch dann nur mit der Lupe zu lesenden Stellen konzentrieren liess. Die Blendung wurde aber dadurch so stark, dass ich genötigt war, durch schwarze Kartons das Gesichtsfeld so weit zu verkleinern, dass meistens nur ein oder zwei Buchstaben zugleich in die Lupe genommen werden konnten.

Ich brauche dem, der solche Arbeiten versucht hat, nicht zu sagen, dass nach jeder Pause, nach jeder absichtlichen und unwillkürlichen Bewegung das Wiederfinden der gelesenen Buchstaben und der aufeinanderfolgenden Zeilen und damit auch das Erfassen des Inhalts, ohne welches eine richtige Lesung undenkbar ist, unendliche Schwierigkeiten bereitete. Ich schätze mich daher glücklich, bei dieser ganzen Arbeit die stetige und intelligente Mitwirkung des Herrn Fr. Block, Berlin, gehabt zu haben, ohne dessen Mithilfe ich die Untersuchung in der Zeit, die ich ihr gewidmet habe, nicht hätte durchführen können.

Ehe ich nun an die Schilderung dieses merkwürdigen Denkmals gehe, muss ich vorausschicken, dass die Bearbeitung nicht ohne eine grosse Überraschung abgelaufen ist. Nachdem ich das Blatt, wie es uns in der Übermalung vorliegt, in allen seinen Teilen kennen gelernt hatte, fielen mir an der Unterschrift des von zwei Genien gehaltenen Wappens Differenzen zwischen der aufgemalten und der durchscheinenden Schrift auf. Ich erkannte aus der korrigierten Ordnungszahl und aus den abgeänderten Regierungsjahren, dass sich die Umschrift auf dem Kupferstich auf einen andern Abt bezogen haben muss, als es auf dem Gemälde der Fall ist.

Hierdurch aufmerksam gemacht, suchte ich nach weiteren Teilen, in welchen die Bemalung sich mit dem darunter befindlichen Kupferstiche nicht deckte und fand deren genug, um gezwungen zu sein für die ganze untere Partie die Beschreibung des gemalten Blattes von der des gestochenen zu trennen.

So haben wir denn in diesem einen Stücke zwei Werke vor uns, eines ebenso interessant wie das andere, aber jedes einem andern Gedankenkreise angehörend. Beide zeigen uns eine komplizierte, aber bis ins einzelne und kleinste vollkommen verständliche Allegorie auf die Entstehung und Ausbreitung des Klosters St. Blasien; aber während das gemalte 1719 datierte Blatt wertvolle topographische Abbildungen und Abtswappen überliefert und das Ganze zu dem damals regierenden Abte Augustin Fink in Beziehung setzt, dessen Zeit aber an dem geistigen Inhalte der Komposition und an der künstlerischen Gruppierung keinen Anteil hat, verrät uns der ein Menschenalter ältere Stich, besonders in seiner unteren durch die Bemalung ganz zugedeckten Partie, die Verhältnisse, unter welchen er entstanden ist, zeigt uns St. Blasien in Beziehung zur Salzburger Hochschule, führt uns in den merkwürdigen Zweig der grossen gestochenen Thesenverkündigungen ein und lässt uns den 1681 (Datierung des Blattes) regierenden Abt Romanus Vogler als denjenigen erkennen, unter dessen Regierung und aus dessen Kreise heraus diese grosse, geistig entschieden bedeutende allegorische Komposition entstanden ist, ein Werk welches, ohne Übertreibung, für St. Blasien dieselbe Bedeutung beanspruchen darf, wie Rafaels Disputa für die gesamte Christenheit.

A. Das bemalte Blatt.

In die Beschreibung und Erklärung eintretend, fassen wir unter der Überschrift „Das bemalte Blatt“ zunächst den jüngeren Zustand ins Auge, welcher durch die Übermalung mit Ölfarbe gegeben ist.

Da sich die Komposition in vier horizontal scheidbare Gruppen zerlegen lässt, halten wir der Übersicht halber diese Verteilung auch für die Beschreibung fest und gewinnen dadurch die vier Hauptabschnitte:

I. Patrone. II. Äbte. III. Das Hauptwappen. IV. Wohlthäter,

welche wir der Reihe nach behandeln.

I. Die Patrone von St. Blasien.

Wie der liber constructionis monasterii ad s. Blasium lib. II. 5 bei Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte Bd. IV. berichtet, weihte der Konstanzer Bischof Gamenaldus das (vetus) monasterium den 15. September 1036[1] in honore sanctae et individuae trinitatis et in honore sanctae Mariae, perpetuae virginis, nec non et s. Blasii archiepiscopi et martyris, sancti Vincentii levitae et martyris.[2]

Mit Ausnahme der heiligen Dreieinigkeit, auf welche wir noch zurückkommen werden, finden wir in der obersten Reihe sämtliche Titularheiligen: In der Mitte die heilige Gottesmutter, repräsentiert durch die in einem grossen Teile des Schwarzwaldes verehrte, wunderwirkende

Maria von Todtmoos, durch die Unterschrift als CAUSA et PRINCIPIUM Lucis, Todtmosia Virgo bezeichnet. Sie ist angethan mit einem steifen, goldgestickten Gewande, das am Halse beginnend sich nach unten glockenförmig erweitert, und mit einem blauen, innen weissen, auch das Haupt bedeckenden Mantel. Den Hals ziert ein Geschmeide mit einem Kreuze. Um das gekrönte Haupt ergiesst sich der Nimbus, und sechs geflügelte Engelsköpfe vereinigen sich zum Halbkreise. Im Schosse der Gottesmutter ruht der Heiland, welchen die Bemalung als in Schmerzen verschieden charakterisiert. Nur das umstrahlte Haupt ist sichtbar, alles andere wird von dem grossen Mantel Marias verhüllt.[3]

[1] Dass es keinen Konstanzer Bischof Gamenaldus gegeben hat, dass 1036 Eberhard I Bischof von Konstanz war, dass in diesem Jahre noch kein Ort St. Blasien existierte, dass mithin die ganze Nachricht von der Weihe falsch ist, ist für unsere Zwecke nebensächlich. Wir müssen um unser Blatt zu erklären auf die Daten zurückgreifen, welche zur Zeit seiner Entstehung in St. Blasien Geltung hatten.

[2] Unter Abt Utto wird 1108 das monasterium novum denselben Heiligen geweiht: Liber constr. II, 33. Kraus, Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Badens III S. 74, irrt, wenn er nur Maria, St. Blasius und St. Vicentius anführt; ebenso irrt er, wenn er behauptet, der liber constructionis setze diese Weihe ins Jahr 1088. Es steht liber constr. II, 33: Actum est autem hoc anno domini millesimo centesimo octavo. Ob 1108 thatsächlich richtig ist, ist eine Frage, welcher wir hier ausweichen dürfen.

[3] Die Geschichte des Gnadenbildes erzählt Placidus Rauber in seiner „Kürze Histori Unser Lieben Frawen auff dem Schwartzwaldt In dem Todtmoss zum Schönbühl, 1629“ S. 31: Das Bildwerk habe vor undenklichen Jahren durch Feuer gelitten. Er wirft wegen der Feuersbrunst „alle Schuld auff die Weiber, welche zwar fromb und andächtig“, aber mit den Wachslichtern unbehutsam seien. „Es ist das gantze Bildt . . . . . ein pur lauterer schwartzer Kohl, bis oben auff an den Halss und Angesicht . . . . . so ein gross Wunder anzusehen, dass dem Halss, Angesicht, nit nur die geringste Macul oder mahl von Fewr und Flammen widerfahren . . . . . Und ist solches . . . . . villeicht auch darumben beschehen, auff dass der Schwartzwald, mit Augen sehe, wie war es seye, was dort in hohen Liedern Salomonis Cant. I gesungen wirdt: Nigra sum, sed formosa. Wirdt allezeit mit einem Rock underschiedlich nach den zeitten, Festiuiteten bekleydet.“ Die Abbildung, die er S. 29 von der Virgo „pulcricollis“ (= Schönbühl) wie er sie nennt, giebt, zeigt eine einfachere Gewandung, als auf unserem Bilde. Es würde zu weit führen, hier die Ikonographie der „pulcricollis“ zu verfolgen und sie mit nahe verwandten Darstellungen wie z. B. der Maria von Klösterle bei Rippoldsau und anderen zu vergleichen.

Zur Rechten Marias erscheint

St. Blasius, nach welchem die Cella ad Albam, welche vor dem Monasterium hier bestanden, genannt wurde, seitdem sie von Rheinau seine Reliquien erlangt hatte. In reich besticktem, rotem Pluviale, über dem Haupte die von einem Engel gehaltene Mitra, zu den Füssen den bischöflichen Stab, hält er in der Linken, wahrscheinlich mit Beziehung auf den Blasiussegen[4], eine brennende Kerze. Die sprechende Bewegung der rechten Hand wird durch die Unterschrift erklärt: „Dexteram meam semper ext(en)tam habeo super locum istum et benedicendo et necessaria affe (rendo) (et c)haritate providendo. Es ist dieselbe Verheissung, die ihm der liber constr. I, 19 zuschreibt: se bonum patronum et defensorem fore loco huic more pii patris ac patroni.

Ihm gegenüber gestellt, zur linken Hand der Gottesmutter sehen wir

St. Vincentius, Archidiakonus von Saragossa, in rotem Diakonengewande mit Rost, Palme, Lorbeerkrone und einem Raben. Auf dem Roste steht: Ultra septem iam saecula vivax, neben der Lorbeerkrone: Vincenti, schliesslich neben dem Heiligen selbst: Tu quoq (ue) PRINCIPIUM in FIERI FACTOQ (UE) Salutis.

Zu erklären wäre hier nur der Rabe und die Inschrift: Ultra septem iam saecula vivax.

Über den ersteren geben die AASS[5] folgende Aufklärung:

„Corvus itaque avis lenta et pigerrima, haud procul residens, quasi tetra sui specie lugentis habitum demonstrans, cum adventantes aves reliquas ac pernicibus metuendas alis quodam impetu eminus fugaret, advenientem subito immanem lupum incursu etiam non segni abegit a corpore."

Was die Inschrift betrifft, so bezieht sie sich offenbar auf den Tod des Heiligen. Wenn im christlichen Sinne das (ewige) Leben erst nach dem Tode beginnt, so hatte Vincentius schon mehr als 700 Jahre „gelebt", als seine Reliquien nach St. Blasien kamen. Nehmen wir an, sie seien bei der Weihe von 1036[6]). beigesetzt worden und rechnen 700 davon ab, so ergiebt sich das Jahr 336. Wenn er demnach schon rund 700 Jahre „gelebt" hätte, so würde sein Tod ins Jahr 336 zu setzen sein. Er ist aber 303 erfolgt. Daher sagt die Inschrift, er habe ultra septem saecula „gelebt", nicht 700, sondern 732 Jahre.

Damit ist die Aufzählung der Patrone in eigentlichem Sinne erledigt. Es gesellen sich aber zu ihnen noch der Stifter desjenigen Ordens, welcher das Kloster St. Blasien inne hatte, sowie die Stifterin des aus diesem hervorgegangenen Frauenordens. Ersterer erscheint rechts von Maria, links vom Beschauer. Es ist:

St. Benedictus im schwarzen Benediktinergewande, zu seinen Häupten ein

---

[4] Wetzler & Welte, Kirchenlexikon, 1883, s. v. St. Blasius sagt: Er rettete einen Knaben vom Erstickungstode; daher der Blasiussegen (3. Februar), welcher in folgender Form vom Priester erteilt wird: Er hält in der linken Hand zwei Kerzen in Form des Andreaskreuzes vor Gesicht und Hals des zu Segnenden und macht an der oberen Kreuzesöffnung das Zeichen des Kreuzes mit den Worten: Per intercessionem S. Blasii episcopi et martyris liberet.

[5] Acta Sanctorum, Januarii tomus II. S. 397 [22. Januar: Vincentius, Cap. IV].

[6] Wir müssen auch hier, wie fast durchweg bei dieser Arbeit mit den Daten rechnen, welche zur Zeit der Entstehung unseres Blattes in St Blasien als richtig angenommen wurden und nicht mit denjenigen, welche uns die neueste kritische Forschung an die Hand giebt. cfr. Anm. 1. S. 3.

Engel, der den Abtstab hält, und jene leuchtende, hier blau bemalte Kugel, in deren Gestalt er einstmals die Seele des Germanus erschaute.[7]

Auf der entgegengesetzten Seite, ebenfalls auf Wolken knieend, sehen wir die Gründerin des Benediktiner Frauen-Ordens:

Sta. Scholastica, im Gewande der Benediktinerinnen. Neben ihr befindet sich die Taube, in deren Gestalt ihr Bruder Benedikt ihre Seele in den Himmel eingehen sah.[8]

Auf den Wolken zu ihren Füssen lesen wir die Worte: Ascetica et Scholastica simul emicant.

II. Äbte.

Unter diesem Stichworte fassen wir die Gruppen zusammen, welche a) den Neubegründer von St. Blasien, die ältesten Äbte und verdienten Mönche des Klosters, b) die postulierten Äbte, c) Äbtissinnen des von St. Blasien aus gegründeten Frauenklosters Berau, sowie Wohlthäter und Wohlthäterinnen darstellen.

a) Unterhalb der Gottesmutter erblicken wir zunächst das Kreuz der Königin Adelheid, die berühmte crux gemmata von St. Blasien in der Gestalt, welche ihr Abt Guntherus (1141—1170) gegeben hat, und in welcher sie noch heute im Stift St. Paul in Kärnten aufbewahrt wird.[9] Sie wird emporgehalten von den zwei Äbten, welche von besonderer Wichtigkeit für sie gewesen sind. Der rechts befindliche, im Pluviale, wird durch eine Inschrift auf dem Abtstab: Gisilbert(us) III Abb(as) 10. Oct(obris)[10] als

Abt Gisilbert 1068—1086 bezeichnet, welcher die Partikel von Adelheid, der Gemahlin des Ungarnkönigs Ladislaus erhalten hatte. — Liber const. II, 19.

Der linke, in der schwarzen Ordenstracht mit Pelzpelerine, wird durch die hinter ihm befindliche Inschrift: Guntherus VII Abb(as) 21. Jan(uarii)[11] als

Abt Günther von Andlau 1141—1170 bezeichnet, welcher die Authenticität der Partikel durch das iudicium aquae frigidae beweisen liess[12] und dem Kreuz seine jetzige Fassung gab.

Diese Gruppe wird im Dreieck umschlossen, oben von Sonne und Mond, unten von dem heiligen Geiste in der Gestalt einer Taube.

Wir haben eingangs, S. 3, bemerkt, dass auf unserem Blatte unter den Titularheiligen die heilige Dreifaltigkeit fehle. Vielleicht ist sie hier zu erkennen. Wir haben den Sohn im Schosse der Mutter und den heiligen Geist in der Gestalt der Taube;

---

[7] Acta Sanctorum, Martii tomus III. S. 287. [21. März: Vita S. Benedictini auctore S. Gregorio Magno Cap. VI.] „Vidit Germani Capuani Episcopi animam in sphaera ignea ab angelis in caelum ferri"; ferner „Vidit ejusdem sororis suae animam de eius corpore egressam in columbae specie caeli secreta penetrare." Die Taube ist in unserer Darstellung bei der heiligen Scholastica aufgenommen.

[8] Cfr. Anm. 7.

[9] Abgebildet bei Kraus, der Kirchenschatz von St Blasien, Tafel X, beschrieben bei Kraus, Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden III, S. 101 f. — Vergl. dazu Falke, Geschichte des Kunstgewerbes S. 38. [Berlin bei Grote.]

[10] Gisilbert wird als dritter Abt gerechnet. Sein Todestag sexto Idus Octobris (1086) steht auch im liber constr. II, 32 und im Rotulus bei Mone III, S. 598

[11] Guntherus wird als siebenter Abt gerechnet. Sein Todestag wie hier: XII Kalendas Februarii (1170) im Rotulus bei Mone III S. 600 und im Urbar des Johannes v. Ochsenhausen bei Mone Bd. IV, S. 130.

[12] Sie war wegen ihrer Grösse angezweifelt worden, cum scilicet nusquam locorum tantam eiusdem ligni quantitatem quisquam se vidisse meminerit. (Lib. constr. II, 19). Sub judicio aquae frigidae (Guntherus) comprobavit, quod ipsum esset lignum, in quo verissime pependit orbis vita et pretium. (Lib. const. II, 20.)

vielleicht stehen Sonne und Mond, welche hier mit den Worten des Herrn in Gen. 1,-14: (et sint) „In Signa" „Et tempora" (et dies et annus) bezeichnet sind, für den Vater? Vielleicht spricht dafür auch die Anordnung in Gestalt eines von Centrum zu Centrum der drei in Betracht kommenden Figuren gemessenen, gleichseitigen Dreiecks, dessen Spitze freilich nach unten gerichtet ist? Ich selbst glaube kaum an die Berechtigung dieser Auffassung, wollte aber die Elemente, die zu ihrer Begründung etwa vorhanden sein mögen, nicht mit Stillschweigen übergehen.

Zu den Füssen Gisilberts, etwas nach rechts, erblicken wir ein Engelskind mit einem aufgeschlagenen Buche, aussen bezeichnet als Con | Stit(utio) | Mo | nast(erii). Dies bezieht sich auf den im Liber constr. II, 11[13] mitgeteilten Umstand, dass Gisilbert aus Frudella bei Jovea die Klosterregel hat kommen lassen.

Rechts von dem Kreuze und unter demselben — links vom Beschauer — erblicken wir in einer grossen, nach malerischen Gesichtspunkten angelegten Gruppe 14 Äbte und Mönche des Klosters aus dessen ältester Zeit, zu welchen die bereits genannten Äbte Gisilbert und Gunther als fünfzehnter und sechszehnter hinzuzuzählen sind. Wir folgen in der Beschreibung nicht der künstlerischen Anordnung, sondern betrachten die einzelnen Figuren in chronologischer Folge und beginnen mit Reginbert, aus dessen Schenkung St. Blasien erwuchs.

1. Reginbertus, Mönch und Neubegründer von St. Blasien, am Ende des 10. Jahrhunderts, ist sitzend dargestellt, weissbärtig, in Rüstung und über derselben das Benediktinerkleid. Auf seinem rechten Knie ruht abgehauen die rechte Hand, einen Palmzweig umfassend. Dies bezieht sich auf den Verlust der rechten Hand im Kriegsdienst, worüber der liber constr. II, 1 berichtet: cum hostes quodam tempore Romanum regnum devastarent, ab eo (imperatore) vocatus . . . ad pugnam egressus . . . . in ipso conflictu manum amisit. Etwas tiefer auf der Beinschiene liest man: Pro | Cesare et | Imperio.

Unter dem linken Arm hält er eine versiegelte Pergamentrolle; es ist der Bestätigungsbrief der von ihm gemachten Stiftungen durch seinen Jugendfreund, den Kaiser Otto den Grossen. Der liber constr. II, 3 berichtet, dass Reginbert noch bei seinen Lebzeiten diese Bestätigung erlangt habe. Da wir nicht die Geschichte von St. Blasien untersuchen, sondern das Blatt beschreiben, können wir es dabei bewenden lassen, obgleich thatsächlich eine Bestätigungsurkunde erst vom Jahre 983 durch Otto II. vorliegt, in welcher Reginberts als eines Verstorbenen gedacht wird, diese zudem noch als eine Fälschung nachgewiesen ist.[14] Das linke Knie Reginberts trägt eine runde Tafel mit einem Klostermodell. Dem Rande der Tafel folgen die Worte: Reginber(tus) Mon(achus) et fund(ator) Abbatiae S(ancti) Blasii. 29. Dec(embris).[15] Wir haben also jenen Reginbert v. Seldenbüren vor uns, welcher mit seiner Habe das Kloster St. Blasien neu gegründet hat.

Das Modell der Klosteranlage ist auf unserem Detailblatt Tafel XI unter No. 1 in etwa halber Grösse der Vorlage wiedergegeben. Vermutlich soll hier mit der Naivität, deren sich frühere Jahrhunderte in solchen Sachen erfreuten, die Anlage

[13] Cfr. Rotulus bei Mone III, 598/9.

[14] Kraus, Kunstdenkmäler Baden III, S. 71.

[15] Dasselbe Datum finden wir im Rotulus bei Mone III, S, 598, in den nekrologischen Annalen von St. Blasien bei Mone III, S. 619 und genau im Wortlaut mit unserer Tafel übereinstimmend bei Joh. Bapt Eiselin, Nigra Sylva San-Blasiana: s. Reginbertus, monachus et fundator abbatiae S. Blasii. [Mone I, Hilfsmittel S. 77.]

Reginberts dargestellt sein. Wenn wir zwar nicht hoffen dürfen, eine Abbildung von hohem, archäologischem Wert anzutreffen, so haben wir doch wenigstens eine „alte" Ansicht des Klosters vor uns, welche uns im ungünstigsten Falle mit den Vorstellungen des 17. Jahrhunderts über die älteste Anlage bekannt macht. Wir unterbreiten sie wie die anderen topographischen Abbildungen der weiteren Forschung und bemerken ausdrücklich, dass wir die Studien nach dieser Seite hin nicht verfolgt haben. Wir geben nur einige Notizen zur allgemeinen Orientierung.

Wir erkennen auf beiden Seiten der Steinach eine geschlossene Klosteranlage mit einer nach Süden orientierten Kirche ohne Querschiff, aber mit einem Turm unmittelbar daneben, an der nordöstlichen Ecke. An diesen Bau schliesst sich nach Osten das Kloster an. Auf der linken Seite der Steinach liegt eine kleinere Kirche mit einem Turm an der südlichen Langseite, ferner verschiedene Baulichkeiten und mehrere charakteristische Mauerzüge. So mag sich dem Unbefangenen die Deutung der etwas unklaren Zeichnung ergeben. Vergleicht man sie aber mit der Ansicht von 1562, welche Kraus, Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden III, Tafel 11 abgebildet hat, sowie mit einer vom Jahre 1681 im Kloster St. Paul in Kärnten, welche in einer Kopie (oder in einer Umarbeitung?) sich in der Weiss'schen Sammlung II, S. 7c des Grossherzoglichen General-Landesarchivs Karlsruhe befindet, so erkennt man, dass der Zeichner sich damit begnügt hat, den ihm bekannten Zustand durch Weglassungen und absichtliche Undeutlichkeiten in einen früheren primitiven umzuwandeln.

2. Beringerus, der erste Abt († 1045?) in Priestertracht. Seine Rechte ruht auf zwei Broten, welche durch den liber constr. I, 25 erklärt werden: Tunc igitur secundum praedictam sponsionem patris Beringeri hijsdem panibus fratres illo die habundanter sunt cibati. In der Linken hält er das Modell einer dreischiffigen Basilika, bezeichnet als vetus monasterium. Sie zeigt den Normaltypus ohne Chor und Querschiff mit einem Turm auf der nördlichen Langseite. Die Bezeichnung: monasterium stimmt mit liber constr. II, 7 überein: Venerabilis pater dominus Beringerus transtulit conventum a priore habitatione sive claustro ad novum aedificium . . . . . Postquam ergo aedificatum et consecratum est monasterium, ut supra scriptum est, supervixit novem annis. Demnach würde die Gründung in das Jahr 1036 fallen.

An seiner Schulter lehnt der Abtstab mit der Inschrift: Beringerus I Abbas 29. Martij. Dieses Datum stimmt mit der Angabe des Liber constr. II, 7: Ab angelis susceptus et ante thronum Christi collocatus est . . . . anno domini millesimo quadragesimo quinto, quarto calendas Aprilis, sowie mit Eiselin bei Mone I, Hilfsmittel S. 78. Dagegen giebt dieser eine andere Zahl als der liber constr. für das Todesjahr Beringers an, nämlich 974.

3. Wernherus, der zweite Abt, 1045—1068 in Benediktinertracht. In seinen Händen hält er Buch und Feder, hinter seinem Haupte stehen die Worte: Wernherus II Abb(as) 28. Sept. Das Datum stimmt mit den Quellen überein.

4. Giselbert, der dritte Abt, 1068—1086, ist bereits bei der Betrachtung des Kreuzes erwähnt.

5. Utto, der vierte Abt, 1086—1108, bärtig, in Benediktinertracht. In seinen Händen erblicken wir (vergl. Detailblatt Taf. XI, No. 4) das Modell einer (drei-?)schiffigen Kirche mit einem Querhaus, hinter welchem sich die Schiffe fortsetzen, einem Dachreiter und einem grossen Westturm. Auf dem Dache liest man die Inschrift: Materia(m) Forma(m)-

q(ue) | dedit Deus, unijt Utto. Diese Worte beziehen sich auf die im Liber constr. II, 33 berichtete, merkwürdige Erscheinung eines silbernen Fadens, durch welchen die Kreuzesform der Anlage vorgezeichnet wurde: Sequensque fili protensionem palis infixis terrae, significavit locum, qui in modum crucis se protendit, sicut hodierna die apparet in structura moderni monasterii sive claustri.

Das Modell zeigt auch in der That die ausgesprochene Kreuzform und stellt das sogen. neue Münster vor[16], welches unter Utto auf der rechten Seite der Steinach erbaut und nach dem liber constr. II, 33 im Jahre 1108, nach Ladewig, Regesten der Bischöfe von Konstanz No. 603, im Jahre 1104 geweiht worden ist. Nach dem Brande im Bauernkriege wurde es unter Gallus wiederhergestellt[17] und 1768 unter Gerbert abermals durch Brand zerstört.

So wie das Münster in den Händen Uttos aussieht, repräsentiert es einen Zustand wie er nach dem Jahr 1562 (Ansicht bei Kraus, Kunstdenkmäler Baden III, Tafel XI) und vor 1681 (Ansicht auf unserem Blatte) bestanden haben muss, wenn es auch in der Absicht des Zeichners gelegen haben wird, die Kirche so darzustellen, wie sie unter Utto, oder wenigstens vor den Veränderungen vom Jahre 1526 ausgesehen hat.

Auf dem Abtstabe, welcher im rechten Arme Uttos lehnt, stehen die Worte: Utto IV. Abbas 24. Septembris. Dieses Datum steht nicht in Einklang mit dem liber constr. II, 52, wo es heisst: Cum . . . Utto . . . hunc locum viginti duobus annis, exceptis duobus ebdomadis [gubernasset] . . . introivit in gaudium domini sui. Sein Vorgänger starb am 10. Oktober 1086; zählt man dazu die 22 Jahre seiner Regierung, so erhält man den 10. Oktober 1108. Da aber nach dem liber constr. an den 22 Jahren noch 2 Wochen fehlen, so ergiebt sich als der Todestag Uttos der 26. September 1108, nicht der 24. September. Noch weniger stimmt das Datum mit dem Rotulus, Blatt 2, bei Mone III, S. 599: Anno domini M°CVIII Kalendis | Octobris obiit dominus Uto, abbas quartus loci istis . . . . . novum monasterium incepit. Nimmt man aber eine Auslassung dahin an, dass die VIII zweimal und statt Kalendis: Kalendas hätte geschrieben werden sollen, so erhielten wir VIII Kal. Octobr., d. h. den 24. September, das Datum unserer Tafel, das auch Eiselin hat.

Zu Uttos Füssen befindet sich ein Putto mit einem Klostermodell auf dem Schosse (vergl. Detailblatt Tafel XI, No. 4), oberhalb dessen wir das Wort: Ochsenhaus(en) lesen, während die Inschrift an der Umfassungsmauer lautet: P(ia) Filia Matris.

Über die Gründung des Klosters Ochsenhausen und seine interessanten Schicksale vergl. Vanotti, Beiträge zur Geschichte der Orden in der Diöcese Rottenburg, Abtheilung C., Klöster im Freiburger Diöcesanarchiv 1886, S. 278 ff.

Das Verhältnis zu St. Blasien zur Zeit der ersten Anlage wird dort S. 280 folgendermassen geschildert: „Der päpstliche Legat übernahm und bestätigte . . . . . diese Stiftung (des Ritters Hatto und seiner Söhne), welche dem Benediktinerorden und insbesondere dem Kloster St. Blasien . . . . übergeben wurde. Diese klösterliche Stiftung sollte unter einem Propste, welcher die Verwaltung derselben, sowie unter

[16] Gerbert, historia Nigrae Sylvae I, S. 501: Distinctum erat a veteri monasterio, prout nostra adhuc aetate superstites ambae illae ecclesiae adpellabantur.

[17] Stiftungsbuch von St. Blasien, vom Abte Caspar I, bei Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. II, S. 67: „Gleich im Anfang seiner (des Gallus) Regierung (1532), als das Closter nach dem Brand noch ungepauwen was . . . . da fieng er an und rumpt das neuw Munster und liess das durch uss widerumb uff das best ussen und innen bestechen und dilchen".

einem Prior, welcher die klösterliche Zucht, den Chor und Gottesdienst zu beaufsichtigen hatte, — beide aber von dem jeweiligen Abt zu St. Blasien aufgestellt wurden — stehen. Abt Utto . . . kam selbst nach Ochsenhausen und übernahm . . . die Stiftung und schickte gleich einige seiner Mönche, . . . welche den Bau eines Klösterleins mit einer Kirche begannen . . . bald vollendeten und bezogen. . . . . Das ganze Kloster nahm nur den Raum des späteren Kreuzgärtleins ein. Für die Brüder waren nur zwei Gelasse vorhanden; eines für die gesunden während des Tages (Refectorium) und eines für die kranken (Infirmarium)."

Die uns vorliegende Abbildung entspricht den hier geschilderten, bescheidenen Verhältnissen, welche bis 1489 bestanden haben sollen, nicht. Sie zeigt ausgedehnte, langgestreckte Baulichkeiten, sowie einen schlanken und einen untersetzten Turm. Ob hierin die gotische Kirche von 1489—1495 und das Conventgebäude von 1615 bis 1618 zu erkennen sind, vermag ich nicht zu entscheiden.

Die Worte: Pia filia Matris können sich nur auf die ersten Jahrhunderte Ochsenhausens beziehen, später erwies es sich als eine ungeratene Tochter. Seit dem Schisma von 1378 begann nämlich Ochsenhausen sich von St. Blasien zu trennen, ernannte selbst seinen Probst (der letzte von St. Blasien deputierte war der weiter unten erwähnte Henricus 1388), wurde am 26. April 1392 zu einer selbständigen Abtei erhoben und erlangte 1404 den formellen Verzicht von St. Blasien auf seine Ansprüche.

6. Rustenus, der fünfte Abt, 1108—1125, stehend, in schwarzem Ordensgewande. Auf dem Abtstabe ist zu lesen: Rustelius (so für Rustenus) V Abbas. 20. Septembris. Der Todestag stimmt mit dem ältesten Nekrolog von St. Blasien, mit Eiselin und dem Rotolus bei Mone III S. 599 überein, während der liber constr. II, 64 berichtet, dass er tertio decimo Kalendas Octobris . . . . . migravit in claritatem lucis aeternae, also am 19. September gestorben sei. In den Händen hält er das Modell einer Kloster-anlage (Vergl. Detailblatt Taf. XI, No. 5) mit der Bezeichnung: Monast(erium) Beraw, sowie ein Blatt mit den Worten: Imp(erator) Advoc(atiam) transfert 1125.

Den Bau des Benediktinerklosters Berau schreibt ihm der liber constr. II, 63 mit folgenden Worten zu: Hic etiam pius pater Rustenus construxit monasterium sive coenobium Beraw.

Näheres finden wir im Stiftungsbuche des Abtes Caspar I bei Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte II S. 69, wo berichtet wird, dass Abt Rusten, regiert seit 1108, „ain Closter angehept zu pauwen uff dem Berg zu Be[e]rouw an disem Orth, wie es noch stadt und ist angehept worden söllicher pauw mit grossen costen, mhue und arbait, und ist da khein arbait daran gespart worden. Das Münster das ist schön und hubsch gepauwen mit gehauwnen quadrierten Stainen, wie man die noch sicht [Abt Caspar I regiert von 1541—1571], mit zweyen Abseitten, mit zweyen starken thurnen hinden an dem Münster, und das alles gewaltig und kostlich gemacht, und ist die lenge des Münsters 50 schuch kürtzer, dan das hiesig [St. Blasianer] Münster.[18]

Unsere Abbildung, welche jedenfalls die Absicht hat, den ersten Zustand des Klosters darzustellen, bleibt erheblich hinter der hier geschilderten romanischen Anlage zurück und zeigt hinter einer Umfassungsmauer eine Kirche mit West(?)-Turm

[18] Die Notizen über die Pancratiuskirche habe ich nicht berücksichtigt, weil sie sich anscheinend auf einen andern Bau beziehen.

(und halbrunder Apsis?), sowie einen sich an dieselbe anschliessenden Kreuzgang. Wenn man die traurigen Schicksale berücksichtigt, welche nach der Darstellung von Kürzel: Der Amtsbezirk Bondorf S. 133 f., das Kloster heimgesucht haben, so erscheint es fast unglaublich, dass die Anlage, wie sie Abt Caspar I vor sich sah, seinen Angaben entsprechend aus der Gründungszeit stammen könne. Deshalb möchte ich unsere Abbildung — wenn sie sich nicht als eine Phantasiedarstellung erweist — zur Beurteilung eines früheren Zustandes für wichtiger halten als die Schilderung Caspars, welche nur für seine Zeit zutreffend zu sein scheint. Die Kirche, welche Caspar erwähnt, scheint erst 1715 nach verschiedenen Feuersbrünsten neu erstanden und 1839 abermals vollends abgebrannt zu sein. Wir erkennen sie vielleicht auf einem Aquarell aus dem Beginne dieses Jahrhunderts, welches sich in meinem Besitze befindet.[19] Wir sehen da langgestreckte Baulichkeiten und einen alten (?) viereckigen Turm (vielleicht denselben, den unsere Abbildung zeigt) mit einem Aufsatze, wie ihn das 17.—18. Jahrhundert anzubringen pflegte. Unweit davon eine Kirche ohne Querschiff mit einem Turm auf dem Dache über dem letzten Drittel des Langhauses. Nach Kraus, Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden III, S. 4 f, ist von einer alten Kirche in Berau nichts erhalten. Es finden sich nur noch Reste der alten Propstei.

Hiermit sind die Einzeldarstellungen der Äbte erledigt. Die übrigen werden auf einer ovalen Tafel in der rechten Unterecke des Blattes in folgender Weise summarisch aufgezählt: Berchtoldus | VI Abb(as) | Wernherus II | VIII Abb(as) et alij XXXI canoni|ci electi subsequi | D(omini) Abbates | Mon(asterii) S(ancti) Blasij.

Der erstgenannte Berchtoldus ist der sechste Abt von St. Blasien, 1125—1141, gestorben am 2. August. Über ihn berichtet der Rotulus bei Mone III, S. 599: Anno domini M°. C°. XLI°, III Nonas Augusti obiit dominus Berhtoldus abbas. Über den achten Abt Wernherus 1170—1178, gestorben 27. Mai, berichtet der Rotulus bei Mone III, S. 600: Anno domini M°. C°. LXXVIII, VI Kalendas Junii obiit dominus Wernherus abbas huius loci.

Zwischen Berthold dem sechsten, und Werner II, dem achten Abt, ist der siebente Abt

7. Guntherus mit Absicht hier übergangen, da er mit Gisilbert bereits bei dem Kreuze dargestellt ist.

Durch die summarische Anführung von 31 auf Werner II folgenden Äbten erhalten wir im ganzen die Zahl von 39 Äbten, deren letzter Otto II Kübler war. Unter normalen Verhältnissen müsste man nun annehmen, dass unter ihm, als dem zuletzt erwähnten, das Blatt enstanden sei. Wir kommen auf diesen Punkt noch ausführlich zurück und werden dort sehen, dass es erst den beiden auf ihn folgenden Äbten seine Entstehung verdankt.

Es folgen nun einzelne verdiente Mönche. Es sind dies

8. Marquardus, der äusserste links. In der unteren Reihe der Gruppe, sitzt er im Diakonenkleide auf einer geballten Wolke. Das Gesicht ist über die Schulter dem

[19] „Witzenauer-Mühle mit Umgebungen und der Aussicht gegen das Kloster Berau." Blick in ein Wiesenthal mit wenigen Baulichkeiten, von der Schwarzach durchflossen. Im Vordergrunde links befindet sich eine Felsenkoulisse, rechts ein Bauernknabe und -Mädchen. Im Hintergrunde, höher gelegen, erblicken wir die Klosteranlage. Aquarell auf Papier ohne Wasserzeichen und ohne Wasserlinien. Bildgrösse 29/47,3. Papiergrösse 35,8/52,4. Entstehungszeit: um 1820.

Beschauer zugewendet, seine Rechte hält eine Schreibfeder und ruht auf einem auf die Kniee gestemmten, aufgeschlagenen Folianten.

An der Wolke lesen wir die Worte: Marquardus Diac(onus) Mon(achus) | 31. Dec(embris). Dieses Datum beruht aber auf einem Lesefehler, das im liber constr. II, 27. steht: pridie Kalendas Julii [nicht: Januarii] . . . . . migravit ad coelestia, und zu demselben 30. Juni Eiselin verzeichnet: Marquardus de Esslingen diacon(us).

9. Hermannus. Weiter nach oben, etwas abgesondert, wird das Gürtelbild eines Benediktinermönches sichtbar. Die zum Gebet zusammengelegten Hände sind nach rechts etwas erhoben, der Kopf ist nach links gesenkt. An der Schulter lesen wir die Worte: Hermann(us) Mon(achus) | 26 Feb(ruarii). Der liber constr. III, 6 erklärt die fromme Haltung folgendermassen: inter exteriores fratres diu religiose vixit. Hic postquam factus est monachus, magnae fuit humanitatis, oboedientiae, patientiae, mansuetudinis et charitatis, giebt seinen Todestag aber nicht an. Eiselin hat zum 26. Februar: B(eatus) Hermannus de Achbuoch monachus.

10. Henricus. Abwärts nach rechts erblicken wir einen anderen Benediktinermönch, der in seinen Händen ein Schiff mit geschwelltem Segel emporhält. Bei ihm stehen die Worte: Henricus Mon(achus) 24. Aprilis. Zur Erklärung des Schiffes lesen wir im liber constr. III, 47: Quidam dives mercator Basileae civitatis, nomine Heinricus, solebat merces huius provinciae in transmarinas partes venditioni exponendo transferre. Es heisst dann weiter, dass ihn einst der H. Blasius aus einem Schiffbruch rettete, er deshalb Mönch wurde und als solcher gottselig starb. Sein Todestag ist nicht angegeben, es hat aber Eiselin zum 24. April: Ven(erabilis) Heinricus de Basilea, monachus S(ancti) Blasii.

11. Truto. Er nimmt den Platz rechts neben Henricus ein; die Inschrift bei ihm lautet: Truto Presb(yter) | Mon(achus) 27. Febr(uarii). Angethan mit blauer Casel, breitet er seine Hände nach oben aus, als vernehme sein Ohr, wie der liber constr. II, 39 berichtet, wieder aus der Höhe die lieblichen Stimmen der beiden Jungfrauen, deren Gesang ihm als Todestag den von ihm erflehten Sabbath verkündete. Sein Todestag fiel aber nicht auf den 27., wie hier steht, sondern auf den 17. Februar, wie der liber constr. II, 39 und Eiselin berichten.

12. Hayligosus. Rechts neben Truto ist er mit dem Chorhemd und roter Stola bekleidet; die Hände sind gefaltet. Die Inschrift bei ihm lautet: Hayligos(us) Presb(yter) | 11. April(is). Zu seinen Häupten sehen wir die oben besprochene Taube des heiligen Geistes. Diesen hatte er nach dem liber constr. III, 37 einst verzückt in der später durch päpstliche Bulle verpönten Gestalt eines pulcherrimi invenis geschaut. Sein Todestag wird im liber constr. nicht genannt, wohl aber bringt Eiselin zum 11. April die Notiz: Ven(erabilis) Hailigosus presb(yter) mon(achus).

13. Udalricus. Über den beiden letztgenannten Männern gewahren wir die Gestalt eines weissbärtigen Einsiedlers mit einem Rosenkranz. Die Worte der bei ihm befindlichen Inschrift lauten: Udalricus, 28. Jan(uarii). Dem liber constr. II, 14 zufolge war er ein ehemaliger Ritter Ulrich v. Usenberg, der nahe daran, im Rhein zu ertrinken, gelobt hatte, bei erfolgter Rettung sich dem klösterlichen Leben zu weihen. Er ging in das Kloster St. Blasien und se ipso rogante in parvo hospitiolo est reclusus. Nach derselben Quelle II, 15 starb er quinto calendas Februarii, und auch Eiselin setzt: B(eatus) Udalricus de Uesenberg zum 28. Januar.

Über dem Einsiedler erblicken wir eine Gruppe von drei Männern. Der äusserste links ist der durch die Inschrift: Udalricus | Mon(achus) 27. Jan(uarii) als

14. Udalricus bezeichnete Mönch. Mit der Alba bekleidet, ist er, dem Beschauer zugewendet, mehr in den Vordergrund gerückt. Die oben wiedergegebene Inschrift trägt er auf dem flatternden, rechten Ärmel. Er steht da mit weit ausgebreiteten Armen, die Rechte zeigt nach oben, wo der heilige Blasius über ihm schwebt. Es ist Ulrich v. Walaschwiler, dem, wie wir im liber constr. II, 38 lesen, auf dem Totenbette der Stab des heiligen Blasius nicht aus den Gedanken kam: per totam noctem istam stetit ibi, et consistit adhuc baculus sancti Blasii, cum quo et ego ire debeo. Er starb sexto Kalendas Februarii, also am 27. Januar; ebenso berichtet auch Eiselin.

Der zweite in der obengenannten Gruppe ist der Benediktinermönch

15. Eberhardus. Sein Blick ist auf die Jungfrau Maria gerichtet, während er die linke Hand wie zum Schwur an die Brust drückt und die rechte emporhebt. Zu seinen Häupten stehen die Worte: Eberhardus 30. Junij.

Eiselin verlegt seinen Tod auf dasselbe Datum; im liber constr. ist der Todestag dagegen nicht genannt, auch kann das, was von ihm dort (II, 28; 35; 36) erzählt wird, nur in ganz allgemeiner Weise herangezogen werden, um seine Haltung auf unserem Bilde zu motivieren.

Die dritte Figur der Gruppe ist

16. Bernherus. Er steht etwas vor Eberhard als äusserster nach rechts, mit dem Chorhemd und gelber Stola bekleidet. Sein Blick ist erhoben; in den gleichfalls etwas erhobenen Händen hält er einen Totenkopf. Die Inschrift bei ihm lautet: Bernherus | 14. Junij. Der liber constr. berichtet von ihm III, 9: Et quamvis exterioribus curis frequenter esset occupatus, divinis tamen officiis tam in celebratione altaris quam etiam in assiduitate in choro psallendi cum caeteris fuit intentus. Geben diese Worte eine Erklärung der Kleidung des Bernherus, so lassen sie eine solche für den Totenkopf vermissen; ich vermag denselben nicht zu erklären. Den Todestag verzeichnet der liber constr. nicht, wohl aber finden wir bei Eiselin zum 14. Juni die Worte: Ven(erabilis) Bernherus de Basilea monachus.

Wärend die Äbte und Mönche die linke Seite der zweiten (horizontal) Gruppe einnehmen, sind auf der rechten Seite die postulierten Äbte und weiter unten Benediktinerinnen von Berau, sowie Benefactores dargestellt.

Wir betrachten zunächst:

b) Die postulierten Äbte.

Es sind

1. Wernerus postul(atus) Abbas Wibligen(sis) 2. Maij, Benediktinermönch mit Buch und Abtstab, auf welchem sich obige Inschrift befindet. Näheres über ihn in Wibligense templum honoris, Augsburg 1702, wo sein Porträt (sic) gegeben und sein Todestag auf den 2. April 1126 gesetzt ist.

2. Frowinus, Benediktinermönch mit Abtstab, um welchen sich ein Spruchband mit folgender Inschrift windet: Frowinus postul(atus) Abb(as) Montis Angelorum. 27. Martij. Aus dem Album Engelbergense, Luzern 1882, S. 23 u. 58, erfahren wir, dass Frowinus (1143?—1178) zweiter Abt des Klosters Engelberg in der Schweiz war. Den Engel neben ihm vermag ich nicht zu deuten, es sei denn, er bezöge sich auf den Namen des Klosters.

3. Hartemannus, bärtig im schwarzen Ordensgewande. In seinem linken Arme ruhen vier Abtstäbe mit folgenden Inschriften: a. Hartemannus postul(atus) Abb(as) Gottwicensis. b. Campidonensis. c. S(ancti) Udalrici Aug(ustae) Vind(elicorum). d. S(ancti) Lamberti in Styria.

Die Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg, Bd. II, (XI. Zur älteren Geschichte des Stiftes Kempten) berichtet von ihm S. 246: „In unbekanntem Jahre folgte auf Manegold (sc. in Kempten) Abt Hartmann von Göttweih, der ebenfalls aus dem Kloster St. Blasien stammte und ebenfalls von Heinrich V. der Königlichen Abtei Kempten vorgesetzt wurde. Er war auch Abt zu St. Lambert in Kärnthen und vorübergehend zu St. Ulrich in Augsburg. Abt Hartmann starb am 3. Juli 1114." Dass Abt Hartmann auch dem Kloster Gottweig angehört hat und zwar als erster Abt, ersehen wir aus einem Excerpt aus einem vetus chronicon Garstense in den Scriptores rerum Austriacarum S. 144: MCXIV Domnus Hartmanus primus Chotewingensis Abbas obiit. cfr. ebendaselbst S. 281.

4. Berchtoldus. Der Abtstab, mit der Inschrift: Berchtoldus postul(atus) Abb(as) Garstensis, ruht in seinem linken Arm. Mit der rechten Hand deutet er auf ein aufgeschlagenes Buch, auf welchem zwei Fische liegen. Wie wir aus der Vita Bertholdi I in den Scriptores Rerum Austriacarum, II, S. 90 erfahren, wurde er aus St. Blasien als Abt nach Garsten berufen, nachdem er schon dem Kloster Gottweig vorgestanden hatte. Wir lesen dort: His ita gestis, Gottvicenses Domnum Bertholdum de Sancto Blasio, ubi tunc Armarii pariter et Claustralis Prioris fungebatur officio, Priorem sibi in locum Domini Wirnt acquisierunt . . . Sed cum isdem Wirnt ad Formbacense Monasterium esset in patrem assumptus, tunc Domnus Bertholdus a Garstensibus, et ispo Marchione, Abbas electus est, optimo quidem omine . . . . . Die Vita Bertholdi giebt uns auch eine Erklärung der auf dem Buche befindlichen Fische. Es heisst Cap. IV: Apud Pechlaren sedens ad mensam, de una scutella multis convivantibus pisces divisit et tamen divisione facta, in nullo minui plenitudo illa visa est.

5. Luitfridus, Benediktinermönch mit dem Abtstab, der an die rechte Schulter lehnt. Er erhebt die gefaltenen Hände. Bei ihm stehen die Worte: Luitfridus post(ulatus) Abb(as) Murensis 31. Dec(embris). Wir lesen über ihn in den „Quellen zur Schweizer Geschichte", Bd. III, 1881 [das Kloster Muri im Kanton Argau] S. 35: „Cuius (Ruperti) obsensu venit huc tunc Lütfridus a cella sancti Blasii. Hic fuit secundus abbas istius loci . . . . . Der liber constr. II, 48, berichtet über ihn: . . . . . abbas Murensis effectus, in dei opere fuit studiose . . . . . pridie calendas Januarii [31. Dec.] de hac vita migravit.

6. Theodoricus im Benediktinergewand, den Abtstab in der rechten Hand haltend. Die Inschrift lautet: Theodoricus post(ulatus) Abb(as) Donawerd(ensis) 8. Maij. Diesen nennt Eiselin (bei Mone I, S. 78. Hülfsmittel) zum 8. Maij. Vergl. Gerbert I, 412.

8. Henricus, der Äusserste hinten, im weissen Chorhemd, hält in den erhobenen Händen ein Buch, auf welchem die Worte zu lesen sind: Hen|ricus | Prior | Och|sen hus(ii) 4. | Nov(embris). Wahrscheinlich ist hiermit auf Heinrich von Hödorf (— 1388) hingewiesen, den letzten von St. Blasien nach Ochsenhausen entsendeten Prior. (Vergl. Vanotti im Freiburger Diöcesan-Archiv, 1886, S. 289).

Wie an die Gruppe der Äbte schliesst sich auch an die der postulierten Äbte ergänzend eine der ovalen Inschriftstafeln an, welche im untern Teil des Bildes rechts angebracht sind. Die hierher gehörige Tafel hat folgenden Text:

Conradus | postul(atus) Abb(as) Omnium S(anctorum) Schaffhusij | et | alii praeterea XXVIII | aliò postul(ati) | D(omini) Abbates.

c) Äbtissinnen und Benefactores.

Unterhalb der eben aufgezählten postulierten Äbte befindet sich eine Gruppe von acht Figuren. Am meisten links befindlich erblicken wir zwei Benediktinerinnen, durch die Inschriften als: Liutgarda com(itissa) Wirttemb(ergensis) vid(ua) mon(ialis) in Beraw. 21. Octobris und als: Agnes reclusa in Beraw. 28. Junij bezeichnet.

Die übrigen sechs Figuren sind mit den römischen Zahlen I—VI bezeichnet. Denselben entsprechen auf einer dritten der unten angebrachten ovalen Tafeln die folgenden, unter der Überschrift: Primi | Benefactores: S(ancti etc.) | genannten Personen:

I. Urbanus II Papa | Ord(inis) S(ancti) Ben(edicti) 29. Julij | als Kardinal,

II. Conradus Ep(iscopus) Constan(tiensis) | Ord(inis) S(ancti) Ben(edicti) 26 nov(embris) in Bischofstracht.

Hinter ihnen erblicken wir vier Kaiserinnen im Gewande der Benediktinerinnen, mit Kronen auf dem Haupte:

III. Mathildis Imp(eratrix) Mater | Ottonis M(agni) 4. Mart(ii) |

IV. Adelheidis Imp(eratrix) Conjux Ottonis M. 16. Dec(embris) |

V. Agnes Imp(eratrix) Conjux | Henrici III. 23. Dec(embris) |

VI. Praxedis Imp(eratrix) Conjux Henrici IV. 6. Aug(usti) |

III. Das Hauptwappen.

Im unteren Teil des Bildes dominieren zwei weibliche Genien mit Lorbeerkränzen im Haar, von denen die eine, zur rechten Hand, eine brennende Fackel trägt mit der Inschrift: Meis virtutibus praeluxi. Die andere, zur Linken, stösst in eine Posaune, auf welcher die Worte stehen: Terram sonus exit in omnem. Das anhängende Wappentuch zeigt eine rote Lilie und einen darüber schwebenden Finken, weiter oben ein flammendes Herz und die Sonne am blauen Firmament; die Devise unten lautet: Huc adspiro. Beide Genien halten gemeinschaftlich eine achteckige Tafel, in welcher sich dasselbe Wappen befindet: in Gold eine rote Lilie auf grünem Dreiberg, auf derselben ein Fink. Kleinod: Mitra, Inful und Krummstab. Den Rand der Tafel umläuft die Inschrift: R(EVEREN-DISSI)MUS Et AMPL(ISSIMUS) D(OMI)N(U)S D(OMINUS) AUGUSTINUS ABB(AS) XLI MON(ASTERII) S(ANCTI) BLASII ÆTATIS ANNO LXVIII ABBATIÆ VICESIME QUARTO. Es handelt sich demnach, um den Abt Augustinus Fink 1695—1720, dessen Geburtsjahr 1651, wir durch die Angabe seiner Regierungszeit und seines Alters erfahren.

Unter ihm ist die Übermalung des uns vorliegenden Blattes entstanden. Die Wappen seiner vier letzten Vorgänger sind auf einem grossen Pilaster angebracht, welcher dem Blatte nach links einen kräftigen Abschluss giebt.

Wir zählen die Wappen in umgekehrter Reihenfolge von unten, als dem jüngsten nach oben, dem ältesten, auf. Namen sind ihnen nicht beigefügt, wir ergänzen diese aber nach anderen Quellen.

1. Romanus Vogler von Engen 1672—1695: gespalten, rechts in Blau der springende Hirsch von St. Blasien, links in Gelb eine Hand, die einen Vogel auf einem Stab emporhält. Schildhaupt: in Weiss drei blaue Pilze. Stimmt mit Siebmacher I 5, 2 S. 12 Taf. 19. Weiss in seiner Sammlung zur Geschichte von St. Blasien (Grossherzogliches Generallandesarchiv zu Karlsruhe) Bd. I, S. 60 spricht den Vogel als Kranich mit ausgebreiteten Flügeln an.

2. Otto II Kübler 1664—1672: Gespalten von St. Blasien wie vor, und in Blau ein gelber Sparren, auf dessen Spitze eine vierblätterige rote Blume mit drei hölzernen Küblerhämmern in der Stellung $^{1}_{3}{}^{2}$; also teilweise ein redendes Wappen.

Fehlt bei Siebmacher und in der Weiss'schen Sammlung.

3. Franz I Chullot, 1638—1664: Gespalten von St. Blasien wie vor, und in Grün ein natürlicher Baum mit zwei Sternen rechts und links. Fehlt bei Siebmacher. In der Weiss'schen Sammlung ist es anders gruppiert (cfr. Bd. I, S. 60).

4. Blasius II 1628—1638: Gespalten von St. Blasien wie vor. Links: gespalten von Schwarz und Gelb, darauf ein manequin mi-parti mit verwechselten Tinkturen, in den erhobenen Händen je einen Hammer.

Während dieses Wappen bei Siebmacher fehlt, ist es in der Weiss'schen Sammlung I, S. 60 falsch wiedergegeben.

Links von den Genien, etwas tiefer, schwebt ein Adler, in den Krallen Mitra und Abtstab haltend. Auf letzterem stehen die Worte: Sit bajula lucis amica.

Noch weiter links sitzt auf einem Postament eine nackte männliche Figur mit einer Orgelflöte. An dem Flötenkasten: Semper honos nomenque Tuum laudesque canentur. Von dem Munde der Figur gehen die Worte aus: Luxque calorque Tuus vocalem Memnona reddunt. Darnach haben wir die Figur offenbar als eine Personifikation der Memnonssäulen aufzufassen. Wegen weiterer Erklärung dieser Inschriften siehe Abschnitt B.

IV. Wohlthäter.

Auf dem Hintergrund einer Landschaft zieht sich unterhalb der Genien eine Gruppe von neun Figuren hin. Die äusserste, rechts vom Beschauer, weist mit der linken Hand auf eine an einem Baum hängende Tafel. Dieselbe trägt die Überschrift: Alii | Benef(actores) et postul(ati) | Principes (sic) und giebt mit ihrer Legende den Schlüssel zu dem Verständnis der Figuren, welche mit den entsprechenden Nummern versehen sind. Wir erkennen:

2 Bischöfe: 1. Adalbero II Ep(iscopus) Basileensis.
2. Udalricus Ep(iscopus) Constant(iensis) | .

2 Äbte: 3. Eglolphus S(acri) R(omani) I(mperii) Princ(eps) | et Abb(as) S(ancti) Galli.
4. Fridericus S(acri) I(mperii) R(omani) P(rinceps) et | Abb(as) Divitis Aug(iae).

2 Kaiser: 5. Otto Magnus Imp(erator).
6. Rudolphus a Gregorio | VII P(a)p(a) designatus Imp(erator).

2 Kaiserinnen u. 1 Königin: 7. Adelheida Imp(eratrix) Rudolphi Conjux.
8. Adelheida Reg(ina) Ungariae filia Rud(olphi) 3 May, mit dem von ihr gestifteten Kreuz in der Hand.[20]
9. Gisela Imp(eratrix) Conjux Conradi II.

Die Kaiser Otto und Rudolph, sowie der Bischof Adalbero von Basel lassen ihre Hände auf dem Rahmen eines Bildes ruhen, welches die Gesamtanlage von St. Blasien

[20] Diese Königin Adelheid ist die einzige, bei welcher der Todestag angegeben ist, auch von Eiselin wird nur ihr Todestag genannt.

darstellt. Mag der Wert der bisher besprochenen architektonischen wie topographischen Abbildungen ein problematischer sein, hier haben wir zweifellos eine authentische Darstellung vor uns, welche sich nach der Herstellungszeit des Stiches 1681 datieren lässt und eine wichtige Ergänzung zu den Abbildungen von St. Blasien gewährt, welche Kraus, Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden III, Tafel XI und Weiss, in seiner Sammlung im Generallandesarchiv Karlsruhe Bd. II S. 70 wiedergeben, sowie zu zwei anderen aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts, darunter eine von 1708 ebenfalls auf einem Thesenblatt, welche Kraus Bd. III, S. 91 erwähnt.

Unmittelbar unter der Ansicht von St. Blasien spannen zwei Putten ein Tuch aus, auf welchem drei verschiedene topographische Abbildungen angebracht sind. Sie sind in etwa halber Grösse der Vorlage auf unserem Detailblatt Tafel XI No. 8, 9, 10 wiedergegeben. Es ist mir nicht gelungen, dieselben zu identificieren. Wir haben jedenfalls sanktblasianische Besitzungen darin zu erkennen, wie z. B. Bondorf, Bürgeln, Grafenhausen oder andere.

Ein weiteres Tuch wird oben links von Putten gehalten. Auf demselben befindet sich unter der Überschrift: SPLENDOR HERCYNIAE eine Ansicht von Todtmoos. Vgl. unser Detailblatt Tafel XI No. 6. Die Abbildung stimmt im Wesentlichen mit derjenigen auf dem berühmten Silber-Antipendium von 1677 überein, welches sich früher in St. Blasien befand und gegenwärtig in den kunsthistorischen Sammlungen zu Wien aufbewahrt wird. (Abgebildet bei Kraus, Der Kirchenschatz von St. Blasien, Tafel IV—VII). Es handelt sich zweifellos um die von Fürstabt Blasius II 1627 [1677 bei Kraus III S. 108 ist ein Druckfehler] erbaute Kirche und nicht, wie Kraus meint, um eine ältere. Wir kennen sowohl die ältere als auch die neuere Anlage aus dem bereits angeführten Buche von Rauber über Todtmoos, wo sie Seite 44 und 64 abgebildet sind, und ein Vergleich leicht anzustellen ist.

Im äussersten Untereck rechts erblicken wir eine ruhende Diana, neben ihr einen Hund mit der Inschrift: Vigilanter et fideliter custodit.

Die Göttin stützt ihre Rechte auf einen ovalen Schild mit dem Allianzwappen von St. Blasien und Berau. Rechts in Blau der steigende Hirsch von St. Blasien, Kleinod: Wolfskopf, ein Ferkel im Rachen. Hierin liegt eine Bezugnahme auf ein Wunder des heiligen Blasius, von welchem der liber constr. III, 50 berichtet: sicut apparet in lupo, qui pauperculae porcellum raptum imperio ipsius coactus reddidit. Links in Gelb ein schwarzer Bärenhals mit gleichem Kleinod.

Ganz unten am Plattenrande rechts schwarz aufgemalt die Jahreszahl 1719. Platte hoch 91,5/59,5, beschnitten auf 93,5/61,5.

Durch die Jahreszahl 1719 fällt das Stück, wie schon durch das von zwei Genien gehaltene Wappen angedeutet war, in die Regierungszeit des Fürstabtes Augustin Fink und scheint nichts anderes zu sein als eine Allegorie auf St. Blasien, deren geistiger Urheber jedoch nicht unter seiner Regierung zu suchen ist, welche aber ohne besonderen Aufwand zu einer Huldigung an ihn adaptiert ist.

B. Der Stich.

Die Beschreibung des uns vorliegenden Blattes, wie es auf Tafel I erscheint, ist zu Ende und wir würden hiermit von dem Leser Abschied zu nehmen haben, wenn uns nicht während der Arbeit die Überraschung beschieden gewesen wäre, zu erkennen,

dass die Malerei, wie wir sie vor uns haben, nur zu einem Teil den hinter ihr steckenden Kupferstich wiedergiebt. Zum andern Teil hat sie denselben mit eigenen, für uns freilich sehr wertvollen Zuthaten zugedeckt, aber dadurch folgende Partieen des Stiches unserer Kenntnis zu entziehen gesucht:

1. Die Wappentafel, welche von den beiden Genien gehalten wird.
2. Ein Wappen mit Devise auf dem Posaunentuch.
3. Eine Schrifttafel, auf welcher jetzt das Bild von Todtmoos angebracht ist.
4. Das Bild eines Baccalaureus (?) und viele Inschriften an der Stelle, wo sich jetzt der Pfeiler mit den vier Wappen befindet.
5. Eine Schrifttafel dort, wo jetzt drei kleine topographische Ansichten von zwei Putten gehalten werden.

Wir wollen in Folgendem nun versuchen, diese fünf versteckten Teile wieder ans Licht zu ziehen.

1. Die von den Genien gehaltene Wappentafel.

Hier fiel mir zuerst auf, dass die Umschrift teilweise aus aufgemalten Buchstaben und Zahlen, teilweise aus ausgesparten besteht; eine nähere Prüfung zeigte auch, dass das Aufgemalte dem darunter befindlichen Gestochenen nicht entspricht, dass also der Maler eine Veränderung mit dem Kupferstich vorgenommen hat. Wenn es mir auch nicht gelang, die übermalten Zeichen einzeln genau zu erkennen, so wurde mir doch bald die Bedeutung der vorgenommenen Änderung klar.

Wir haben gesehen (S. 62), dass auf einer der ovalen Schrifttafeln rechts unten 8+31 Äbte aufgezählt wurden und damit auf Otto II Kübler, als den 39. Abt hingewiesen wurde. Da in dem Stiche mit peinlicher Sorgfalt nichts wiederholt ist, und der hervorragende Platz in der achteckigen, von zwei Genien gehaltenen Tafel für den regierenden Abt reserviert sein muss, so haben wir dort den Namen sowohl als das Wappen des 40. Abtes von St. Blasien: Romanus 1672—1695 zu suchen, und zu schliessen, dass unter seiner Regierung der Stich entstanden ist. Diese Annahme wird bestätigt durch die wenigen Worte der Inschrift, welche sich noch erkennen lassen: ROMANUS . . . ANNO XLV[21]) ABBATIAE DECIMO. Romanus kam 1672 zur Regierung, das zehnte Jahr ist also 1681, und diese Zahl steht, wie wir weiter unten sehen werden, auf einer der Inschriften, welche wir bei durchscheinendem Licht sehen können. Gleichwie dieser Stich von 1681 aber Namen und Wappen des regierenden Abtes an hervorragender Stelle führt, so muss auch die Bemalung von 1719 an derselben Stelle auf den damals regierenden 41. Abt Augustinus Finck hinweisen, wie es in der That durch Anbringung von Wappen und Devise dieses Abtes geschehen ist. Hierdurch ist der Stich von 1681 erst für das Gemälde von 1719 brauchbar gemacht worden.

2. Wappen und Devise auf dem Posaunentuch.

Die Änderungen an dieser Stelle haben denselben Zweck wie diejenigen auf der eben besprochenen Wappentafel. Der Farbenauftrag ist hier aber ganz undurchsichtig, und wir können daher nur die Vermutung — wenn auch die ganz bestimmte — aussprechen, dass unter dem Wappen und der Devise, welche jetzt sichtbar sind, diejenigen des vorigen Abtes zu finden sein müssen. Erkennbar sind nur die Worte: Arma Crucis.

[21] Hier gewinnen wir auch das Geburtsjahr des Romanus; im Jahre 1681 war er 45 Jahre alt, mithin ist er 1636 geboren.

3. Schrifttafel, welche jetzt mit der Ansicht von Todtmoos bemalt ist.

Das etwa in der Mitte des Blattes von zwei Engeln gehaltene Tuch lässt bei durchscheinendem Licht erkennen, dass es in der Art eines grossen Schriftbandes mit gestochener Schrift ausgefüllt ist. Die Worte: »Splendor Hercyniae«, welche sich in ganz passender Weise auf die hier befindliche Ansicht von Todtmoos beziehen lassen, gehören nicht der Übermalung, sondern dem Stich an und eröffnen dort die leider in ihrem ersten Teil nicht ganz sicher gelesene Inschrift: SPLENDOR HERCYNIAE Quo Ab Ejusdem centum et octo Sideribus illustrandas | Reverendissimo et Amplissimo Praesuli ac Domino D(omi)no | Romano | Celeberrimi Monasterij S(ancti) Blasii in dictâ Sylva Abbati Vigil(antissi) mo Domino suo gratiosissimo | Sacras.

Die Fortsetzung macht keine Schwierigkeiten und lautet folgendermassen:

Theses Peripateticas | Praeside P(atre) Joanne Baptista Hemm Ord(inis) S(ancti) Bened(icti) Imp(erialis) et Exempti Ratisb(onensis) | Mon(asterii) ad S(anctum) Emmerammum Profefso A(rtium) L(iberalium) et Ph(i)l(osoph)iae Doctore ejusdemque | Profefsore Ordinario et p(ro) t(empore) Decano | In Almâ et Archiepiscopali Universitate Benedictina Salisburgensi | Duci et concertationi publicae exponet | Praenobilis Ornat(issi)mus ac Doctissimus D(omi)n(u)s Joannes Jacobus Henricus Hug Ewandingan(us) in ditione S(ancti) Blasii ad Hercyniam Silvam A(rtium) L(iberalium) et Ph(i)l(osoph)iae Baccalaureus | et pro suprema laurea candi(datus) J(uris) V(triusque) studiosus Anno 1681 Mensis Augusti die . . . . |

Der Tag ist nicht ausgefüllt.

Über den Salzburger Professor Johannes Baptista Hemm berichtet (Sedlmayer) Historia Universitatis Salisburgensis, Bonndorf (1728) S. 371, dass er 1680 am 9. Juli 52 Baccalaureen und am 3. September 1681 ebensoviel Magister promoviert habe. Unsere Promotion fällt auch in das Jahr 1681, aber in den Monat August. Der Tag selbst ist nicht angegeben, jedenfalls war er kein so fruchtbarer wie der 3. September.

Den Kandidaten lernen wir als Johannes Jacobus Henricus Hug a Winterbach kennen, wie die Inschrift sagt, aus Ewattingen stammend. Der Ort war seit 1448 sanktblasianisch, besass ein Schloss und war der Sitz des sanktblasianischen Amtes Blumegg oder Ewattingen.[22]

4. Das Bild eines Baccalaureus (?) und Inschriften an der Stelle, wo jetzt der Pfeiler mit den vier Wappen sich befindet.

Hinter dem Pfeiler und den vier Wappen, Werken des Malers, erkennen wir die sitzende Gestalt eines jungen Mannes im Dreiviertelprofil nach heraldisch links schauend, in der „alamode"-Tracht des 17. Jahrhunderts mit lockigem, auf die Schultern herabfallendem Haar und weisser Spitzenkravatte. Es ist die einzige Figur des Blattes, welche keinen historischen Charakter trägt und der Entstehungszeit des Blattes anzugehören scheint. Ich möchte in ihr aber nicht nur einen Baccalaureus im allgemeinen, sondern speziell unsern Jakobus Henricus Hug von Winterbach aus Ewattingen erkennen, welchen wir in diesem Falle als den Stifter des Blattes um so mehr anzusehen hätten, als die auf ihn bezüglichen Inschriften nicht in Typendruck eingefügt sind, sondern zugleich mit der ganzen Komposition entstanden zu sein scheinen. Er muss

[22] Kürzel, Reichsherrschaft Bonndorf (1861), S. 204.

nicht nur durch seinen Heimatsort, sondern auch durch andere Bande an St. Blasien resp. an dessen Abt gebunden gewesen sein. Das durchscheinende Licht zeigt uns, dass der Stecher unsere Figur in ganz bestimmte Beziehungen zu dem durch das Wappen repräsentierten Abt gesetzt hat. Es geht von ihr nämlich folgende Inschrift in der Richtung auf das Wappen zu: Clementes radios in meque meosque reflecte, und gleichsam als Erfüllung dieser Bitte geht von dem Wappen ein mächtiger Lichtstrahl auf den Kandidaten zu.

Jetzt wird uns auch die in der Beschreibung des gemalten Blattes mitgeteilte Inschrift: Luxque calorque Tuus vocalem Memnona reddunt mit ihrer Beziehung au die Memnonssäulen verständlich: es handelt sich um ein Bild, um eine Parallele, welche der Stifter des Blattes zwischen sich und den Memnonsfiguren zieht: Wie der Sonnenstrahl diesen Bildwerken Sprache verleiht, so möge auch Deine Milde mich und die Meinen bescheinen, dass wir Dir lobsingen.

Die zwei sichtbaren und die eine verdeckte Inschrift sind demnach trotz des wechselnden Subjektes in folgender Weise in Zusammenhang zu bringen:

Luxque calorque Tuus (der Sonne) vocalem Memnona reddunt.
Clementes radios in meque meosque reflecte (an den Abt gerichtet)
Semper Honos nomenque Tuum (des Abtes) laudesque canentur.

Über der Figur hält ein Engel, derselbe welcher auf dem gemalten Blatt das rote Band in Händen hat, ein Tuch mit acht conclusiones: Conclusiones Selectae ex Vni|versâ Philosophiâ Aristotelico = Thomisticâ|. Die erste lautet folgendermassen:

Logica non tantum est simpliciter neces|saria ad scientias in statu perfecto acquiren|das. Darauf folgen die weiteren sieben Nummern.

Weiter unten an dem Pfeiler, vor welchem der Kandidat sitzt — hinter dem grossen gemalten Pfeiler befindet sich nämlich ein kleinerer in Kupferstich — stehen weitere Inschriften mit den Worten Ex Eethica beginnend, welche wahrscheinlich weitere Conclusiones enthalten.

Endlich drittens hält der Kandidat mit seiner Linken eine neben ihm stehende hochovale Tafel mit einer Anrede an den Abt Romanus, welche am Schlusse gezeichnet ist: Cliens infimus Joannes Jacobus Henricus Hug a Winterbach.

5. Schrifttafel am Fusse des Blattes, jetzt mit drei topographischen Ansichten bemalt.

Hier endlich stehen 40 Thesen unter der Überschrift: Ex Physic(a) (t)hesi, deren erste:
1. Physica est una Scientia Simplex — und deren letzte:
40. Amina rationalis est immortalis — lautet.

Erst diese Inschriften lassen erkennen, um was es sich bei dem ganzen Blatte handelt. Wir haben hier eine Thesenankündigung vor uns. Die bekannteste Form derselben ist freilich die im Typendruck hergestellte, aber nicht selten wurden auch allegorische oder historische Kupferstiche verwendet, bei welchen gewisse vorher in der Komposition dafür freigelassene Teile aus der Platte herausgeschnitten und mit Typendruck ausgefüllt wurden, um für verschiedene Personen verwendet werden zu können. Unser Exemplar, bei welchem die Schrift gestochen ist, dürfte in dieser Hinsicht eine besondere Wertschätzung verdienen.

Die Erinnerung an eine derartige opulente Ausstattung der Thesenankündigungen hat sich in unserer Zeit verloren, und die Handbücher der Kupferstichkunde verweigern die Auskunft über diesen interessanten Zweig der graphischen Kunst. Mir sind aus eigener Anschauung nur vier solcher Blätter bekannt. Ausser dem vorliegenden ein zweites in meinem Besitze, für Freiburg i. Br. von 1765 mit dem heiligen Franziskus Xaverius, dessen Beschreibung unten[23] gegeben ist, ein drittes mit einer Mariendarstellung im oberen Saale des leider verwahrlosten, interessanten Schlosses Stockalper in Brig (Vallis) und ein viertes im Kunsthandel in Konstanz. Ein fünftes von 1708 ist in St. Blasien (Kraus). Ein sechstes oder mehrere hierhergehörige Blätter kennt Herr Hofrat Dr. Brambach aus Salem. Eine Umfrage bei einigen Universitätsbibliotheken, in deren Beständen ich derartige Blätter vermutete, ist leider erfolglos geblieben. Dagegen erhalte ich von dem Antiquariat Ludwig Rosenthal in München folgende, für mich wertvolle Auskunft: „Thesenblätter der von Ihnen geschilderten Art sind uns freilich sehr viele bekannt, selbe finden sich von allen Hochschulen des 17. und 18. Jahrhunderts, besonders allen Jesuiten- und Benediktiner-Instituten: Cöln, Salzburg, Ingol-

---

[23] Thesenankündigung an der Freiburger Universität von 1765 in Verbindung mit einer religiösen Darstellung. Schabkunstblatt. In der Mitte der heilige Franciscus Xaverius (1506—52) im Jesuitengewande, auf der Pelerine ein Bildnis Mariä, umgeben von Indiern, deren er einen tauft, während ein Mohr das Wasser darreicht. Im Hintergrund eine Pyramide. Über ihm zwei Engel mit einem Buche, auf dem die Inschrift:

BAPTI | ZAN | TES | EOS. | Matth(:aei) | XXVIII |
Zu seinen Füssen:
SANCTUS | FRANCISCUS XAVERIUS | SOC(IETATIS) IESU, | Indiarum Apostolus |

Darunter eine Kartusche mit zwei Feldern rechts und links, welche alle drei mit Typendruck ausgefüllt sind. Die Kartusche zeigt in der Mitte das gestochene neunfeldrige badische Wappen und die Inschrift: SERENISSIMO PRINCIPI, | AC | DOMINO DOMINO | AUGUSTO GEORGIO, | (regiert 1761—1771) Marchioni Badenſi, et Hochbergenſi, | Landgravio Sauſenbergenſi, | Comiti in Sponheim et Eberſtein, | Domino in Roettlen, Badenweiler, Lahr, Mahlberg, Ortenau et Kehl etc. | Aurei Velleris Equiti, Sac(rae) Caeſar(eae) et Caeſar(eo) Reg(iae) Apoſtol(icae) Majeſtatum, | S(acri) R(omani) Imperii, Inclyti Circuli Suevici, nec non praepotentium foederati Belgii | Ordinum reſpective ſupremo Equeſtrium Copiarum Duci, Campi Pro-Mareſchallo, | duarum Legionum pedeſtrium Coronello etc. etc. | PRINCIPI, DOMINO, AC PATRONO SUO CLEMENTISSIMO | TOTOS SE SUAMQUE PHILOSOPHIAM | D(ANT) D(ICANT) D(EDICANT) | Devotiſſimi | Praeſes, et Defendentes.

In dem Raume links:

THESES | EX UNIVERSA PHILOSOPHIA SELECTIORES, | QUAS | IN ALMA, PERANTIQUA, CAESAREO-REGIO-ARCHIDUCALI | UNIVERSITATE FRIBURGO-BRISGOICA | PRAESIDE | P(ATRE) JOANNE BAPTISTA HORNSTEIN, S(OCIETATIS) J(ESU) | A(RTIUM) L(IBERALIUM) et PHIL(OSOPHIAE) DOCTORE, EIUSDEMQUE PROFESSORE | ORDINARIO, PUBLICO, | DEFENDENDAS SUSCEPERUNT | NOBIL(ES), ORNATI, AC PERDOCTI DOMINI | JOSEPH(US) HENRIC(US) XAVER(IUS) BAUMGARTNER, Tugio-Camenſis Helvetus | et | JOANNES BERNARDUS KUNCKEL, Rhenofeldenſis Auſtriaco-Rauracus, | A(RTIUM) L(IBERALIUM) ET PHILOSOPHIAE) BACCAL(AUREI) et PRO SUPREMA LAUREA CANDIDATI, | MENSE IULIO MDCCLXV.

Danach folgen 50 Theses, links 1—9, rechts 10-50, die erste: Sicut nulla idea innata, ſic nulla falſa admittitur, die letzte: Tam in ſyſtemate Copernicano, quan Tychonico motus coeleſtes, et terreſtres omnes connaturalitur explicari possunt.

Den Schluss bildet: O(mnia) A(uxilio) M(ariae) D(eiparae) V(irginis) Gl(oriosae).

Das Blatt ist im Stich unten bezeichnet: (Je)re(mias) Wolff pinxit — Cum Priv(ilegio) — S(acrae) C(aeſareae) Majeſt(atis) — Bern(hard) Gottl(ieb) Fridrich ſculpſ(it) et excud(it) Ratisb(onae). Der untere Teil, die Kartusche und beide Inschriftfelder enthaltend, ist in einer Höhe von 15,7 cm in ungeschickter Weise angeklebt, so dass etwas von der Inschrift, welche jetzt Indiarum Apoſtolus schliesst, als auch von der Kartusche verloren gegangen zu sein scheint.

Im jetzigen Zustand, auf Bildgrösse beschnitten, 111,5 auf 68 cm.

stadt, Dillingen u. s. w. oft von riesigen Dimensionen. Johann Elias Ridinger, J. Callot, die van de Passe, Kilian, Haid, Strahowsky haben zahlreiche derartige Darstellungen gestochen, die auch oft auf Seide und Atlas gedruckt wurden".

Diese Meisterliste ist aus den mir gehörigen zwei Blättern um vier zu vermehren. Zwei Meister stehen auf dem in der Anm. 23 beschriebenen Blatt, zwei auf demjenigen, welchem diese ganze Arbeit gewidmet ist. Letztere sind nicht leicht zu finden und auf unserer Tafel X überhaupt nicht zu suchen. Sie gehören dem Stich an und sind durch die Farbe gründlich verdeckt. Gleichwohl haben sich ihre Namen schliesslich lesen lassen: Unten links steht: Joan(nes) Georgi(us) Gluckher delineavit, rechts: Bartolome(us) Kilian Sculpsit. Über den Zeichner Gluckher wissen wir nicht viel. Die dürftige Notiz in Naglers Künstler-Lexikon 5,242 ist etwas erweitert in den Monogrammisten 2,3021. Wir erfahren daraus, wahrscheinlich auf Grund eines Schlusses aus dem Verlagsort mehrerer seiner Blätter, das er in Konstanz als Zeichner thätig gewesen sei. Das von Nagler angeführte Werk „Mirantisches Flötlin oder geistliche Schäferei, in welcher Christus, under dem Nahmen Daphnis die in den Sündenschlaf vertiefte Seel Chlorinda zu einem besseren Leben auferweckt etc., verfasst von dem Kapuziner Lorenz von Schnüffig. Gedruckt zu Konstanz bey David Hauff 1682", 8°, scheint mehrere Blätter, welche von Melchior Küssel gestochen sind, zu enthalten. Nagler urteilt über dieselben: „Die Zeichnung dieser allegorischen Bilder ist sehr maniriert, allenfalls eines Kapuziners würdig". Ein anderes Blatt von Gluckher, gestochen von J. Ulrich Kraus, enthalten in Pater Laurentius von Schnüffig, Mirantische Waldschallmey, Konstanz 1688 in 8°, verdient vielleicht dasselbe Urteil.

Demgegenüber erscheint es überraschend, den Namen dieses Mannes auf einem Blatte zu finden, welches trotz seiner etwas spitzfindigen Details und der Fülle von allegorischen Zuthaten und Inschriften eines grossen Wurfes nicht entbehrt und in der Gesamtanordnung eines Meisters würdig ist. Der Zwiespalt erklärt sich aber einerseits aus den Umständen, unter welchen solche Blätter zu entstehen pflegten und anderseits aus der geschickten Mache, mit welcher die Augsburger Stecher des 17. Jahrhunderts, unter ihnen die Kilian voran, ihre grossen Blätter auszustatten wussten.

Wenn wir den Gang zu verfolgen suchen, welchen die Idee einer grossen Allegorie auf St. Blasien bis zu ihrer Verwirklichung in dem uns vorliegenden bemalten Blatte durchgemacht hat, so treten uns fünf oder sechs Personen handelnd entgegen.

Zuerst mag es Johannes Jacobus Henricus Hug von Winterbach gewesen sein, oder der Abt von St. Blasien Romanus Vogler, welcher die Entstehung des grossen Stiches anregte. Derjenige, welcher das Programm ausarbeitete oder Daten beibrachte, dürfte der St. Blasianer Mönch Johann Baptist Eiselin, geb. 1637, gest. 1693, sein, welcher unter anderm eine Nigra Silva San Blasiana, Msc. von 1685, hinterliess, von welcher die Handschrift auf der Karlsruher Hofbibliothek vorhanden ist und Auszüge bei Mone Quellensammlung I S. (77) ff. veröffentlicht sind. Einzelne der dort mitgeteilten Stellen kehren wörtlich auf unserm Blatte wieder. Unter der Leitung dieses Mannes muss dann Gluckher gearbeitet haben, indem er die ihm gemachten Mitteilungen ins Graphische zu übersetzen versuchte, die Anordnung des Ganzen und die Haltung der Figuren bestimmte, sowie die Attribute und Inschriften auf das Papier fixierte. Nach dem was wir von ihm aus dem Mirantischen Flötlin und aus der Waldschalmey wissen, kann es sich nur um ein ziemlich geringwertiges gequältes Elaborat gehandelt haben. Um dann eine solche Arbeit in das zu übertragen, was man im

17. Jahrhundert die grosse Kunst nannte, waren die Stecher da, welche es verstanden, selbst die schüchternste Zeichnung in grandiose Wirkung zu setzen. Keiner der letzten der auf diesem Gebiete thätigen Meister ist Bartholomeus Kilian von Augsburg, dem die Aufgabe zugefallen ist, die gemeinsame Arbeit von Eiselin und Gluckher in ein »Kunststück« zu verwandeln.

Dieses Werk diente offenbar zuerst als Thesenankündigung für Johann Heinrich Hug. Ob es durch Ausschneiden der mit Schrift bedeckten Teile weiterhin diesem Zwecke gedient hat, liess sich nicht feststellen. Wir wissen nur, dass ein Exemplar davon durch einen nicht ungeschickten Maler im Jahre 1719 übermalt und verändert worden ist, um zu einer Huldigung für einen späteren Abt zu dienen. Dieses Exemplar liegt uns vor.

Die erste griechische Studienreise badischer Gymnasiallehrer.*

Von *Ernst Böckel.*

Verehrte Anwesende! Ich hatte vor einiger Zeit die Dreistigkeit, Ihnen einen Vortrag über Pergamon zu halten, ohne jemals dort gewesen zu sein. Ich konnte damals nicht ahnen, dass ich in Kurzem so glücklich sein würde, den Boden Griechenlands und Kleinasiens selbst zu betreten. Sie wissen, dass meine Reisegenossen und ich dies Glück dem hochherzigen Entschluss der badischen Regierung verdanken, eine gemeinsame Studienreise badischer Schulmänner nach Griechenland und Kleinasien ins Werk zu setzen: in solcher Ausdehnung die erste Unternehmung dieser Art.

Von dieser Reise möchte ich Ihnen erzählen. Nehmen Sie heute vorlieb mit einer flüchtigen Skizze der ganzen Reise: denn um eine Übersicht ist es Ihnen doch in erster Linie zu thun. Wie könnte ich selbst mit den zahlreichen Abbildungen, die ich aufgehängt, und selbst wenn mir die Zeit reichlicher zugemessen wäre, Ihnen auf einmal auch nur einen kleinen Teil der Anregung vergegenwärtigen, die uns in so vielseitiger Weise geworden ist?

Sie wissen, meine Herren, dass unsere von langer Hand geplante, von den beiden Führern vortrefflich disponierte und sorgsam vorbereitete Reise von seltenem Glück begünstigt worden ist. Alles ist so ohne Unfall, in so schönem Einklang verlaufen,

* Der hier erscheinende Vortrag ist eine Überarbeitung des bereits in den Süddeutschen Schulblättern IX, 7. 8. 9. 12 abgedruckten Aufsatzes. Ein paar sehr bescheidene landschaftliche Skizzen habe ich aus meinem Skizzenbuche beigegeben.

das ursprüngliche Reiseprogramm hat sich mit kleinen notwendigen Verkürzungen und einer höchst erfreulichen Erweiterung so glücklich, ich darf sagen siegreich durchführen lassen, dass wir am Ende der Reise nur mit dem Gefühl tiefster Dankbarkeit gegen Alle, denen wir die Reise verdanken, auf sie zurückblicken können.

Als Zweck der Reise war angegeben: den Teilnehmern eine möglichst allseitige und lebendige Anschauung von den Hauptstätten und Denkmälern der hellenischen Geschichte und Kulturentwicklung und von dem Charakter des südlichen Lebens zu vermitteln, besonders insofern eine solche Anschauung den Unterricht in der alten Geschichte und den klassischen Sprachen, sowie die Lektüre der alten Schriftsteller zu fördern und zu beleben geeignet ist. Ich sehe also, dass ich Ihnen über zwei Fragen Rechenschaft zu geben habe: Wo sind wir gewesen? Was haben wir heimgebracht? Lassen Sie mich die erste Frage in zwangloser Weise beantworten, wie mir gerade die Erinnerungen zu Gebote stehen, die zweite zurückhaltender, wie das die Kürze der Zeit erheischt, die seit unserer Rückkehr verflossen ist.

Fröhlicher und erwartungsvoller war wohl nie eine Reisegesellschaft als die, welche sich mit ihren Herrn Führern, Prof. Franz Studniczka und Prof. Ernst Fabricius grösstenteils schon am Abend des 10. März 1892 in Basel zusammenfand. Wie sehnlich hatten Alle seit langem den 11. März, den Tag der gemeinsamen Abreise, herbeigewünscht! Die Eisenbahn führte uns durch den Gotthard an Lugano vorbei nach Mailand, von hier nach kurzem Aufenthalt in der Frühe des Samstags nach Ancona; denn als Reiseweg war die Ostseite Italiens gewählt, um allen Versuchungen von Florenz, Rom, Neapel aus dem Wege zu gehn. Trotz anfänglichen Schneewetters konnten wir den Rasttag in Ancona doch benutzen, um die herrliche Aussicht vom Dom S. Ciriaco und den Triumphbogen Trajans zu besichtigen. Einen ganzen Tag erforderte die Eisenbahnfahrt am Sonntag den 13. von Ancona nach Brindisi: vom Winterwetter bald keine Spur mehr, dagegen Wein- und Orangengärten, vereinzelte Olivenwälder, Steineichen, einförmige Schilfkulturen; oft hart am brandenden Meere, kreuzten wir die zahlreichen Flussläufe Ostitaliens, rechts Blick auf den schneebedeckten Gran Sasso und bald ins Aternothal, dann links Pianosa, Monte Gargano, vorbei am Schlachtfeld bei Cannä — als es schon dunkelte, erreichten wir Brindisi. Unser Gastwirt, in dem wir den ersten Griechen kennen lernen sollten, leugnete eine Depesche erhalten zu haben, die das Abendessen bestellte: als das eilig bereitete Mahl uns trefflich gemundet, gestand er schmunzelnd, dass das Telegramm doch angelangt sei. Unser Dampfer liess uns aber von Mitternacht bis zum Anbruch des Tages warten: erst um 6 Uhr ging die „Medusa“ in See.

Auf dem bewegten Meere brachte der grösste Teil der Reisegesellschaft nach und nach der Seekrankheit ihr erstes und auch reichstes Opfer; erst als gegen Ende des Tages die zackigen Küsten Albaniens und die von Horaz besungenen *infames scopuli* der Akrokeraunien auftauchten, da erwachten die Lebensgeister wieder: deutsche Lieder ertönten vom Hinterdeck; dann fuhren wir in den Kanal von Korfu: rechts lag die Insel mit ihrem höchsten Berg, dem Pantokrator, links das alte Buthrotum, und bald schimmerten uns die Lichter von Korfu entgegen. Als der Dampfer Anker geworfen, erlebten wir zum ersten Male die in allen griechischen Häfen übliche Erstürmung des Schiffes durch Barkenführer, Gepäckträger, neue Passagiere: man glaubt unter Seeräubern zu sein. Hat die schaukelnde Barke uns am sichern Strande ausgesetzt, so beginnt ein neuer Kampf mit einer schreienden, gestikulierenden und

zudringlichen Menge. Es ward uns eigen zu Mute, als wir durch die nächtlichen Gassen Korfus schritten und zum ersten Male τελωνεῖον (Zollamt), ὑποδηματοποιός (Schuhmacher), οἰνοπωλεῖον (Weinhandlung), ξενοδοχεῖον (Gasthaus) an den Schildern lasen. Das gastliche Haus der „Bella Venezia" öffnete uns seine Thore, und wir vergassen in gesundem Schlafe bald die Leiden *maris et viarum*. Am Morgen weckten uns Signaltrompeten: griechische Soldaten exerzierten auf der Esplanade vor unserem Hotel, hinter dem Platze erhob sich stolz die meerumbrandete alte Zitadelle der Insel.

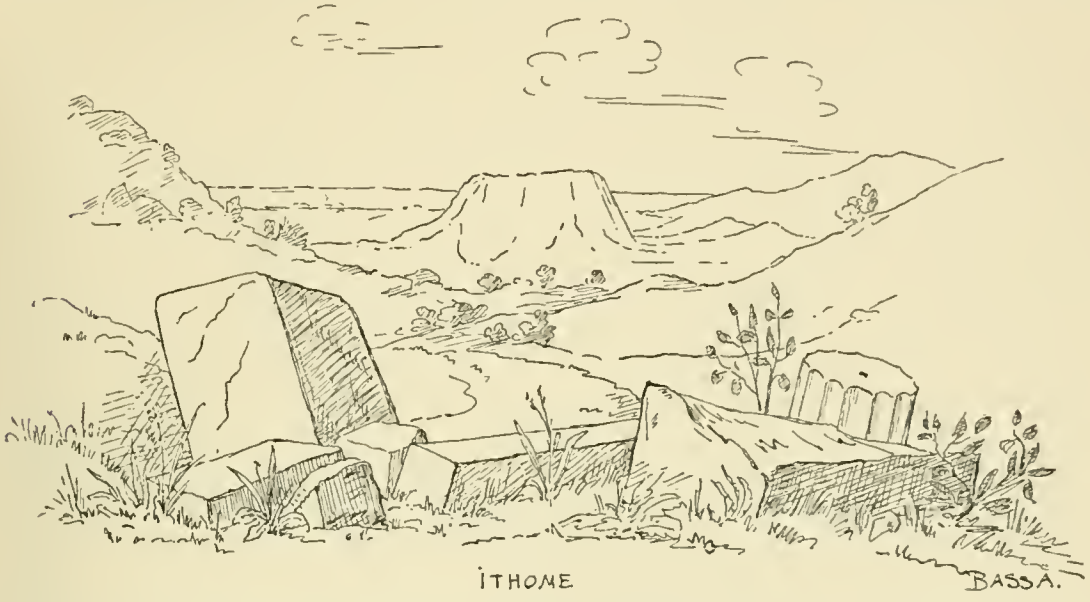
Leider zeigte sich bald, dass ein Besuch von Ithaka aufgegeben werden musste, weil er uns bei dem schlechten Anschlusse der Dampfschiffe zu viel Zeit gekostet hätte. Dafür konnten wir in Korfu etwas länger bleiben. Wir haben auf der Insel des Alkinoos einige wahrhaft phäakische Tage verlebt (15.—18. März): von dem Reiz der Meeresbuchten und Felsenküsten, von der herrlichen Vegetation, den stattlichen Villen, der Liebenswürdigkeit der Bevölkerung, dem Treiben in den Gassen und am Hafen, wie gerne würde ich davon behaglich erzählen, wenn die Zeit reichte. Gleich am ersten Morgen waren wir auf der alten Zitadelle: wahrlich die Aussicht verdient ihren alten Ruhm! Wir nahmen die Odyssee vor: und wie springt an Ort und Stelle die Ähnlichkeit des vom Dichter beschriebenen Scheria mit dem jetzigen Korfu in die Augen! Wir gedachten Schliemanns, der in seiner Erstlingsschrift mit seiner gläubigen Phantasie alle Örtlichkeiten der homerischen Phäakeninsel — den Hafen, den Königspalast, die Waschplätze der Nausikaa — im heutigen Korfu wiederzuerblicken glaubte, da, wohin schon die alte griechische Tradition Scheria verlegte. Wir vergegenwärtigten uns die Häfen und den Umfang des geschichtlichen Korkyra, und Professor Fabricius schilderte an der Hand der Quellen die Schicksale der Stadt; wir wanderten durch herrlichen Olivenwald zur Ruine von Kardhaki und mehrmals zum hohen Vorsprung der „Kanone" am Eingang des hylläischen Hafens mit dem bezaubernden Blick auf die zypressenbewachsene Mausinsel (Pontikonisi: die Phantasie der Griechen erblickte in ihr das von Poseidon versteinerte Schiff der Phäaken, das den Dulder Odysseus zur Heimat gebracht) und auf den östlichen Teil von Korfu. Das Innere der trefflich angebauten Insel lernten wir auf einem Ausflug nach dem Dhekaberg, ein Teil der Gesellschaft auf einer Tagestour nach dem Pantokrator kennen. Wir besuchten das vom Direktor des Gymnasiums, Herrn Romanos, geordnete Museum, einige auch eine Iliasstunde: vier Schüler waren ausersehen, vor den anderen stehend vorzulesen und zu übersetzen, und mit grosser Gewandtheit lösten sie ihre Aufgabe; die Interpretation war wesentlich grammatisch und etymologisch, metrisches Lesen gab es nicht; wir erfuhren auch, dass in Korfu ein eigentlicher Unterricht in der Muttersprache nicht erteilt wird: also noch keine „nationale" Schule!

Am Nachmittag des 18. März mussten wir uns von Korfu trennen; als die Stadt schon fern im Dunkel lag, leuchtete noch rückwärts der Pantokrator hervor, vorbei ging's am Dhekaberge, am Vorgebirge Leukimme; dunkelrot und violett glühte links in der Ferne die zerrissene albanische Küste; der herrliche Abend mit Meeresleuchten hielt uns noch eine Zeit lang wach; als es Morgen war, hatten wir Ithaka bereits passiert. Bald bogen wir in den Golf von Paträ, links tauchten die ätolischen Berge auf, rechts die gewaltige Masse des schneebedeckten Erymanthos: um sieben Uhr morgens waren wir in Paträ.

Die Eisenbahn führt durch flaches Gelände unter schönen Ausblicken auf Ithaka, Kephallenia, Zante nach Pyrgos: das Halbfertige der Stadt, die lebhafte Bauthätigkeit, die ununterbrochene Reihe der Bazare, das Gedränge der aus dem Binnenlande zum Einkauf gekommenen Landleute in Fes und Fustanella geben das Bild eines mächtig aufstrebenden Handelsplatzes, ganz wie der Piräeus. Gegen 6 Uhr langten wir mit der Eisenbahn in Olympia an: schon erwartete uns Professor Dörpfeld, der eigens von Athen herüber gekommen war und uns noch am Abend von der Höhe des Kronionhügels eine Übersicht über das Ausgrabungsfeld gewinnen liess. Drei Tage sind wir dann in Olympia gewesen, von morgens früh bis abends spät der Reihe nach die Gebäude der Altis besichtigend. Die klare, lebendige und doch so schlichte Art, mit der Dörpfeld, von oft unscheinbaren Spuren eines Baues ausgehend, sieghaft seine Ansicht entwickelt, hat einen besonderen Reiz, und selbst bei stundenlangem Vortrag kommt keine Ermüdung auf. Wir sind Dörpfeld zum allerwärmsten Danke verpflichtet für die ausdauernde und gründliche Führung, welche er uns in Olympia und später in Athen, Eleusis und auf der Inselreise hat zuteil werden lassen. Es würde Gegenstand eines besonderen Vortrags sein, zu zeigen, wie wunderbar sich gerade in Olympia die Arbeit des Architekten von Fach mit der des Epigraphikers, des Archäologen und des Pausaniaserklärers verbunden hat, um Fragen zu lösen, an welche sich die frühere Altertumswissenschaft nur mit Vermutungen hätte heranwagen können. Ich kann hier nur andeuten, wie klar uns beim Heraion an Ort und Stelle wurde, dass die Verschiedenheit der Säulen nach Material, Umfang, Kannelüren, Kapitälen auf einen älteren Holzbau und einen allmählichen Übergang zum Steinbau hinweist, ebenso die prächtigen Terrakottafragmente im Museum auf die ältere Art, Gesimse und Dach zu verzieren. Nicht weniger anziehend war die Besprechung des Zeustempels: Baugeschichte, Dachkonstruktion ohne Lichtöffnung, Gestaltung des Innern. Und so besprach Dörpfeld die übrigen Gebäude aus altgriechischer, hellenistischer und römischer Zeit: ich nenne nur die Schatzhäuser, die Echo- und Südhalle, das zierliche Philippeion, das Stadion, die Palästra.* Inschriftliches behandelte mit uns Prof. Fabricius, teils auf der Altis selbst, teils in dem vom athenischen Bankier Syngros erbauten stattlichen Museum: einen ganzen Nachmittag widmeten wir unter der Führung von Prof. Studniczka den grösseren Skulpturen. Da sahen wir den praxitelischen Hermes von Angesicht zu Angesicht: zum erstenmal das Originalwerk eines grossen hellenischen Künstlers! An den Metopen und Giebelfeldern des Zeustempels entwickelte uns unser Führer mit der ihm eigenen Wärme und Feinfühligkeit die Eigenart der älteren griechischen Kunst und gab nach einer Kritik der bisherigen Anordnungsversuche für die beiden Giebel seine eigene lebendig begründete Ansicht. Herrlich war der Blick von dem benachbarten Dhruwa ins weite Alpheiosthal, aus dem Abends das laute Geblök und Geläute der Herden heraufscholl: wenn das Essen in angeregtester Unterhaltung vorbei war, machten wir noch einen nächtlichen Gang unter dem blitzenden Sternenhimmel. Unserer dankbaren Freude über die ersten Reiseeindrücke gaben wir Ausdruck durch ein Telegramm an den Grossherzog und einen von Jedem unterzeichneten Brief an den erkrankten Ernst Curtius, dem ja seitdem für seine Verdienste um die Wiederentdeckung von Olympia das gebührende Ehrendenkmal zuteil geworden ist.

* Das Bild am Eingange stellt die Reisegesellschaft dar in den Ruinen der Exedra des Herodes Attikos, nach einer Dörpfeld'schen Photographie. Dörpfeld selbst ist der Vierte von links.

Mittwoch den 23. März begann die Peloponnesfahrt, welche uns in 12 Tagen* durch Arkadien, Messenien, Lakonien, Argolis nach Korinth und Athen führte. Es waren Pferde und Maultiere gemietet, teils für das Gepäck, teils um abwechselnd der Hälfte von uns als Reittiere zu dienen. Wein und ein gebratenes Lamm wurde mitgenommen, ein Koffer enthielt die Konserven, ein anderer die für die Reise nötigen Bücher und Karten.



Blick von Bassä nach Messenien.

Das Reiten auf griechischem Sattel hatte auch für den Unkundigen nichts Bedenkliches; herunterzufallen war schwer, und dass die Tiere ins Traben gerieten, kam selten vor und nie auf lange Zeit. Ich muss hier in Dankbarkeit des Führers (Agogiaten) unserer Karawane gedenken, des wackeren Angelis aus Maguliana, eines Mannes von der grössten Ausdauer und Zuverlässigkeit, vielen Peloponnesreisenden wohl bekannt; es war schon in Olympia ein rührender Anblick, wenn er über die Reihe seiner Einkäufe in Pyrgos abends Rechnung ablegte wie die Köchin der Hausfrau. Unermüdlich war er jetzt bald an der Spitze des Zuges, bald hinten, bald einige Stunden vorauf, immer nach dem Rechten sehend, das Gepäck und die andern Agogiaten beaufsichtigend, den Weg erkundend und für Unterkunft sorgend. Wenn dann abends das Quartier gewählt und abgestiegen wurde, Jeder sein Gepäck herausgesucht und seine Schlafstätte angewiesen erhalten, da entwikkelten sich manchmal köstliche Szenen von homerischer Einfachheit: wandelte der eine Führer in die Küche, um die Suppe zu bereiten, so öffnete der andere die Konservenbüchsen und schnitt das Brod, Angelis zerlegte das Lamm — wir aber standen, sassen oder lagen erwartungsvoll wie die Kinder, bis Vater und Mutter zum lecker bereiteten Mahle winken. Nicht immer gab es Betten, aber Matratzen oder Decken hatte der Gastfreund wenigstens: eng lag die ganze Schar oft in einem oder zwei Räumen bei einander und machte dem wählerischen Insektenvolk die nächtliche Wanderung von Einem zum Andern leicht. Kam dann der Morgen und mit ihm die grosse Waschung aus einer Schüssel oder am Bache des Orts, so standen die Einwohner scharenweise umher voll Verwunderung ob der reinlichen Fremdlinge.

* 23. März bis Andritzäna. 24. Garantza. 25. Vurkáno. 26. Kalamáta. 27. Mistra. 28. Sparta. 29. 30. Tripolis. 31. Nauplia. 1. April Epidauros. 2. Korinth. 3. Athen.

Schönes Wetter begünstigte uns fast immer in der Peloponnes; von Olympia ritten wir hoch über der Altis an dem mit herrlichen Strandkiefern, Eichen und Mastixsträuchen bestandenen rechten Alpheiosufer entlang, in buntem Wechsel bergauf und bergab, den Erymanthos und Ladon, schliesslich den Alpheios selbst überschreitend, höher und höher in das steinige Arkadien hinein, manchmal mit wunderbaren Rückblicken durch Seitenthäler in die Alpheiosebene, hinter der sich die Masse des Erymanthosgebirges erhob. Dieselbe anstrengende Felswanderung am nächsten Tage von Andrítzäna bis zum Tempel von Bassä, der von Eichen umgeben auf der einsamen Höhe prächtig daliegt. Dann ging es durch die Gebirgszüge des nördlichen Messeniens, von denen der Blick schon weit in die Pamisosebene und über die längst gewaltig aufragende Ithóme bis zum Meere schweifte. Am folgenden Tage erreichten wir das arkadische Thor von Messene: trefflich erhalten sind lange Mauerzüge der Befestigung, auch von Theater und Stadion ansehnliche Spuren; Nachtquartier fanden wir am Euaberge im gastlichen Kloster Vurkáno, dessen greiser Vorsteher (Igúmenos) uns feierlich empfing und uns reichlich bewirtete. Grossartig war am nächsten Morgen die Aussicht vom Ithomeberg, die einen beträchtlichen Teil der Peloponnes umfasst; nachher stiegen wir steil ab zum Pamisos und erreichten mit der Eisenbahn durch die gesegnete messenische Ebene eilend Kalamata, das alte Pherä. Der folgende Tag, ein Sonntag, an dem wir den Taÿgetos überschritten, war wohl einer der anstrengendsten, aber reich an grossartigen landschaftlichen Eindrücken. Der Aufstieg nach Ladhá mit den herrlichsten Ausblicken auf den messenischen Golf, der Passübergang, überragt von schneebedeckten Spitzen, der Abstieg durch die wilde Langadhaschlucht, deren mächtige Platanen noch winterlich kahl standen, das waren Bilder, welche sich uns unauslöschlich eingeprägt haben. Wir näherten uns dem Eurotasthal und gelangten über das malerisch im Grünen gelegene Trypi, dessen Bewohner im Sonntagsstaat uns neugierig umringten, bei guter Zeit nach Mistra. Ein Besuch in den ausgedehnten Ruinen der mittelalterlichen Stadt und Burg Mistra versetzte uns mit einem Male in die Zeit der Kreuzzüge. Noch am selben Tage erreichten wir Sparta, eine ganz moderne, wenig anziehende Stadt; dafür ist die Lage in der reichen Ebene mit den hochragenden Schneegipfeln des Taÿgetos im Hintergrund desto schöner und erinnert an Schweizer Landschaften. Das kleine, aber interessante Museum besuchten wir in der Begleitung eines spartanischen Kollegen, Herrn Nestorides, dieser führte uns rund um das alte Sparta und zeigte uns auch den von den amerikanischen Archäologen vor kurzem ausgegrabenen Rundbau, wahrscheinlich ein Heiligtum des Zeus und der Aphrodite. Prächtig ist der Weg, der von Sparta nordwärts, Sellasia und später Karyä rechts liegen lassend, nach Arkadien führt. Aber in Arkadien ging es wieder durch öde Felsgegenden, später links an Tegea vorbei durch die weite Ebene, erst spät abends erreichten wir halb im Schlaf reitend das gewerbreiche Tripolis. Von da besuchten wir Mantinea: deutlich lässt sich die alte Stadtmauer mit ihren Türmen verfolgen, das Theater und viele andere Gebäude haben die Franzosen — nicht eben sorgfältig — ausgegraben. Ein Extrazug führte uns auf schön gelegener Bahn, die dem Thal des Kiveri folgt, nach Tiryns; auffallend klein sieht der Burghügel von unten aus, doch steht man oben auf der Akropolis, so bekommt man Respekt vor den gewaltigen Mauern besonders der Galerien. Noch am Nachmittag waren wir in Nauplia und fuhren am nächsten Tage zum Heiligtum von Epidauros. Dieser Tag, der 1. April, war einer der schönsten unserer ganzen Reise: wie ein zierliches Kleinod liegt das Theater des Polyklet von Grün umgeben am Bergeshang; die wohl erhaltene, einen vollen Kreis bildende Orchestra und die Reste des mit Halb-

säulen geschmückten Proskenion auf gleicher Höhe mit dem Tanzplatz waren für uns das erste Denkmal, das uns durch den Augenschein von der Richtigkeit der Dörpfeld'schen Hypothese überzeugte.* Natürlich liessen wir es uns nicht nehmen, die vortreffliche Akustik des Theaters selbst zu erproben: laut erklangen, im Chor und von Einzelnen rezitiert, griechische und deutsche Dichterworte. Der Asklepiostempel, die grosse zweistöckige Halle, die Tholos des Polyklet mit ihrem rätselhaften, vielleicht frommem Betruge gewidmeten Unterbau gaben Anlass, uns an der Hand der Urkunden die Baugeschichte und Bestimmung des Heiligtums zu erläutern, und die im kleinen Museum aufbewahrten Architekturstücke, besonders die herrlichen Simen mit Akanthosranken und Löwenköpfen gaben Zeugnis von der feinen und geschmackvollen Durchbildung der einzelnen Bauwerke. Von Nauplia ging es am folgenden Tage durch die üppige, mit Wein, Artischocken, Mais, Weisspappeln bewachsene, von zahlreichen Paternosterwerken bewässerte argivische Ebene nach Mykene: ein heisser Tag, als wir zum imposanten sog. „Atreusschatzhaus" hinanstiegen, am Löwenthor bei feurigem Nemeawein frühstückten und auf der Höhe der Burg den Resten der Königspaläste nachgingen. Aber unten an der neuen Bahnstation Mykene nahm die Ermüdeten gütig die Eisenbahn auf und entführte uns nach Korinth. Wir benutzten den Abend noch zu einem Gange über den Isthmos und zum beinahe vollendeten Kanal. In eine Tiefe von 80 m sieht man von oben hinab; Geländer oder Warnungstafeln giebt es nicht, die Schwindligen hielten sich fern, und ein gelinder Schrecken ergriff uns alle, als plötzlich gesprengte Felsstücke mehrmals aus der Tiefe herauf flogen und in grossen Bogen in unserer Nähe niederschlugen. Wieder war es Sonntag geworden, als wir am alten dorischen Tempel vorbei den steilen Weg zur Akrokorinthos emporklommen — 6 Stunden hin und zurück — und des weiten Blicks über die zwei Meere uns erfreuten. Und schon am Nachmittage brachte uns der Zug dem Ziel unserer Sehnsucht entgegen: wir genossen trotz der Hitze, die öfter zum Einnicken verleitete, den bezaubernden Blick, den die am saronischen Busen laufende Bahn nach Osten gestattet: da liegt Methana mit seinen zerrissenen vulkanischen Felsküsten, Ägina mit dem spitzen Berg des Heiligen Elias, die hart ans Meer vordrängenden skironischen Felsen, das weiss schimmernde Megara am Bergeshang, dann wie zum Greifen nahe Salamis, die blaue Bucht von Eleusis, in der Ferne der Ägaleosberg, sich ganz in Salamis hineinschiebend, und nun verlässt die Bahn in weitem Bogen nach Norden die Küste, das Pentelikon erscheint, wir fahren in den Ölwald des Kephisos, am Kolonos vorbei, schon sehen wir die Spitze des Lykabettos, der Zug fährt ein in den peloponnesischen Bahnhof — wir sind in Athen!

In Athen blieben wir vorerst nicht lange. Schon in Nauplia hatten wir die Freudenkunde vernommen, dass wir an einer Inselreise teilnehmen sollten, die von einer grösseren Gesellschaft auf eigens dazu gemietetem Dampfer unter Dörpfeld's Führung beabsichtigt war. Am 5. April schifften wir uns unter Gesang im Piräeus ein und schlugen nun für fünf Tage unser Quartier auf dem prächtigen griechischen Dampfer „Byzantion" auf. Eine grosse Gesellschaft fand sich hier zusammen, u. a. Professor Robert aus Halle, Dr. Wolters, der deutsche Generalkonsul Lüders, fast alle Stipendiaten des athenischen Instituts, französische und amerikanische Archäologen, unter ihnen Professor Poland, von Griechen der

* Dörpfeld arbeitet an einem Buch über den griechischen Theaterbau, das in nicht allzu langer Zeit erscheinen dürfte.

liebenswürdige Professor Lampros aus Athen und der Schriftsteller und Dichter Wikélas, uns schon bekannt als Verfasser des „Lukis Laras"; endlich, last not least, ein Kranz von Damen: καὶ τὸ ὡραῖον φῦλον ὀὲν ἔλειπε (auch das schöne Geschlecht fehlte nicht) sagt der griechische Berichterstatter der „Akropolis".

Als wir morgens aufwachten, fuhr der Dampfer an Andros vorbei und warf später vor Tinos Anker. Wir trafen gerade zur grossen Panegyris ein, die zu Ehren der Panagia und gleichzeitig als patriotisches Fest am 6. April gefeiert wird, von zahlreichen Gästen namentlich auch aus Kleinasien besucht. Der Hafen wimmelte von grossen und kleinen Schiffen, und drei grosse griechische Kriegsdampfer lagen in vollem Flaggenschmuck auf der Rhede. Als wir landeten, bot sich uns ein farbenreiches Bild: Männer, Frauen und Kinder in den mannigfaltigsten Volkstrachten wogten in dichtem Gedränge in den Gassen; die Wirtshäuser, Fenster und Dächer waren mit sonntäglich geputzten Menschen besetzt. Griechische Marinesoldaten bildeten Spalier für die Prozession, die unter Musikbegleitung sich von der Kirche herabbewegte, geführt von Priestern in goldstrotzendem Ornat, die ein Heiligenbild trugen und der Menge zum Kusse darboten. Am Nachmittag besuchte ein Teil von uns Mykonos, um die im dortigen Museum aufbewahrten Funde von Delos kennen zu lernen. Delos war der nächste Tag gewidmet: unter der Führung von Dörpfeld und Fabricius waren wir zweimal auf der Insel, um das ausgedehnte Ruinenfeld zu studieren und von der beherrschenden Granitkuppe des Kynthos eine weite Rundsicht über die Kykladen zu gewinnen. Dann führte uns das Schiff an die Küste von Euböa; wir gingen durch die Ebene von Eretria zu dem von den Amerikanern ausgegrabenen Theater, erstiegen die Akropolis, deren prächtige Polygonalmauern zumteil noch stehn, fuhren am Nachmittage nach Oropos und pilgerten durch eine fast deutsche Wald- und Hügel-Landschaft zum anmutigen Heiligtum des Amphiaraos und zum Theater, das für die schwebenden Streitfragen so wichtig geworden ist. Rhamnus, seine Akropolis und seine beiden Tempel waren das Ziel des folgenden Tages,[1] an welchem wir auch noch unter Fabricius' Führung auf dem Grabhügel (Sorós) von Marathon uns den Gang der Perserschlacht vergegenwärtigten und gegen Abend von Laurion aus mit Studniczka das Theater von Thorikos kennen lernten. Am Palmsonntag verliessen wir die übrige Schiffsgesellschaft — nur zwei mutige englische Damen begleiteten uns — und stiegen an den Schachten der Laurionbergwerke vorbei unter heftigem Sturm zum weitschauenden Athenatempel von Sunion. Abends brachte uns die Eisenbahn zurück nach Athen.

Zehn Tage (11.—20. April) dauerte unser zweiter athenischer Aufenthalt. Ich würde es vergeblich versuchen, wollte ich Ihnen schildern, mit welchen Gefühlen wir gleich an jenem ersten Tage nach der Ankunft von Korinth früh morgens beim klarsten Wetter zur Akropolis geeilt waren und von der Terrasse des Nikepyrgos den unbeschreiblichen Ausblick nach der Stadt und dem Piräeus, nach Salamis und Ägina auf uns wirken liessen; wohl konnte damals einer von uns sagen, dass dies in der That ein unverdientes Glück sei. Athen war doch von allem, was wir gesehen, das Schönste. Nur ungern beschränke ich mich darauf zu sagen, dass wir in angestrengter Arbeit die zehn Tage redlich ausgenutzt haben. Bald erläuterte uns Studniczka die Bauten auf der Burg, das Theseion oder die Denkmäler im Akropolismuseum und die reichen Schätze des Nationalmuseums, der Vasen- und Terrakottensammlung, bald führte uns Fabricius auf

[1] Professor Partsch in Breslau hat zwei Jahre später eine stimmungsvolle Schilderung seines Besuchs von Rhamnus und Oropos veröffentlicht in der Schlesischen Zeitung 1894, 26. Juni und folg., wieder abgedruckt Berliner philol. Wochenschrift 1895, 1020—1024.

den Philopapposhügel, die Pnyx, den Areopag, zum Olympieion und Stadion, zum Dipylon, zum Piräeus, nach Zea und auf die herrliche Höhe von Munichia; mit ihm wanderten wir auch am Ostersonntag vom Piräeus aus am Strand entlang Salamis zu und erörterten in eifrigem Austausch der Meinungen die Schlacht vom Jahr 480. Wolters erklärte uns die Sammlung der mykenischen Altertümer, und Dörpfeld hielt uns im Dionysostheater mehrere Stunden lang einen seiner anziehendsten und überzeugendsten Vorträge über Geschichte und Wandlungen des ehrwürdigen Baues.

Donnerstag den 21. April ward von Athen geschieden, und wir begannen unsere 11tägige Reise nach Mittel- und Nordgriechenland.* Die Eisenbahn fährt jetzt bis Eleusis; Wagen brachten uns an den Fuss des Kithäron; von da stiegen wir an den prächtigen Mauern und Thürmen des alten Eleutherä vorbei zur Passhöhe hinan und sahen Böotien mit dem grünen Thal des Asopos vor uns liegen, links mit Schnee bedeckt den Helikon und Parnass. Wir begingen die nördlichen Vorberge des Kithäron und suchten uns, so gut es bei dem weitläufigen Terrain möglich war, die einzelnen Momente der Schlacht von Platää klar zu machen; die Reste von Platää selbst, die vortrefflich erhaltenen hellenistischen Stadtmauern, das von den Amerikanern blossgelegte, ausserhalb des alten, innerhalb des späteren Mauerrings gelegene Heraheiligtum beschäftigte uns so lange, dass der grössere Teil des Wegs nach Theben in völliger Dunkelheit zurückgelegt werden musste, ein beschwerlicher Marsch in dem schweren, vom Regen aufgeweichten Kleiboden: gespensterhaft tauchten von Zeit zu Zeit die hohen Asphodelosstauden am Wege auf. Beim Abendessen fehlten die berühmten böotischen Aale nicht, aber sonst liess das Quartier viel zu wünschen übrig. Von der herrlichen Lage der Stadt war uns trotz des Regenwetters am folgenden Tage einiges zu sehen vergönnt, namentlich der schöne Blick nach dem Hügel des heiligen Lukas, wo im Altertum der Tempel des ismenischen Apollo lag. Professor Fabricius hatte 1890 den Nachweis geführt, dass die Stadtmauer des alten Theben einen viel weiteren Umfang gehabt, als man bisher annahm; er hatte nach den geringen Spuren des aus Lehmziegeln mit einer Zinne aus gebrannten Ziegeln errichteten Baues und nach der Bodengestaltung den Verlauf der Mauer festgestellt: jetzt hatte er die Genugthuung, seine von Wilamowitz bestrittene Entdeckung durch eine Ausgrabung glänzend bestätigt zu sehen, welche ein aufopfernder Lokalforscher von Theben, Herr Kalopais, auf eigene Kosten hatte anstellen lassen. Leider war auch die weitere Fahrt durch Böotien von Regen gestört; wir rasteten kurze Zeit in dem malerisch gelegenen Livadhía und fuhren an den Dämmen und Kanälen vorbei, welche eine englische Gesellschaft zur Austrocknung des Kopaissees angelegt hat; in Skripú fanden wir einfache, aber sehr freundliche Bewirtung; hier stellten sich auch die neuen Agogiaten mit ihren Pferden für die Weiterreise ein. Unten an der Höhe von Orchomenos lag das alte Heiligtum der Chariten, jetzt ein Kloster der Jungfrau Maria: da sahen wir allerhand Altertümer, u. a. ein antikes Tropaion, das uns als Bildnis des Klostergründers gezeigt wurde! Das sog. Schatzhaus des Minyas, ein Kuppelgrab, ein prächtiger Überrest mykenischer Kultur in Böotien — der frühere Kopaissee wird wohl zu den uralten Damm- und Kanalbauten noch neue Entdeckungen bringen — ist leider in sehr verwahrlostem Zustande: hoch darüber am Ostabhange des Akontionberges ragt steil

* 21. April Theben. 22. Skripú. 23 Orchomenos. Dhavlia. 24. Delphi. 25. Thermopylen. Lamia. 27. Volo. 28. Lárissa. 29. Tempethal. 30. Volo—Eutipus. 1. Mai Chalkis—Athen.

die Burg von Orchomenos auf, die viele von uns erstiegen, um einen herrlichen Blick nach Lokris und Böotien zu gewinnen. Nun ging es wieder zu Pferd — wir waren jetzt alle beritten — über den Kephisos und in der Ebene nach Chäronea, links die Vorhöhen des Parnass, rechts der Pass ins obere Thal des Kephisos; man sieht, wie gerade in dieser von Bergen eng umschlossenen Ebene die Entscheidungsschlacht gegen Philipp von Macedonien gekämpft werden konnte. Noch sind unmittelbar vor Chäronea die Reste des Grabmals vorhanden, das die Thebaner ihren gefallenen Landsleuten errichteten. Auf dem Grab erhob sich ein trotzig dasitzender kolossaler Löwe, jetzt freilich in Stücke zerschlagen von den eigenen Nachkommen der Besiegten.

Wir verfolgten nicht die den Kephisos aufwärts ziehende Strasse, sondern wandten uns links, dem Parnass zu. Durch ein grünes, von Wiesen, Wald und Bächen anmutig belebtes Thal zogen wir empor zu dem malerisch am Abhang hingestreuten Dorfe Dhávlia und spät abends zur Akropolis des alten Daulis: ein unvergesslicher Abend! vor uns dehnte sich die böotische Ebene, rückwärts lag der in Wolken gehüllte Parnass, unten in den dichtbewachsenen grünen Thalschluchten schlug die Nachtigall wie in alten Tagen:

Qualia sub densis ramorum concinit umbris
Daulias absumpti fata gemens Ityli.

Aus dem Dorfe herauf tönte Flötenklang: am nächsten Tage, sagte man uns, sollte eine Hochzeit gefeiert werden. Unsere eifrige Wirtin hatte denn auch keine Ruhe, bis sie Einige von der Gesellschaft ins Brauthaus geleitet hatte; hier musste die Aussteuer bewundert werden, und die Gäste wurden bewirtet, auch nach Landesbrauch von der Braut und deren Eltern feierlich geküsst; natürlich wurde der Brautvater nachher von seinen Gästen in unser Quartier gebracht und auch bewirtet. Ein Maler hätte in Dhavlia prächtige Vorwürfe gefunden: die im Baumgrün versteckten stattlichen Häuser, die Dorfgasse mit Neugierigen, die Wasser holenden Jungfrauen am mächtig sprudelnden Brunnen, die wilden Gestalten der Agogiaten, die am flackernden Herdfeuer patriotische Lieder sangen. Aus der Frühlingsidylle von Dhavlia führte der Weg am nächsten Tage empor in die grossartige Felseinsamkeit des Parnass: eine Gegend ganz vom Charakter der Alpenpässe, an dem „gespaltenen Weg“ vorbei, der die Ödipus-Sage ins Gedächtnis ruft, von Zeit zu Zeit Fichtenwälder, dann wieder jähe Abstürze von Felsen und Geröll, hoch in der Luft kreiste ein Adler. Immer noch an der Südseite des Parnass, wo in beträchtlicher Höhe an den steilen Abhängen ein mühsamer Weinbau betrieben wird, ritten wir durch mehrfache Schluchten aufwärts, bis plötzlich, wie ein Schwalbennest am Felsen klebend, Arachova erschien. Es war ein lustiger Einzug, als die lange Karawane von Reitern, einer hinter dem andern, durch die engen Gassen des Städtchens hinan klomm; Kopf an Kopf erschien an Fenstern und Thüren, auf Dächern und hinter Zäunen; scharenweise drängte sich die sonntäglich geschmückte Bevölkerung, grosse, schöngewachsene Gestalten, um uns und begrüsste die ungewohnten Gäste mit freundlichem Zuruf; auch das Wirtszimmer, in dem wir unsere Mittagsvorräte auspackten, hatte sich bald mit neugierigen Zuschauern dicht gefüllt. Später improvisierten die Mädchen an der Strassenecke einen Tanz, wozu die Burschen alte Freiheitslieder sangen: war doch Arachova 1826 der Schauplatz eines grossen Blutbades, das die tapferen, auf ihre echtgriechische Abkunft stolzen Bewohner unter den Türken anrichteten. Weiter ritten wir bergauf, links den steilen Abhang

und die tiefe Schlucht des Pleistos: da tauchte, als wir um einen Bergvorsprung ritten, überraschend Delphi auf, herrlich im Frühlingsgrün prangend, überragt von den Felsen der Phädriaden.

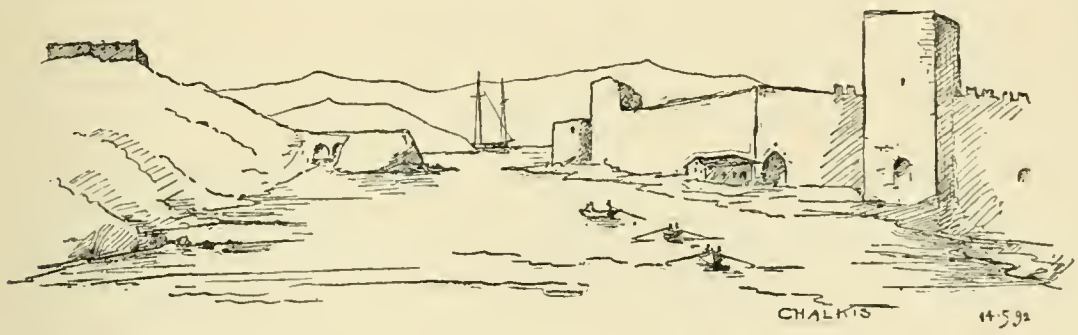
Noch ruhte die heilige Stadt zum grössten Teile unter den Häusern des Dorfes Kastri, dessen weibliche Jugend wir am Abend über dem Apollotempel ihren feierlichen Reigen schwingen sahen; noch war das kleine Museum in recht dürftigen Räumen untergebracht. Jetzt ist bereits ein Teil von Kastri verschwunden, und die französischen Archäologen sind eifrig an der Ausgrabung, von der sie sich ein zweites Olympia versprachen: eine Hoffnung, die, was die Reichhaltigkeit und Bedeutung der Funde betrifft, bereits glänzend in Erfüllung gegangen ist. Wir gingen zur Quelle Kastalia an die enge Schlucht, die gleich östlich bei Delphi die Phädriaden in zwei Teile teilt, zu dem im üppigen Grün versteckten Kloster, das an der Stelle des alten Gymnasiums liegt, dann zu der langen Inschriftenwand, zu der Stoa der Athener und andern schon aufgedeckten Resten des heiligen Bezirks. Wie schön war der Abend, als wir hinaufstiegen zu den Höhen hinter Delphi! Weithin schweift das Auge über Felshöhen und grün bewachsene Schluchten südwärts über das alte Kirrha, Itea, über Galaxidhi mit seinen Schiffswerften, den krisäischen Golf und den korinthischen Meerbusen, hinter dem sich der gebirgige Nordrand der Peloponnes mit den Schneeriesen der Kyllene (heute Ziria 2374 m), Aroania (h. Chelmos), des Erymanthos (h. Olonos) erhebt. Die Kinder, welche wir auf den westlich von Delphi gelegenen altertümlichen gepflasterten Tennen trafen, waren höchst verwundert über unsere Landkarten, und den neugierigen jungen Burschen, die hier ihren Sonntagsspaziergang machten, konnten wir kein grösseres Vergnügen bereiten, als sie durch unsere Operngläser die Gegend betrachten zu lassen. Aber wir vergassen auch der Heimat nicht, die sich eben rüstete, das Regierungsjubiläum des Grossherzogs zu feiern; auch wir beteiligten uns an dem Feste, indem wir ein auf dem geheiligten Boden von Delphi entworfenes Glückwunschtelegramm absandten.

Am folgenden Tage führte uns der Weg hinab durch die üppige Ebene von Chryso (Krisa), von da nordwärts durch reich bebautes Gelände und einen Ölwald, wo uns die ersten Kamele begegneten, — der letzte Rest des alten Transportmittels, der im europäischen Griechenland nur noch auf der Linie Itea-Larissa gebräuchlich ist — dem alten Amphissa, jetzt Sálona, zu. Als wir nach kurzer Rast wieder aufbrachen, gab uns der sorgsame Nomarch zwei Kriegsmänner zur Beschützung im Gebirge mit, doch hatten wir damals wie später keine Gelegenheit, von der Bedeckung Gebrauch zu machen. Jetzt ein herrlicher Aufstieg aus der fruchtbaren Ebene in eine wilde Felsenschlucht und über die Kaki Skala, Mittagslager im steinigen Hochthal bei prächtigem Quellwasser, nachmittags Übergang über den hohen Amblemapass, ein Weg, der an die Doppelsohlen unserer Schuhe harte Ansprüche stellte, aber durch mannigfache landschaftliche Reize entzückte: die dichte Bewaldung, der Ruf des Kukuks und der Gesang der Vögel muteten uns heimatlich an. Abends stiegen wir steil hinab ins obere Kephisosthal nach Graviá. Wir waren im Lande Doris. Seltsam kontrastierte das räubermässige Chani, in dem wir abends bei Rembrandtscher Beleuchtung unsere Erbsensuppe kochten, mit dem prächtigen Denkmal, welches die dankbaren Nachkommen dem tapferen General Odysseus für die Verteidigung Gravias im Jahre 1826 gegen türkische Übermacht gesetzt haben, und dann wieder mit den Damm- und Tunnelbauten, an denen zwei Wiener Unternehmer beschäftigt waren: denn die Arbeiten für die Eisenbahnlinie Piräeus-Larissa waren in vollem Gange, und es fehlt nach Vollendung der Strecke nur noch die Linie über die Grenze

von Larissa nach Saloniki, um Athen in das grosse europäische Bahnnetz aufgenommen zu sehn. Am folgenden Morgen verliessen wir das grüne Kephisosthal: erst durch welliges Terrain, dann auf und ab über tiefere Bergfalten hinan zum Kallidromos: grossartiger Passübergang dem Spercheiosthale zu und hinab den Weg, den hinauf wohl einst Ephialtes die Perser dem Leonidas in den Rücken geführt hatte; vorbei an einer uralten riesigen Ulme und einem Wlachendorfe gelangten wir endlich an den Westeingang der Thermopylen und hielten Mittagsrast bei einem gastfreundlichen Bauer. Die glühende Hitze beeinträchtigte etwas das genauere Studium des Thermopylenkampfes: wir gingen ostwärts bis zu den heissen Schwefelquellen, deren blaugrünes, klares, reichlich zum Meere strömendes Wasser uns ein erwünschtes Bad darbot, dann zurück und über den Spercheios auf der Alamannabrücke, — auch hier wieder vom Blut der Freiheitskämpfer 1826 getränkter Boden — dann durch die reich mit Wein, Tabak, Getreide bestandene, aber sumpfige Ebene, wo keine menschlichen Wohnungen stehn. Links schimmerten die Höhen der Öta und der Kiona, des höchsten Berges in Griechenland (2512 m), ganz hinten der gewaltige Stock des Tymphrestos, rechts der blaue Spiegel des lamischen Golfes; vor uns erschien am Horizont der lange Kamm des Othrys und näher zwischen zwei Hügeln gastlich einladend Lamía mit seiner Zitadelle.

Es war ein Genuss, wieder einmal in zivilisierten Gasthöfen zu übernachten — wo der Wirt sogar Kamm, Bürste und Seife in die Zimmer hatte schaffen lassen! Lamia ist ein reizendes Städtchen der Phthiotis, und die Aussicht von der Zitadelle ins Spercheiosthal und auf den Kranz der Gebirge ringsum, dann über den Golf bis nach Euböa hin ganz prächtig. Wir fuhren dann zu Wagen nach Stylídha und zu Schiff an der Nordseite Euböas vorbei in den Golf von Volo — eine Tagereise. Von hier — aus dem Hafen des alten Iolkos — war einst Iason mit den Argonauten ausgefahren. Wir übernachteten an Bord und erkletterten am folgenden Tage die Höhen über Volo, wo Demetrios der Städtebelagerer die nach seinem Namen benannte dritte »Fessel von Hellas«, Demetrias gegründet hatte, eine Festung, deren Mauerzug sich noch deutlich verfolgen lässt. Wunderbar liegen am baum- und rebenbewachsenen Südabhang des Pelion hingesät drei stattliche Dörfer, an denen wir zuerst sahen, ein wie gesegnetes Land gegen das übrige Griechenland das nunmehr »befreite« Thessalien ist. Hier beginnt auch wieder ein ordentliches Eisenbahnnetz. So war es uns möglich, noch am selben Tage durch die fruchtbare thessalische Ebene vorbei an den Kynoskephaläbergen der breiten Schneekuppe des Olymp entgegen nach der alten Aleuadenstadt Lárissa zu fahren. Hier ganz im Norden des Königreichs Griechenland waren nun die Spuren der erst 1881 verschwundenen Türkenherrschaft noch recht sichtbar: nicht nur an Tracht und Sprache der Bevölkerung, die hier noch in national gesonderten Stadtvierteln wohnt, auch an dem Schmutz und der Verwahrlosung auf den Strassen, namentlich aber an den zahlreichen teilweise sehr schönen, aber verödeten und bereits verfallenden Moscheen; besonders malerisch liegt eine zumteil aus antiken Säulen und Inschriftsteinen erbaute an der Peneiosbrücke; nur ward die Freude an dem herrlichen Fluss und der baumreichen Ebene etwas gestört durch den widerlichen Anblick der bettelnden Krüppel, die rechts und links in üblicher Weise die Geländer der Brücke garnierten. Einige von uns, die der Gastwirt aus Platzmangel in ein früheres türkisches Haus einquartiert hatte, konnten sich beim Anblick des hölzernen Baues mit seiner zierlichen Treppe, dem stattlichen Vorplatz, auf den die Zimmer mündeten, der säulengetragenen Veranda, welche auf den einst so sorgsam gepflegten Garten ging, lebhaft in ihrer Phantasie die Zeit vergegenwärtigen, da hier ein reicher Pascha gehaust. Aber die reichen

Türken sind wohl nach Saloniki und weiter gezogen. Überall sah man in der Stadt die aufstrebende Bevölkerung der »Befreiten« mit Wegräumen und Neubauen beschäftigt, und bei und in dem neuen Gymnasium zeigte man uns ein kleines Museum mit Inschriften und einigen überraschend schönen Bildwerken. Ein Besuch im Tempethale füllte den ganzen folgenden Tag aus: Wagenfahrt durch die weite, mitunter sumpfige Ebene, in der Büffel grasten, dann Fussmarsch durch das im Altertum hochberühmte Thal des Peneios; die Wände bis oben hinan mit Ulmen, Eichen, Nussbäumen bestanden, dazwischen ein wahres Dickicht von Weissdorn, Rosen, Klematis; die Wanderung war reich an grossartigen und lieblichen Landschaftsbildern, und nur zu rasch kam uns die Rückkehr nach Volo und die Heimfahrt nach Athen. Der grössere Teil der Passagiere unseres kleinen Dampfers »Margarita« bestand aus Hammeln, die dicht im unteren Schiffsraume zusammengepfercht, namentlich bei Eintritt von Regenwetter unsere Geruchsnerven auf eine harte Probe stellten; wir hatten auf der langen Fahrt durch den Euripus die schöngeformten Gebirgszüge Euböas entlang Zeit genug, uns nicht nur in der Unterhaltung mit den stets redelustigen griechischen Passagieren zu üben, sondern auch den Herodot in der Hand und Euböa vor Augen die Schlacht von Artemision zu studieren; sehr interessant war die Fahrt durch die Enge von Chalkis und ein kurzer Besuch der alten einst von Macedoniern, Römern, Venezianern, Türken behaupteten Festung.



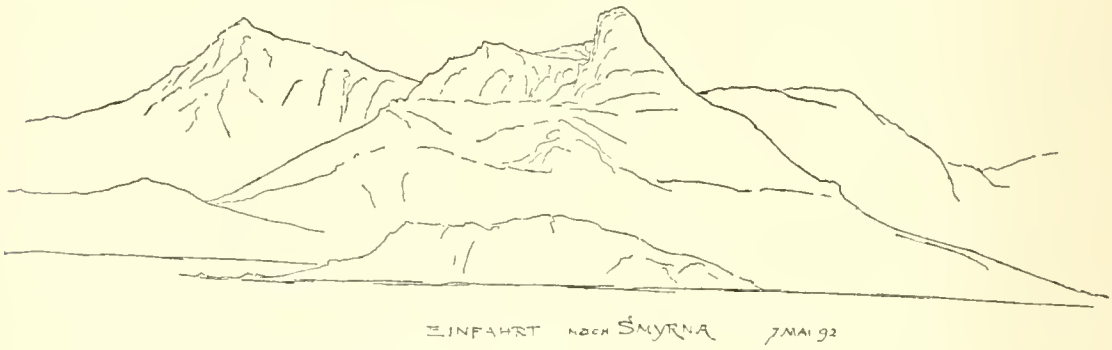
Als wir am Abend des 1. Mai* beim schönsten Wetter und lebhaft bewegter See um das Vorgebirge Sunion mit seinen vom Abendrot beleuchteten hochragenden Säulen fuhren, ergriff uns die ganze Herrlichkeit der Landschaft:

Ὄλβιος, ὅστις ἰδὼν ἐκεῖνα κοίλαν
εἶσιν ὑπὸ χθόνα:
Selig, wer solches geschaut, bevor er eingeht
In der Erde bergenden Schoss.

Ein schier wehmütiges Gefühl beschlich uns doch bei dem Gedanken, dass Viele von uns diesen Anblick in ihrem Leben wohl nicht ein zweites Mal haben würden. War doch unser kurzer Aufenthalt in Athen (2.—6. Mai) nur ein tägliches Abschiednehmen von den liebgewonnenen Stätten. Wir besuchten von neuem die Skulpturen des Nationalmuseums: der Saal mit den Gymnasiarchenbildnissen verschaffte uns manch heiteren Augenblick, besonders aber zog uns die unabsehbare Reihe der Grabdenkmäler an, die Vasen-

* 2—6. Mai Athen. 7—9. Smyrna, Ephesus, Magnesia a. M. 10.—12. Pergamon. 13.—14. Mytilene. 15.—17. Dardanellen, Troja. 18.—22. Konstantinopel. 23.—24. Konstantinopel-Wien. 25.—26. Wien. 27. Heimkehr.

sammlung, die unvergleichlichen, zumteil erst in neuester Zeit erworbenen Schätze an Terracottafiguren; ein Nachmittag war dem gewaltigen Museum der Inschriften gewidmet, in dem unser sprachkundiger Landsmann, der Ostfriese Lolling — seitdem auch schon der Wissenschaft durch den Tod entrissen — still und bescheiden die Herrschaft führte; ein Gang galt den Grabmälern des Dipylon; dann verlebten wir noch einen herrlichen Tag, als wir auf der heiligen Strasse am Aphroditeheiligtum bei Dhaphni vorbei und am Meere entlang nach Eleusis fuhren, um unter Dörpfeld's und Demetrios Philios' kundiger Führung die imposanten Ruinen der beiden Propyläen und des grossen Weihetempels der Demeter zu durchwandern: das Glück wollte es, dass wir am Abend, als wir von der Kapelle der Panagia herabstiegen, von wo wir den ganzen heiligen Bezirk, die Ebene und die Bucht von Eleusis überblickt, uns noch des anmutigen Reigentanzes der Eleusinierinnen erfreuen konnten.



Am nächsten Tage schlug die Abschiedsstunde: noch einmal empor zur Burg durch die Propyläen zum Parthenon und Erechtheion, noch ein letzter Gruss vom Niketempel an Stadt, Ebene, Meer und Inseln — dann brachte uns die Bahn zum Piräeus, und ein stattlicher ägyptischer Dampfer führte uns der kleinasiatischen Küste zu: die Skizze zeigt den trotzig die rechte Seite des hermäischen Golfs beherrschenden Mimasberg. Am Vormittage des 7. Mai landeten wir in Smyrna. Stolz wehte uns vom Boot des deutschen Konsuls Dr. Stannius die Flagge des deutschen Reiches entgegen, und energisch machte sich der martialische Kawass des Konsulats in stattlicher türkischer Uniform mit seinem Stabe Platz durch die Boote und Passagiere, um uns beim Ausschiffen behilflich zu sein. Schon am Abend vorher waren wir in die Geheimnisse des türkischen Münzwesens eingeweiht worden, eine schwer zu fassende und schwerer zu behaltende Weisheit: aber viel verwirrender war jetzt das Leben und Treiben in den Strassen der Stadt. Ja, das war zum ersten Male der echte Orient, und das Wort „Maskerade" sagt nicht zu viel! Der Menschenstrom auf den Strassen, nach Gesicht, Tracht, Sprache verschieden, die langen Karawanen von Kamelen, ein Tier am Strick hinter dem andern wandelnd, vorne ein Esel mit dem Führer auf dem Rücken, das Geschrei der Verkäufer, Bettler, Stiefelputzer, Lastträger, die bunten Farben, das grelle Sonnenlicht, das trügerische Pflaster, und nun gar in den halbdunkeln Gewölben der Bazare die Masse der mannigfachsten Waren, um die mit dem Aufwand aller Beredsamkeit von Händler und Käufer gefeilscht wird — alles das wirkt betäubend, bis man zuletzt belustigt im Strome mitschwimmt. Hier sahen wir die ersten rechtgläubigen Moslim sich vor der Moschee am Brunnen waschen, musterten die verschiedenen Quartiere, in denen die Smyrnioten nach Nationalität und Religion getrennt wohnen, das ernste Armenier-, das ärmliche Türken-

viertel mit seinen cypressenüberragten Friedhöfen, das Judenquartier, wo gerade Sabbath war und Alt und Jung festlich geschmückt in der Hausthür oder im Hofe sass, die Jugend auch wohl körperlichen Wettspielen sich hingab, während andere ihr verdorbenes Spanisch redend uns neugierig begleiteten. Einen weiten Blick über den herrlichen Golf von Smyrna, an dessen Nordseite die ältere Stadt lag, und über das Häusermeer der heutigen Stadt gewinnt man vom hohen Pagosberge, der alten Akropolis mit den Resten des früheren genuesischen Kastells; steigt man nach Norden hinab, so gelangt man zu der idyllisch im Grün der Friedhöfe gelegenen, über den Melesfluss führenden Karawanenbrücke am östlichen Rande der Stadt.

Leider musste ein Ausflug nach Magnesia am Sipylos und Sardes wegen Mangel an Zeit aufgegeben werden: aber auf der südlichen von Engländern gebauten und verwalteten Eisenbahnlinie Smyrna—Aïdin (Tralles) fuhren wir Sonntag den 8. Mai nach Ephesus und Magnesia am Mäander. Schon die Eisenbahnfahrt ist reich an wechselnden Landschaftsbildern: die Bahn zieht sich das Thal des Meles hinauf, rechts bleibt der Pagos liegen, dann an den Sommerfrischen der Smyrnioten vorbei, weiter hinab in die Ebene des Kaÿster, durch Feigenwaldungen nach Ajasuluk und jetzt, das Messogisgebirge in mehreren Tunneln durchschneidend, ins Thal des Mäander zur Station Balatschik. Hier wurden wir von unsern Landsleuten, den mit der Ausgrabung von Magnesia nach Karl Humanns Plan beauftragten Herren Heyne und Kern und dem türkischen Kommissär der Ausgrabungen empfangen; von der Station ist es nicht mehr weit zu den Ruinen des alten Magnesia, das nicht eigentlich am Mäander, sondern an dessen Nebenfluss Lethaios lag. Der berühmte Tempel der Artemis Leukophryne ist in neuerer Zeit genauer als vorher untersucht worden, neue Stücke des Amazonenfrieses — ein Teil war bereits im Louvre — sind gefunden, und in fesselndem Vortrage belehrte uns Herr Heyne über die Architektur, die sich nach den Trümmern vollständig rekonstruieren lässt und über die Baugeschichte des Tempels; auf dem Bahnhof von Balatschik lagerten, zur Versendung nach Deutschland bereit, grosse Architektur- und Skulpturstücke, und in einem Hofe lag eine grosse Menge von teilweise sehr schönen Reliefen und Statuen, über deren Verteilung noch nicht entschieden war. Herr Kern übernahm dann die Führung nach dem westlichen Teile der Stadt, und wir bekamen einen Begriff, mit welchen Schwierigkeiten eine Ausgrabung auf dem sumpfigen Terrain zu kämpfen hat: ein gewaltiger Markt von 200 m Breite mit schönen Propyläen und ausgedehnten Säulenhallen war fast vollständig ausgegraben, und ganze Wände mit Inschriften harrten damals noch ihrer Entzifferung. Es war noch Zeit, das Theater zu besichtigen, dann ruhten wir im Schatten des türkischen Friedhofes und erfuhren von dem türkischen Kommissär, der fliessend französisch sprach, manches Interessante über türkische Zustände; bald nahm uns der Zug auf und führte uns nach Ajasuluk zurück; auf stolzen Rossen trabten wir zu den Ruinen von Ephesus. Vom gefeierten Tempel der Artemis ganz nahe beim Dorfe sind nur kümmerliche Reste erhalten: die aus den Trümmern des Heiligtums erbaute prächtige Moschee Selim ist jetzt selbst Ruine, so gut wie die kleineren Moscheen in der Nähe: auch hier ist das rapide Zurückgehn des türkischen und das Eindringen griechischen Wesens zu bemerken. Leider reichte die Zeit nur zu einem Orientierungsritt um die Stadtberge Pion und Lepra; westlich zog sich auf dem Grat des steilen Koressos die Stadtmauer entlang, und am nordwestlichen Ende des Stadtgebiets bezeichnet eine grüne deutlich abgegrenzte Fläche den versumpften antiken Hafen.

Am Abend waren wir wieder in Smyrna und konnten den nächsten Tag noch dem

Studium der Bazare und des Strassenlebens widmen. Mit einem kleinen Dampfer fuhren wir am 10. Mai von Smyrna in interessanter türkischer und griechischer Gesellschaft morgens acht Uhr ab: der weite Golf leuchtete in seiner ganzen Schönheit, rechts am Strande eine lange Reihe schimmernder Salzhügel, hinter uns die Massen des Sipylos; am Ausgange des Golfs streckte sich links mächtig nach Norden die Halbinsel von Erythrä mit dem Mimasgebirge vor, rechts lag in malerischer Bucht Fodscha, das alte Phokäa. Bald erschien rechts der Golf von Eläa, und weiter tauchten links die hohen Berge von Lesbos auf; an den flachen Arginusen vorbei, hinter denen sich das Kanegebirge erhebt, bogen wir rechts in den Busen von Atarneus und landeten nachmittags in Dikeli, dem Hafenplatze von Pergamon. Humanns Agent hatte hier bereits für uns sechs türkische Wagen bestellt, ganz leichte überdachte, mit Öltuch zu verschliessende Fahrzeuge ohne Bänke, in denen wir uns je zu dreien auf unseren Gepäckstücken, so gut es ging, lagern mussten; die Kutscher verstanden nur türkisch und wandten sich nur zuweilen mit einem lakonischen „tütün" (Tabak) auf ihrem Sitze um. Es war eine mehr lustige als angenehme Fahrt, die auf der von Humann erbauten, aber schon arg in Verfall geratenen Strasse unsere Knochen gehörig zusammenrüttelte, zumal auch ein gewaltiges Gewitter mit Platzregen sich über uns entlud. Welche Mühe muss es seiner Zeit gemacht haben, die schweren Platten vom Zeusaltar bis zur Einschiffung nach Berlin herabzuschaffen! Der Weg führt durch eine wenig bewohnte, recht trostlose, nur hie und da durch Reiter oder Kamelkarawanen belebte Ebene: rechts taucht die einsame Höhe von Teuthrania auf; erst wenn man weiter das Kaikosthal hinaufkommt, wird die Gegend freundlicher, und gegen Abend sahen wir mit Genugthuung die uns wohlbekannte Silhouette der Burg von Pergamon über die Vorhügel uns entgegenwinken. Und nun erst der Empfang, als wir mit zerschlagenen Gliedern vor dem neuerbauten Chani ausstiegen! Der greise Dimitrios Makropulos, eine Riesengestalt mit gewaltigem weissem Schnurrbart, begrüsste mit griechischer Herzlichkeit die Ankommenden, besonders seinen alten Freund Fabricius. An Dimitrios hat die deutsche Regierung die Überwachung der Ruinen und der zwei burghütenden Kawassen übertragen. Die Abendtafel stand im Flur des Chanis schon gedeckt — ein Speisezimmer giebt es nicht — und unser Nestor unterhielt in sprudelnder Beredsamkeit unsere Führer mit Neuigkeiten und schwelgte in der Erinnerung an die deutschen Ausgrabungen. Ein schönes Andenken an die Zeit, da hier deutsche Architekten und Archäologen zusammen gearbeitet haben, ist das damals von ihnen bewohnte „Pergamonhaus", das Kyps mit Künstlerhand sinnig verziert hat. Und es war rührend zu sehn, wie bei Wanderungen durch die Stadt bald hier bald dort ein biederer Grieche herbeilief und mit herzlicher Freude Fabricius begrüsste, der früher längere Zeit in Pergamon mitgearbeitet.

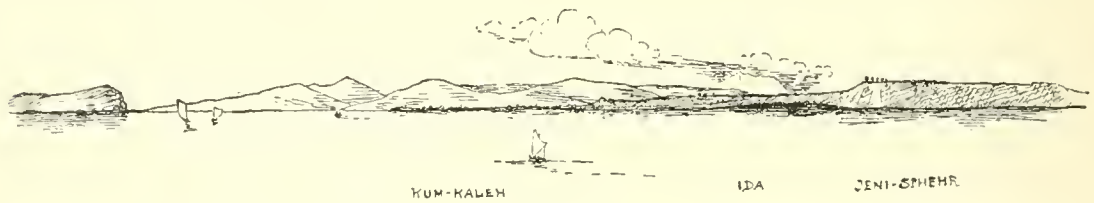
Unser Aufenthalt in Pergamon dauerte drei Tage. Man wird nicht erwarten, dass ich von der Herrlichkeit der Bauten, die den Anwesenden bekannt sind, eine ausführliche Schilderung gebe. Wir haben trotz des schlechten Wetters, dank dem Eifer und der Sorgsamkeit unserer Führer von der Baugeschichte der Stadt und von der wunderbaren Ausnutzung der Bodenbeschaffenheit der Akropolis durch die alten Architekten eine Vorstellung gewonnen, wie es nur an Ort und Stelle möglich ist. Wie das auf den Bergabsätzen über einander lag in weitem Raume und eins vom andern deutlich geschieden! erst der Markt mit seinen Hallen und dem Dionysosheiligtum, dann die weite Fläche des Zeusaltars, darüber der Athenatempel mit der Bibliothek und den geräumigen nach Süden und Westen geöffneten zweistöckigen Hallen, westlich darunter nach dem Selinusthal das Theater und die über 200 m lange grosse Terrasse, hoch oben dann die Königspaläste

und das mächtige Trajaneum, endlich ganz an der Nordspitze des Bergs der Faustinatempel, dessen Säulentrommeln später in die Umfassungsmauer eingebaut sind, dass sie aussehn wie die aufeinander geschichteten Fässer einer athenischen Weinstube. Einen unbeschreiblich schönen Blick geniesst man von der Höhe auf das Häusergewirr der modernen Stadt, die Cypressen, Minarehs und Moscheen, auf die fruchtbare Ebene mit ihren kegelförmigen Grabhügeln und weit den Kaïkos hinab zum Meere, das links die Berge von Phokäa, rechts das Kanegebirge, hinten der Mimas begrenzen; denkt man sich diese entzückende Gegend in ihrer alten Blüte, reich bevölkert und angebaut, die Königsbauten der Burg in ihrer vollen künstlerischen Pracht, so begreift man, wie viel Horaz mit *Attalicis condicionibus* sagen konnte. Unvergesslich wird uns der Abend bleiben, als wir nach eifriger Durchforschung der Wasserleitungen im Norden der Burg auf der Ostseite derselben im schattigen Ketaiosthal nach Pergamon heimkehrten, Stadt und Ebene im Schein der untergehenden Sonne vor uns; nach dem Essen sassen wir im weiten Hof des Chani beim Sternenschein mit einigen Griechen aus Pergamon beisammen, die uns manches erzählten, was auf das langsame aber sichere Vordringen des Griechentums auch in diesen Gegenden schliessen lässt.

Die Zähigkeit der Griechen, unter fremder Herrschaft ihre Nationalität und Sprache zu behaupten, lernten wir bei unserer Rückkehr nach Dikeli kennen. Der Arzt und der Lehrer des kleinen Ortes baten uns, bis unser Dampfer käme, ihre Kirche und Schule in Augenschein zu nehmen; der Ort, welcher vor 20 Jahren noch aus einigen Hütten bestand, zählt jetzt über 3000 Einwohner, und diese haben, ganz auf sich angewiesen, sich eine stattliche Kirche erbaut, die jetzt freilich noch etwas unfertig aussieht. Die Schule war in zwei ganz kleinen Räumen untergebracht, die allerbescheidensten Anschauungsmittel, wie wir sie vor fünfzig Jahren hatten, hingen an den Wänden, nur ein Prachtstück war da: eine grosse Reimersche Wandkarte von Europa, ein Geschenk des Verlegers; doch fehlte das für die Schuljugend wichtigste Stück, das Quadrat mit der Balkanhalbinsel: das war, wie man uns sagte, auf der Reise verloren (!) gegangen. Es hat etwas Rührendes, wie diese Griechen in der Diaspora mit ihren bescheidenen Mitteln alles aufbieten, um ihren Kindern eine tüchtige Bildung in ihrer Muttersprache zu geben.

Am Nachmittag des 13. Mai landeten wir in Mytilene; prächtig liegt die freundliche Stadt mit dem alten genuesischen Kastro zwischen zwei Meeresbusen; wir überschauten sie am besten, als wir unter liebenswürdiger einheimischer Führung nach dem wohlhabenden im Grün versteckten Dorfe Chalikes emporstiegen und von da noch höher auf die Höhe der Halbinsel, welche die Südostecke von Lesbos bildet und den Golf von Hiera begrenzt. Da sieht man, wie sorgfältig das Land angebaut ist, wie reich namentlich die Ölwaldungen sind; die Lage der Stadt zwischen zwei Häfen, die üppige Vegetation, der ganze Charakter der Landschaft erinnert auffallend an Korfu: auch hier könnte Alkinoos gewohnt haben! Weithin reicht der Blick ostwärts nach der kleinasiatischen Küste und den Bergen, die die Kaïkosebene begrenzen; über den Golf von Hiera herüber schimmern sechs grosse Dörfer aus dem Olivengrün hervor, weiter rechts blickt die runde Kuppe des lesbischen Olymp herüber. Ein Ausflug nach dem nördlich von Mytilene gelegenen Dorfe Moria und der in der Nähe gelegenen mächtigen römischen Wasserleitung ward am Nachmittag unternommen: spät Abends schifften wir uns auf dem eleganten ägyptischen Dampfer Prinz Abbas ein und hatten am folgenden Morgen, als der Dampfer an der Küste von Troas und an Tenedos vorbeifuhr, Musse genug, an der buntgemischten europäischen und orientalischen Reisegesellschaft unsere Studien zu machen.

Zahlreiche uns begegnende Dampfer, grosse und kleine Segelschiffe erinnern daran, dass wir uns einer vielbefahrenen Wasserstrasse nähern. Schon zeigt sich auf deichartig erhöhtem Küstenstreif Jeni-Schehr mit seinen Windmühlen, das alte Sigeion, jetzt der sog. Grabhügel des Achilleus und gleich darauf in sumpfiger Niederung, die ein Flussdelta vermuten lässt, die Befestigungen von Kum-Kaleh; man erkennt auch die Schutthügel von Troja, in weiter Ferne dahinter hochragend die Schneemassen des Idagebirges. Wir bogen in den Hellespont ein, und zur Linken zeigte sich die kahle Küste der thrakischen Chersones. Nach Troja zu gelangen, ist nicht so leicht; unser Dampfer legte nicht in Kum-Kaleh an, sondern erst nördlich in der Dardanellenstadt (Tschanak-Kalessi), und von hier fuhren wir mit einem eigenen Dampfer wieder nach Kum-Kaleh zurück; Aus- und Einschiffung sind hier trotz der in die Brandung hineingebauten Landungsbrücke nicht nur wegen der Hellespontströmung sehr umständlich; aber wir hatten an diesem Tage noch Zeit, Pferde für den nächsten Morgen zu bestellen, dem Kaimakam einen feierlichen Besuch zu machen, und durch einen Spaziergang nach den zwei nächsten Grabhügeln und nach dem weitschauenden Jeni-Schehr uns über die Küste des Hellespont und die Flussläufe der Ebene zu orientieren. Wir schiffen uns wieder ein und erlebten einen wunderbaren Sonnenuntergang: hinter der Spitze der Chersones streckte sich Imbros hin, und darüber reckte sich trotzig in weiter Ferne die zackige Höhe von Samothrake. Dann ging das Schiff an der europäischen Seite vor Anker, und wir übernachteten an Bord, ein Teil



auf dem Verdeck. Am Morgen wieder Ausschiffung mit den üblichen Fährlichkeiten: am Ufer standen schon die „rossezähmenden Troer“ mit ihren wiehernden Hengsten, um uns den Skamander entlang nach Hissarlik zu geleiten. Troja ist zuerst eine grosse Enttäuschung. Wir waren nicht nur von dem geringen Umfange der Akropolis überrascht: auch die Menge der über und durcheinander gehenden Mauerzüge wirkt viel verwirrender, als man nach dem Plan Dörpfelds glauben sollte. Aber es gelang Studniczka vortrefflich, uns die verschiedenen Schichten erkennen und verfolgen zu lassen, an deren Erforschung sich die Diagnose Dörpfelds so glänzend bewährt hat. Wir gingen von den Palastbauten der Mitte aus, um dann die Burgmauern und Thore im Südwesten, Süden und Südosten zu betrachten, und mussten gestehn, dass Bauten wie der südwestliche Thorweg auch in ihrem jetzigen Zustande einen recht stattlichen Anblick gewähren. Damals freilich konnten wir noch nicht ahnen, wie grossartige Entdeckungen Dörpfeld noch für die Jahre 1893 und 1894 beschieden sein sollten. Wer von Hissarlik nach dem Hellespont zu die weite Ebene zu seinen Füssen überschaut, wird allein schon durch die Landschaft und durch die Lage der Burg überzeugt, dass hier und nicht bei dem viel höheren, aber auch viel weiter entfernten Bunar-Baschi die Stadt gelegen hat, die der Dichter der Ilias voraussetzt. Nur zu bald mussten wir die „windige“ Troja, die ihren homerischen Beinamen vollauf rechtfertigte, wieder verlassen, um noch nach Jeni-Schehr zu gelangen, wo unser Mittagstisch im griechischen Schulhause bereit stand und Mancher noch ein troisches Altertum erhandelte. Unser Dampfer brachte uns den Abend noch nach den Dardanellen, und am

17. Mai konnten wir während der langen Fahrt durchs Marmarameer mit Musse unsere Vorstudien für Konstantinopel machen: wir kamen Abends noch eben rechtzeitig, um in der untergehenden Sonne die vielgepriesene Lage der Sultanstadt bewundern zu können. Kein Wort weiter über diesen oft beschriebenen Anblick! Wir bogen um die Serai-Landspitze, rechts zeigte man uns den massigen Bau der deutschen Botschaft, und der Dampfer warf am Eingang des goldenen Horns nahe bei der Sultan-Valide-Brücke Anker in einem unabsehbaren Gewimmel von Schiffen.

Wer vermöchte in Kürze eine Schilderung all des Merkwürdigen und Herrlichen zu geben, das wir während unseres fünftägigen Aufenthalts in Konstantinopel mit immer neuem Staunen gesehn! Nur bei genauer Zeiteinteilung und mit Hülfe zweier Dragomane war es möglich, einen so kurzen Besuch so auszubeuten. Ich erwähne nur den Besuch der Aja Sophia, der Bajazeth- und Suleimanije-Moschee, der Sultanspaläste, mehrerer Sultansgräber, der riesigen Bazare, Waren- und Quartierhäuser (Hane), die feierliche Auffahrt des Sultans am Freitage, den Abend beim deutschen Botschafter v. Radowitz, der uns seine schönen Antiken zeigte, die Fahrt auf den Bosporus, der an landschaftlichem Reiz den italienischen Seen vergleichbar ist, den Ausflug nach den paradiesisch gelegenen Prinzeninseln, die hochinteressante Wanderung um die byzantinische Stadtmauer von Stambul. Auf dem Atmeidan betrachteten wir uns das platäische Weihgeschenk, die Schlangensäule, deren Inschrift Fabricius zum ersten Male richtig gelesen hat. Besonders aber fesselte uns das im prächtigen Tschinili-Kiosk untergebrachte Museum nicht nur durch einen Teil der Schliemannschen Funde, Altertümer aus Cypern und Kreta, zum Teil sehr schöne Skulpturen aus Tarsos, Tralles, Pergamon, Kyzikos, sondern vor allen durch die im Jahre 1887 zu Sidon entdeckten griechischen Sarkophage mit Bildschmuck, unter denen namentlich zwei uns durch ihre Schönheit in das grösste Staunen versetzten. Das Relief des einen stellt rund um den Sarkophag laufend eine Säulenhalle in edelstem ionischen Stil vor, in den Zwischenräumen der Säulen 18 weibliche Figuren mit dem mannigfaltigsten Ausdruck gemessener Trauer: ein auch für einen bedeutenden Bildhauer schwieriger Vorwurf! Der zweite Sarkophag, in dem man zuerst den Alexanders des Grossen erkennen wollte, enthält an seinen beiden Langseiten eine Löwenjagd und eine in einigen Motiven an das Mosaik der Alexanderschlacht erinnernde Schlacht zwischen Persern und Griechen: besonders die letztere Darstellung wirkt durch die Schönheit der Komposition, den Adel aller Formen, die Feinheit der Ausführung und nicht am wenigsten durch die besser als an anderen Bildwerken erhaltene, äusserst zart abgetönte Bemalung geradezu ergreifend. Der Sarkophag muss von einem Künstler ersten Ranges stammen, aber die ausgestellten Photographien können Ihnen nur einen schwachen Begriff von der Höhe dieser Kunstleistung geben. Nachdem der Direktor Hamdi-Bey in Verbindung mit Reinach eine Publikation dieser Sarkophage begonnen, hat Studniczka in einem Vortrage auf der Wiener Philologenversammlung die Vermutung begründet, dass der dargestellte Kampf die Schlacht bei Issos darstellt, die Alexander dem Grossen die Eroberung Phönikiens ermöglichte, und dass der Sarkophag dem von Alexander dem Grossen eben in Sidon eingesetzten Könige Abdalonymos angehört.

Am Abend des 22. Mai sagten wir Konstantinopel Lebewohl und waren nach 48stündiger Eisenbahnfahrt, die landschaftlich noch manches Interessante bot, am 24. Mai in Wien; die zwei nächsten Tage haben wir noch möglichst benutzt,

um in der Antikensammlung die Vasen, Bronzen und namentlich die lykischen Skulpturen von Gjölbaschi zu betrachten, wobei wir uns der freundlichen Führung des Herrn Dr. von Schneider zu erfreuen hatten. Auch der reichen Gemäldegalerie und der Theaterausstellung wurde ein kurzer Besuch zugedacht. Beim letzten gemeinsamen Mittagessen sprachen wir unsern beiden Leitern noch in aller Form unsern tiefgefühlten Dank aus, und am 27. waren wir wieder in der Heimat.

So war die schöne Reise zu Ende gegangen ohne jeden Unfall und auch sonst vom Glücke mehrfach begünstigt. War sie natürlich für uns alle ein hoher Genuss, so war sie doch nichts weniger als eine Erholungsreise; von Anfang bis zu Ende hat es an Anstrengungen jeder Art nicht gefehlt, und an die Willenskraft des Einzelnen sind oft harte Anforderungen gestellt worden. Aber mit Recht: denn ohne die straffste Ordnung und Zusammenfassung aller Kräfte wäre es nicht möglich gewesen den Plan dieser Reise durchzuführen. Dass alles schliesslich so gut ging, haben wir nicht zum geringen Teil der vortrefflichen Reisedisposition zuzuschreiben, welche die Führer nach ihren eigenen Erfahrungen in Griechenland und Kleinasien selbständig entworfen und an uns erprobt haben. So wechselte stets mehrtägige Wanderung mit ständigem Aufenthalt, Museenbesuch mit topographischen Studien, Vortrag mit Diskussion — und es konnte keine Erschöpfung aufkommen. Wo es zu befürchten war, haben wir uns selbst wohl einmal einen freien Tag ausgebeten.

Nun sind wir wieder zurück und sollen sagen, was wir heimgebracht. Wir hatten uns für die Reise vorbereitet, so gut es eben Jedem möglich war: aber wir haben die Unzulänglichkeit dieser Vorbereitung oft genug empfinden müssen. So bringen wir vor allem den lebhaften Wunsch nach Hause, die reiche Fülle der Eindrücke, die wir gesammelt haben, zu ordnen und zu verarbeiten, in Musse all das Gesehene durch ein wiederholtes Studium der Quellen und der uns zugänglichen Literatur uns möglichst zu eigen zu machen. Wir kommen von der Reise zurück, nicht müde, sondern erfrischt, begierig weiter zu forschen und, wo unser Beruf uns Gelegenheit bietet, das Erlebte zu verwerten.

Die Verheissungen des Reiseprogramms haben sich glänzend erfüllt. Die geographische Beschaffenheit des griechischen Bodens haben wir an den verschiedensten Beispielen kennen gelernt: Bergländer wie Arkadien und reiche Ebenen wie in Thessalien und Kleinasien, Fluss und Gebirge in ihrer Wechselwirkung, die Grenzscheiden der einzelnen Landschaften, die Passübergänge und die Meeresstrassen, die reich gegliederte Küsten- und Inselwelt; und in diesem so vielgestaltigen Lande sahen wir eine eben so grosse Mannigfaltigkeit in Vegetation, Anbau, Lebensweise der Bewohner. Wie anschaulich wird dem Reisenden an Ort und Stelle die geschichtliche Thatsache, dass gerade die Enge der einzelnen Landschaften, ihre Trennung durch natürliche Grenzen, und dabei doch ihre Zugänglichkeit auf Land- und Seewegen den dürftigeren Nachbarn nach Eroberungen lüstern machte und so die fortwährenden Grenzstreitigkeiten und kleinen Kriege und damit die politische Zerstückelung des alten Griechenland zur Folge hatte; man begreift den Ausspruch des Spartanerkönigs bei Herodot, dass die Armut immer eine Genossin von Hellas gewesen, man begreift aber auch, wie hierin ein mächtiger Zwang zur Ausbildung jeder körperlichen und geistigen Energie lag, wie dann der in jeder Landschaft sich geradezu aufdrängende Anblick des Meeres vor allem die begabteren Stämme zu gefahrvollen, aber lohnenden Zügen in die weite Ferne locken musste.

Die wichtigsten Mittelpunkte antiker Staatenbildung, Burg- und Städteanlagen von der ältesten bis zur perikleischen, hellenistischen und byzantinischen Zeit, Festungs- und Hafenbauten haben wir in ihren Einzelheiten an Ort und Stelle unter Fabricius' kundiger Leitung studiert, ebenso wie die geschichtlich wichtigen Schlachtfelder, an denen uns unser Weg vorbeiführte. Was wir für das Verständnis der griechischen Architektur besonders Dörpfeld verdanken, ist schon erwähnt: all die Dinge, für welche die Anschauung an Ort und Stelle so wichtig ist, die Technik des Lehmziegel-, Holz- und Steinbaus, die Baugeschichte der Tempel und Theater, die Entwickelung des Ornaments kam von Troja, Mykene, Tiryns an bis zu den Meisterwerken der Akropolis und den Prachtbauten der Diadochenzeit und der römischen Kaiserherrschaft vielfach zur Sprache. Wie bietet nur Athen mit seinen Überresten einen vollständigen Überblick der alten Geschichte von den Zeiten des Pisistratos bis auf Attalos, Augustus, Hadrian! Unmöglich aber wäre es, im einzelnen aufzuzählen, wie wir vor den Originalen der griechischen Plastik durch Studniczka's lebendige und feinsinnige Vorträge gefördert worden sind: auch in dieser Beziehung war Athen ein Glanzpunkt der Reise; ich hebe beispielsweise nur die zahlreichen aus dem Perserschutt der Akropolis wiedererstandenen Bildwerke hervor, in denen unser Führer wie kaum ein anderer heimisch ist: in dem Saal der sog. »Tanten«, dieser altertümlichen weiblichen Gewandstatuen, die sich jetzt mit freundlichem Lächeln wieder des Tageslichts freuen, hat er uns seine Forschungen über die altgriechische Tracht mit einem Plaid ad hominem demonstriert; ebenso konnten wir uns vor dem auch im Schutt der Akropolis gefundenen Perserreiter durch den Augenschein von der Richtigkeit seiner schönen Entdeckung überzeugen, dass dieser Perserreiter nichts anderes ist als ein Weihgeschenk für den Sieg des Miltiades bei Marathon. Die gegen Studniczka gemachten Einwendungen haben mich auch später nicht zu überzeugen vermocht.

Dass wir schliesslich über der Vergangenheit das Leben der Gegenwart nicht vergassen, wie es in so wechselnden und bunten Bildern sich täglich unsern Augen darbot, brauche ich nur anzudeuten. Wer von uns könnte die Scenen vergessen, die an den Ostertagen sich in den Strassen und Kirchen Athens entwickelten? wie vom Lande die Schäfer mit Tausenden von Lämmern in der Stadt eintreffen, wie sich dann der Hausvater in eigener Person wie bei uns vor Weihnachten den Christbaum, so in Athen auf dem Lämmermarkt sein Osterlamm einkauft, wie am Charfreitag Abend ein lautes Treiben herrscht wie bei uns in der Neujahrsnacht, lange Züge singend und mit Kerzen in der Hand durch die Strassen ziehen, die jungen Leute im Knopfloch statt der Blumen einen Schwärmer, den sie im dichtesten Menschengewühl abbrennen; wie in der Nacht vom Ostersamstag auf Sonntag die Kirchen zum Ersticken voll sind von Gläubigen, die ihre Kerzenspende der Panagia oder dem Küster darbringen, bis um Mitternacht der Ruf ertönt: *Χριστὸς ἀνέστη*! (Christ ist erstanden), alles sich umarmt, der Priester das Heiligenbild zum Kusse herumträgt und nun die Menge, durch kirchliche Satzung für die drei letzten Tage auf den Genuss von Wasser und Brot beschränkt, fröhlich hinausströmt, um zu Hause oder in den Wirtschaften zum Genuss des Osterlamms zu schreiten, das man oft auf den Strassen an langen bohnenstangenartigen Holzspiessen braten sieht. Am Osterdienstag fuhren wir nach Megara: den ganzen Tag tanzten hier die Frauen und Jungfrauen der Stadt — auch Damen aus Athen sollen sich eigens ein Nationalkostüm anfertigen lassen, um hier mitzumachen — in festlichen Gewändern, den mit Goldmünzen gesäumten Schleier graziös ums Haupt geschlungen, in langen Reihen von 20—50 sich an den Händen fassend:

ἀλλήλων ἐπὶ καρπῷ χεῖρας ἔχουσαι,

wie schon die Tanzenden in der homerischen Beschreibung des Achilleusschildes; es ist ein gravitätischer Tanzschritt, der mit unsern Tänzen nichts gemein hat: drei Schritte vor, drei rückwärts, drei rechts und drei wieder links, unermüdlich, Stunden lang, einförmig, aber doch ein höchst anmutiger Anblick. Dabei singen sie näselnd wie alle Griechen ihre schwermütig klingenden Volkslieder ab, nur eine Geige und ein Clarinett bilden die Begleitung. Es tanzten nur Frauen und Mädchen; erst gegen Abend bewegten sich je zwei Männer in etwas kunstvolleren Figuren, auch ein einziger als Flügelmann und Vortänzer der Frauen, aber er reichte seiner Nachbarin nicht die Hand, sondern nur den Zipfel seines weissen Schnupftuchs. Wir haben uns auch einmal ins Theater gewagt, aber von der feierlichen Tragödie »Galathea«, der das Publikum mit grosser Andacht zuhörte, nicht viel mehr als den Gang der Handlung verstanden. Heftig tobte in Athen der Parteikampf zwischen den Anhängern von Trikupis und Delijiannis, und die abendlichen Fackelzüge zu Ehren des einen oder andern nahmen kein Ende; wenn wir abends uns noch ein Glas von dem feurigen Santorin munden liessen, kam der Lärm die Strasse herauf, voran Fackelträger, dann eine lange Reihe Droschken mit fahnenschwingenden Patrioten, auch wohl mit den bekränzten lebensgrossen Bildern der gefeierten Parteiführer; man hörte vaterländische Lieder oder tausendfach das Schlagwort Eläa! (ἐλαία, Olive, das auf Hüten und im Knopfloch getragene Wahrzeichen der Trikupisten), ein andermal den unablässig im Takte wiederholten Ruf: Endeka! endeka! (ἕνδεκα: die elf für Attika aufgestellten Kandidaten): stolz erklärten dann unsere Kellner, sie gehörten zur Partei Delijiannis.

Politik ist die Leidenschaft eines jeden Griechen, und so waren uns die Leitartikel der Zeitungen stets eine ergötzliche Lektüre: denn die griechischen Journalisten wissen ein noch ganz anderes Pathos zu entwickeln als ihre Kollegen in Frankreich und Italien. Eine Zeitung hatte in einem vergleichenden Überblick alles Gute, was Delijiannis als Premierminister gethan, mit allem Schlimmen zusammengestellt, was Trikupis während seiner Verwaltung verschuldet haben sollte; diesen Artikel ironisierte ein gegnerisches Blatt mit einem Aufsatze, der etwa begann: »Unsere geehrte Kollegin hat noch lange nicht alles Unheil aufgezählt, woran Trikupis Schuld ist; die Griechen wurden 338 v. Chr. bei Chäronea von den Macedoniern geschlagen — Schuld ist Trikupis; Korinth wurde 146 v. Chr. von den Römern zerstört — Schuld ist Trikupis«; und so weiter, spaltenlang, ohne eine Ermüdung der Leser befürchten zu müssen. Auf der Inselreise hatte die Byzantion einen Berichterstatter der »Akropolis« an Bord, der gleich nachher in seiner Zeitung eine schwungvolle Schilderung seiner Erlebnisse veröffentlichte. Mit dichterischer Begeisterung preist er erst das ägäische Meer, dann den schmucken Dampfer.« Und welch schimmernder, glänzender Delphin trug auf seinem Rücken diese internationale wissenschaftliche Gesellschaft? Die Byzantion! der erste der drei neuen Dampfer der Panhellenios-Gesellschaft. Die Byzantion mit ihrem hübschen, lebendigen, liebenswürdigen, braven Kapitän! Fünfzig Jahre auf See. Sein Haar weiss wie der Schaum der Welle, er rot wie ein Hummer, eine Mohnblume, er mit seinem warmen Herzen, das glüht wie der siedende Kessel seines Schiffes. Eine einzige Gestalt, unser Kapitän! Vor zwei Jahren entschloss er sich, endlich das Meer zu verlassen. Ich bin alt und müde geworden, sagte er mir, und ich habe mir überlegt, dass es Zeit war, mich auszuruhen. Ich suchte um Pensionierung nach, erhielt sie und zog mich aufs Trockene zurück; ich mietete ein Zimmer und erholte mich — aber vergebens! ich verlor Schlaf und Appetit. Nach wenigen Tagen lief ich zum Direktor der

Gesellschaft und sag' ihm: Bei Gott! schick mich wieder an Bord, sonst werd' ich auf dem Lande sterben. Und schau, da bin ich wieder auf der See. Wie Euch das Meer zusetzt, so können wir Seeleute das Festland nicht vertragen. . . . Der Oberleiter dieses archäologischen Ausflugs war der an Geist und Körper jugendlich frische Professor Dörpfeld, der Vorstand des deutschen archäologischen Instituts. Ein Goldmensch! Das glaubt keiner, dass jene freundliche, heitere, bis jetzt jugendliche Stirne solche Schätze des Wissens in sich birgt. Er ist ein archäologischer Revolutionär. Er hat die ganzen herrschenden Theorien über das Theater umgestossen. Und wie gehorsam sind diese Deutschen! Wie ordneten sie sich alle seinen Befehlen unter und den Bestimmungen des Programms! Kein Widerspruch, niemals eine Widerrede! Wenn das Griechen wären, würden wir noch nicht vom Ausfluge zurück sein, weil wir noch fragten, von wo wir zurückkehren werden und wann! »Dann eine höchst schmeichelhafte Schilderung der mitfahrenden Damen, dann die Tischgesellschaft: »Nachdenkliche, ernste Gesichter! Vorstellung: da ist Herr Steub, Herausgeber des Thukydides; Fabricius, hervorragender Universitätslehrer; Studniczka, ausgezeichneter Archäologe u. s. w. Ach, ich kenne Sie: Sie haben eine glänzende Abhandlung über die antike Tracht geschrieben! — Ich danke Ihnen, sehr verbunden! — Er spricht, wie wenn er ein Pfund Honig im Munde hätte! . . . Und welchen Appetit haben alle! Wahre Helden! Wenn sie die in der Pfanne gebratenen ganzen Ochsen hätten, die Aristophanes erwähnt, sie würden sie mit Freuden herunterbringen, diese gelehrten Ausleger des Altertums. Welche Gesundheit, ja welche Gesundheit besitzt dieses Deutschland! Diese Gesundheit hat Frankreich bewältigt (*ἔφαγε*: a mangé), diese Gesundheit wird die Welt bewältigen. Mit dieser Gesundheit bewältigen (*τρώγουν*) sie die Bücher, verschlingen (*καταπίνουν*) die unverdaulichsten Schriften — — Was sollen wir thun, wir Zärtlinge — ? Griechen! fangt an, Schweinefleisch zu essen und Bier zu trinken!« Mit einem Hinweis auf die lateinischen Rassen, die „morsch und erschöpft sind", schliesst der Verfasser seine patriotische Mahnung, um in seinem Reisebericht fortzufahren.

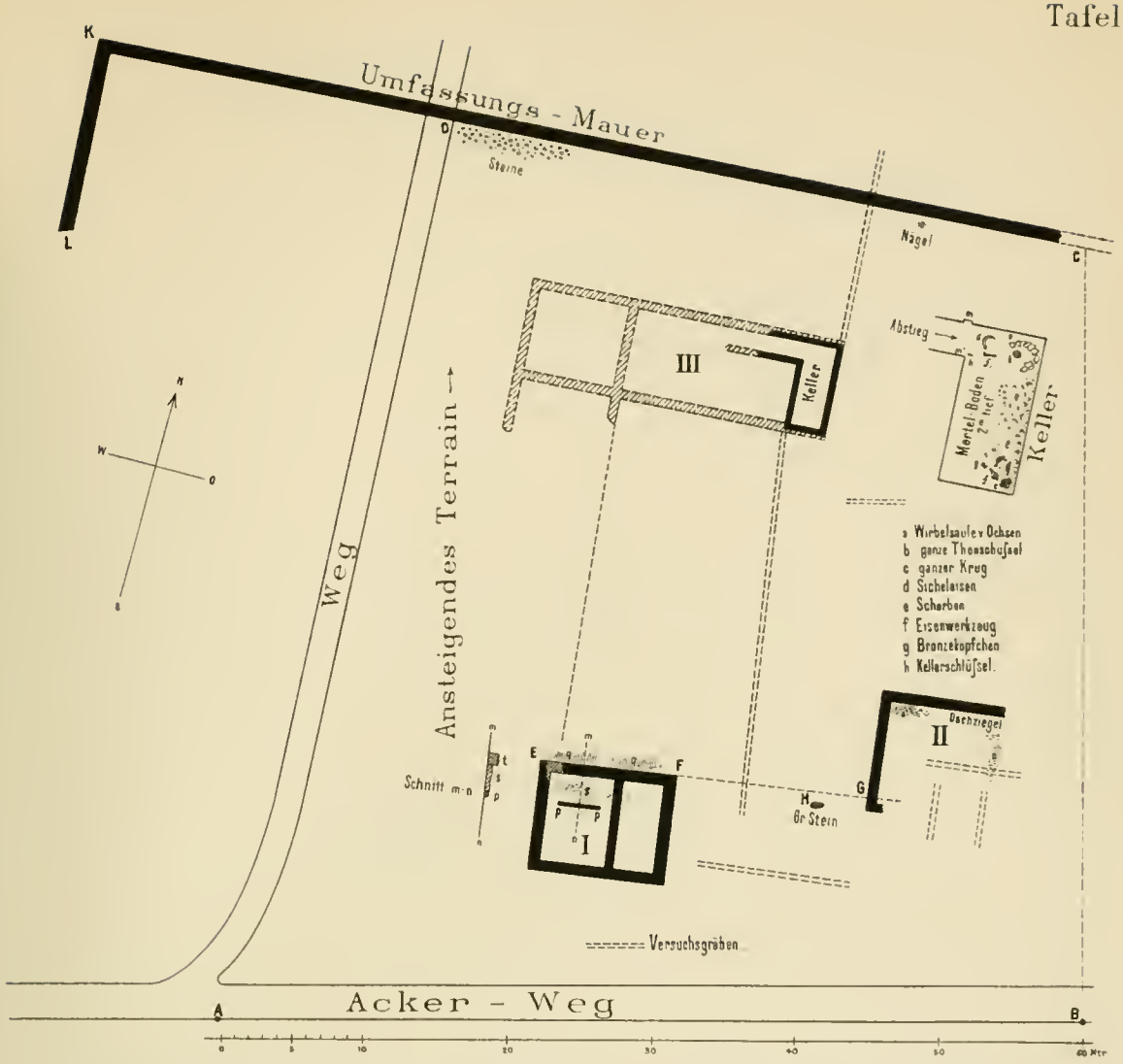
Keinen von uns hat es gereut, vor der Reise sich ein wenig mit dem Neugriechischen vertraut gemacht zu haben: denn noch mehr als für Italien gilt für Griechenland, dass der Reisende sich manches Genusses beraubt, wenn er sich nicht wenigstens notdürftig in der Landessprache unterhalten kann. Was aber dem Griechen seine Muttersprache besonders lieb macht, das ist die verhältnismässige Reinheit, die sie sich bewahrt hat und der stete Zusammenhang, den der Grieche durch sie mit Litteratur und Geschichte des alten Hellas unterhält: die kleinen Schulknaben, die uns in Salona begegneten mit Xenophons Anabasis in der Hand, waren uns dafür sprechende Zeugen. Gerade das gab aber auch unsern neugriechischen Studien einen besonderen Reiz. Eine starke Strömung sucht das moderne Griechisch, namentlich das gedruckte, mehr und mehr der antiken Litteratursprache anzunähern, während Andere die Volkssprache als das natürliche Entwicklungsprodukt von Jahrhunderten unverfälscht bewahren wollen. Dieser Kampf des Archaismus mit der Vulgärsprache, der sich wohl noch lange hinziehen wird, bewegt alle Teile der Bevölkerung, und wir hörten oft selbst unstudierte Leute sich an Diskussionen über Alt- und Neugriechisch beteiligen. Besonders ist man darauf aus, Fremdwörter, zumal türkische, auszumerzen; für das alte *παπουτζῆς* (türk. Schuhmacher) gebraucht man jetzt vornehmer das lange *ὑποδηματοποιός*, für *βαπόρι* (aus ital. vapore, Dampfschiff) *ἀτμόπλοιον*, für *σαμπουνι* (jambon) *χοιρομέριον* u. s. f. Aber gerade dieses Interesse für die Muttersprache, das sich selbst beim ge-

meinen Mann in etwas possierlicher Weise äussert, wie auch der Fanatismus für die moderne Aussprache der altgriechischen Buchstaben, es ist mit ein Beweis für das glühende Nationalgefühl und für das rege geistige Streben, das dieses bewegliche und begabte Volk bis in die tiefsten Schichten durchdringt. In der That wird dies der antiken Sprache angenäherte Neugriechisch als Verkehrs- und Geschäftssprache von Jahr zu Jahr in der Levante mehr Boden gewinnen; auf manchen für Schulreform schwärmenden Vater, der nicht einsieht, wozu sein Sohn Griechisch lernen muss, dürfte am Ende vielleicht die Erwägung einigen Eindruck machen, dass ein tüchtiger griechischer Schulsack für einen schwunghaften Wein- und Korinthenhandel von ausserordentlicher Rentabilität sein könnte. Den Griechen aber macht der ideale Sinn, mit dem sie überall ihre Sprache und Nationalität hochhalten und fördern, alle Ehre. Wo selbst bei den unteren Klassen ein so reger Trieb nach geistiger Bildung — von einem »Bildungshunger« hat man mit Recht gesprochen — vorhanden ist, wo überall, soweit die griechische Zunge klingt, für Schulanstalten so hochherzige Opfer gebracht werden, wie wir es selbst sahen und glaubhaft versichern hörten, da ist trotz aller Parteileidenschaft, trotz aller finanziellen Schwierigkeiten von dieser intelligenten und begeisterten Nation noch viel Grösseres zu erwarten, als sie nach ihrer Befreiung von jahrhundertelangem Druck bis jetzt hat leisten können. Dies letzte möge man doch billigerweise bedenken. Wir haben trotz aller kleinen Unarten, die von den Feinden der Griechen so übertrieben werden, überall den Eindruck eines mächtig aufstrebenden Volkes gewonnen, dem noch eine schöne Zukunft beschieden ist.

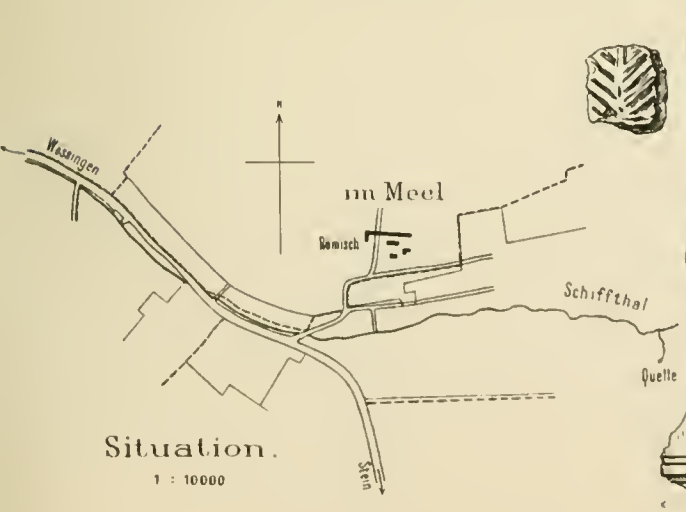
Nur zu sehr bin ich mir bewusst, wie lückenhaft und flüchtig dieser Bericht über unsere Erlebnisse ist. Doch ist mir eines vielleicht gelungen: zu zeigen, wie unendlich reich der Ertrag dieser Reise gewesen ist, die uns eine erhebende Erinnerung für unser ganzes Leben bleiben wird. Nie wollen wir des Dankes vergessen gegen alle diejenigen, welche uns die Reise ermöglicht, sie so leicht, so genussreich und so fruchtbringend gemacht haben. Dank gebührt unserm grossen deutschen Vaterlande und den Vertretern des Reiches, das uns überall freundliche Aufnahme sicherte und, wenn es nötig gewesen wäre, auch seinen Schutz gewährt hätte. Ehrfurchtsvollen und herzlichen Dank widmen wir Ihren Königlichen Hoheiten dem Grossherzog und der Grossherzogin, welche durch huldvolle persönliche Teilnahme und reiche Spenden ein Unternehmen gefördert haben, mit dem Baden den übrigen deutschen Staaten vorangegangen ist. Wir danken dem Grossh. Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts, der hohen Oberschulbehörde und den Landständen, welche teils durch Bewilligung staatlicher Mittel, teils durch Beurlaubung der Teilnehmer und Sorge für ihre Vertretung die Reise schliesslich möglich gemacht haben, insbesondere Sr. Exz. dem Herrn Geheimerat Nokk und dem Herrn Geh. Oberregierungsrat Arnsperger, welche in dieser Angelegenheit ganz ihrem warmen Interesse für die klassischen Studien haben Ausdruck geben können. Von ganzem Herzen danken wir endlich nochmals unsern Führern, den Herren Studniczka und Fabricius. Es stünde mir schlecht an, hier auszuführen, wie ausserordentlich geeignet zur Leitung der Studienreise gerade diese beiden Gelehrten gewesen sind durch die Sachkenntnis und Erfahrung, die sie sich früher durch längeren Aufenthalt in Griechenland und Kleinasien erworben haben. Ruhm genug für sie ist ja schon die Thatsache des Gelingens. Aber das darf ich doch nach aller Reisegenossen Erfahrung dankbar erwähnen, mit welcher Aufopferung sie ihre eigenen wissenschaftlichen Studien auf so lange unterbrechend, uns allein ihre Kraft

und ihre Zeit gewidmet haben. Wir haben es wohl empfunden, wie schwer die Last war, die auf ihnen lag, wie sie oft des Abends, wenn wir zur Ruhe gegangen, noch mit geschäftlichen Dingen und den Vorbereitungen für den kommenden Tag sich plagen mussten. Wie viel Geduld haben sie mit uns Einzelnen gehabt, und wie liebenswürdig sind sie auf die Persönlichkeit eines Jeden eingegangen. Ein jugendlich frischer Zug kam durch sie in die ganze Gesellschaft, und freundschaftliche Beziehungen sind angeknüpft worden, die hoffentlich dauern werden.

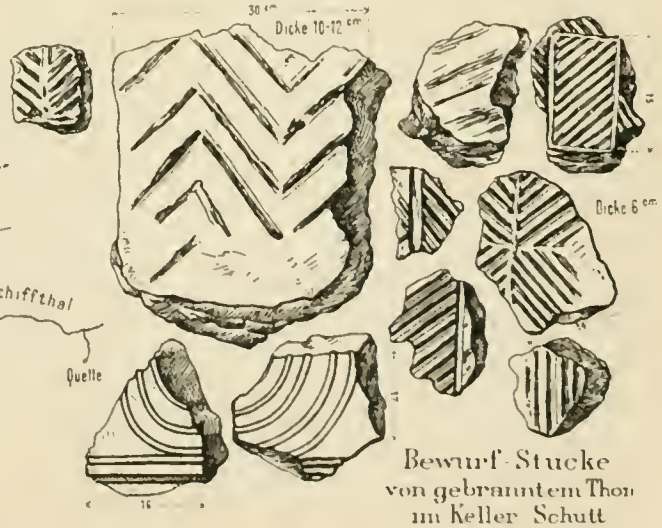
An uns ist es nun, zu zeigen, dass sie sich nicht vergeblich mit uns bemüht haben, und der schönste Lohn für sie und alle Gönner der Reise wird sein, wenn alle Teilnehmer Andern recht viel von den Anregungen mitteilen, die ihnen selbst in so reicher Fülle geworden sind! Denn nicht den wenigen Glücklichen, die auserwählt wurden, galt in erster Linie die Fahrt nach Hellas, sondern der Schule und unserer Jugend; ihr soll daraus auch der reichste Segen entspriessen!



Römisches Gehöft „im Meel" bei Wössingen A. Bretten.

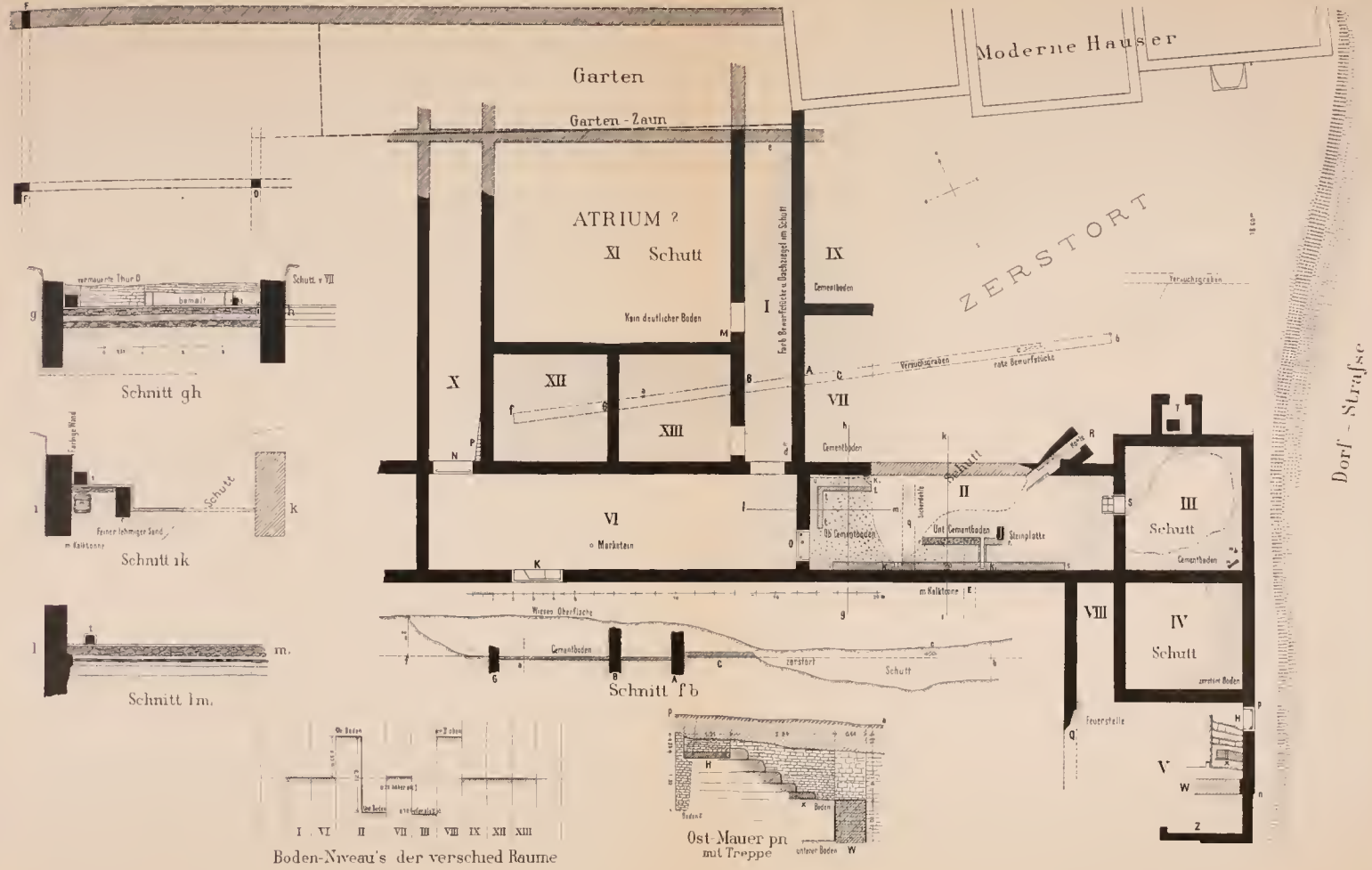


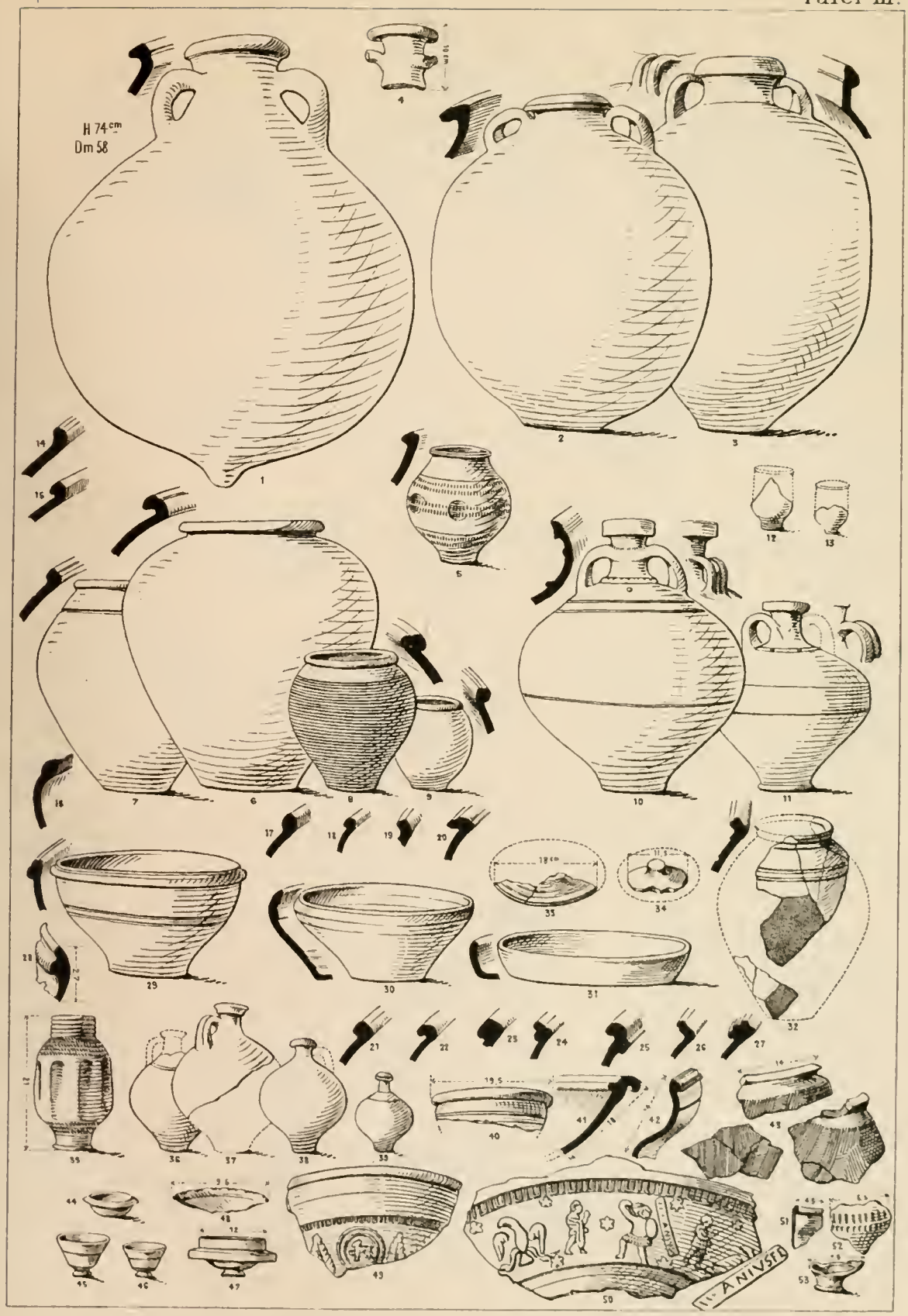
Situation.
1 : 10000



Bewurf-Stücke von gebranntem Thon im Keller Schutt

Römische Villa in den „Frühmess-Gärten" in Wössingen, A. Bretten.



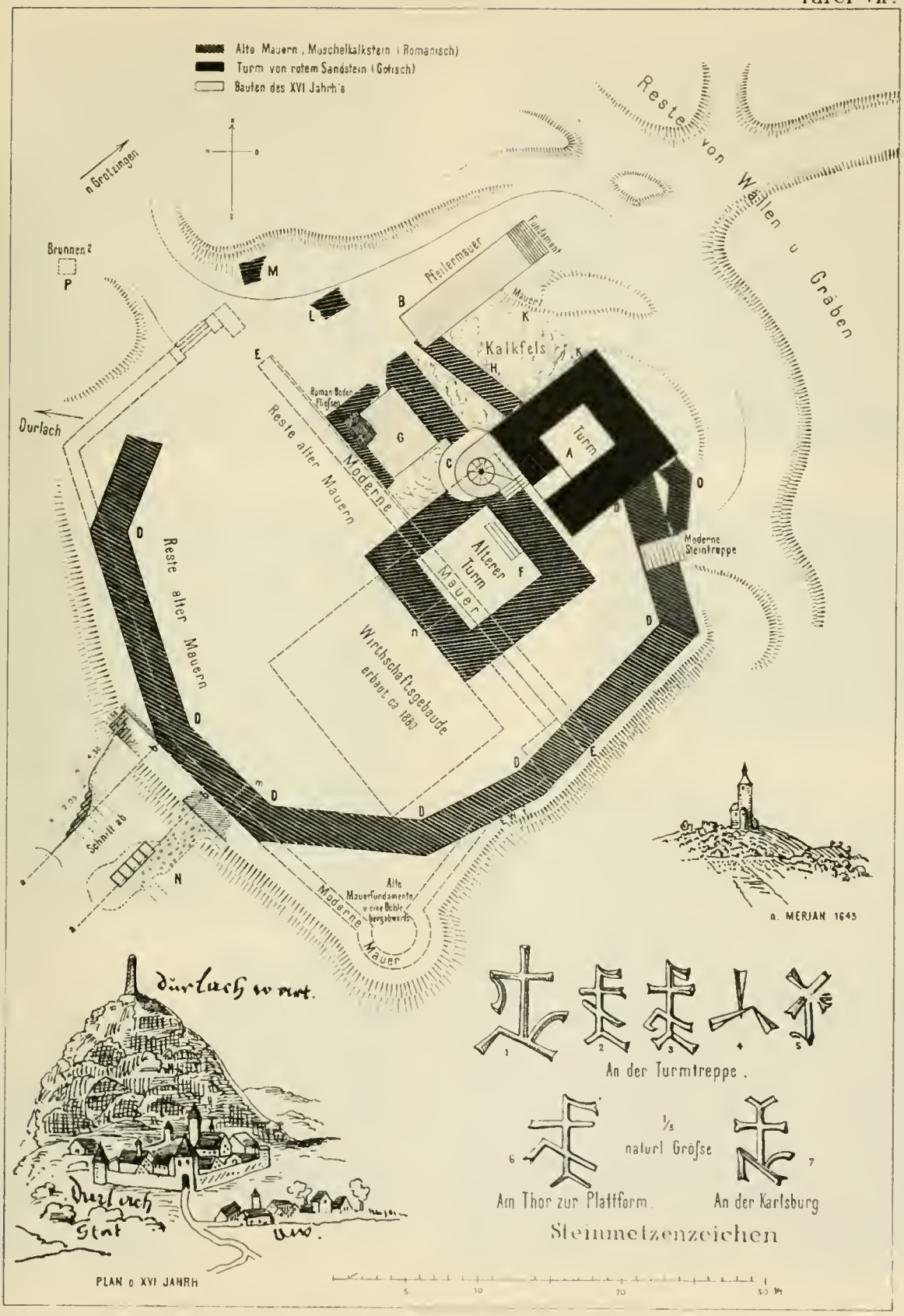


Römische Töpferware, Wöfsingen

Romische Funde, Wofsingen

Römische Wandmalerei. Wössingen.

Wössingen.



SITUATIONSPLAN DER TURMBERG-RUINE, 1:400.

Bodenfliessen vom Turmberg bei Durlach; Maassstab 1 : 2.

1

2

3

4

Markgräflich Badische Medaillen.

Allegorie auf St. Blasien.

Bemalter Kupferstich.

Allegorie auf St. Blasien.

Détailblatt.

Veröffentlichungen

der

Grossherzoglich Badischen

Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde

in Karlsruhe

und des

Karlsruher Altertumsvereins.

Zweites Heft 1899.

Karlsruhe.
Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei.
1899.

Veröffentlichungen

der

Grossherzoglich Badischen

Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde

in Karlsruhe

und des

Karlsruher Altertumsvereins.

Zweites Heft 1899.

Karlsruhe.
Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei.
1899.

Das erste Heft der Veröffentlichungen (für die Mitglieder des Karlsruher Altertumsvereins als Zwangloses Heft II) erschien zur Begrüssung der Generalversammlung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Konstanz 1895 im selben Verlag. Es enthält neben der Chronik des Karlsruher Altertumsvereins folgende Abhandlungen:

1. Römische Gebäude von Wössingen, A. Bretten, von E. Wagner.
2. Die Turmbergruine bei Durlach, von dems.
3. Wappen der Markgrafen von Baden auf Medaillen, von W. Brambach.
4. Allegorie auf St. Blasien, von Marc Rosenberg.
5. Die erste griechische Studienreise badischer Gymnasiallehrer, von E. Böckel.

Inhalt.

Seite

Zur Chronik des Karlsruher Altertumsvereins 1

Untersuchung von Pfahlbauten des Bodensees, von K. Schumacher 27

Die steinzeitliche Ansiedlung auf dem Michelsberge bei Untergrombach, von A. Bonnet 39

Grabhügelgruppe bei Salem, A. Überlingen, von E. Wagner 55

Gallische Schanze bei Gerichtstetten, A. Buchen, von K. Schumacher 75

Fränkisch-alemannische Friedhöfe von Eichtersheim (A. Sinsheim) und Bodman (A. Stockach), von E. Wagner 85

Archäologische Untersuchungen in Baden und neue Erwerbungen der Grossh. Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe im Jahr 1898 103

Zur Chronik des Karlsruher Altertumsvereins.

Seit der Herausgabe unserer „Veröffentlichungen" von 1895 hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren:

Dr. Robert Baur, prakt. Arzt, Präsident Dr. von Grimm, Professor Henneberg, Geheimerat Hebting, Geheimerat von Regenauer, Exc., Oberstabsarzt Dr. Schrickel, Dr. Spuler, prakt. Arzt, Freiherr Otto von Türckheim, Maler, Prof. Vischer, Geh. Hofrat Wallraff.

Durch den Wegzug der Herren Professor Dr. Böckel, Dr. Ludwig Wilser und Dr. Paul Ladewig hat der Vorstand neue Zusammensetzung erfahren. Derselbe besteht jetzt aus den Herren Geheimerat Dr. E. Wagner als erstem und Professor Dr. Luckenbach als zweitem Vorsitzenden, Professor Dr. Schumacher und Professor O. Armbruster als Schriftführern, Buchhändler Ulrici jun. als Rechner, Oberbaudirektor Honsell, Oberbaurat, Prof. Weinbrenner, Professor Dr. von Oechelhäuser.

Die Arbeiten der anthropologischen Kommission sind unter dem Vorsitz des Herrn Generalarzt a. D. Dr. Hoffmann zum Abschluss gekommen. Ihr Resultat wird in einem demnächst erscheinenden statistischen Werke über die Bevölkerung im Grossherzogtum Baden von Otto Ammon niedergelegt.

Unterstützt von Vereinsmitteln ist eine Reihe archäologischer Untersuchungen und Ausgrabungen, solche in der Gegend von Karlsruhe hauptsächlich durch die Thätigkeit des Herrn Ingenieurs A. Bonnet, vorgenommen worden.

Vorträge, gehalten im Altertumsverein.

1895 November 28. v. Oechelhäuser, Stilwandlungen in der deutschen Kunst.
Dezember 19. Wagner, Griechische Thonfiguren von Tanagra und anderen Fundorten.

1896 Januar 30. Böckel, Über die griechischen Sarkophage von Sidon, besonders den sog. Alexandersarkophag.
Februar 27. Statsmann, Burg- und Burgkapelle zu Krautheim als frühmittelalterliche Architektur.
März 26. Immich, Frau von Maintenon.
April 30. Wilser, Über die Zinninseln. — Bonnet, Niederlassung aus der Steinzeit auf dem Michelsberg bei Untergrombach. — Wagner, Untersuchung der Ruine Schopfeln auf der Insel Reichenau.

1896 Oktober 29. Böckel, Über die dritte Studienreise badischer Schulmänner nach Unteritalien, Sizilien und Tunis.

November 26. Wagner, Grabhügelfunde bei Salem. — Wilser, über den Stamm der Alemannen.

Dezember 14. v. Oechelhäuser, Kloster Brombach bei Wertheim.

1897 Februar 4. Schumacher, Die Ergebnisse der Reichslimesuntersuchung.

Februar 25. Luckenbach, Die Akropolis von Athen.

März 25. Hamm, Zur Geschichte des Deutschen Waldes.

Oktober 27. Uhlig, Von Jaffa zum toten Meer.

November 25. Wagner, Über Ausgrabungen und Neuerwerbungen der Grossh. Altertümer-Sammlung.

1898 Januar 20. Luckenbach, Attische Grabreliefs.

Februar 17. Rosenberg, Über Gobelins.

März 3. Hausrath, Bakchylides.

März 31. Luckenbach, Über eine neu entdeckte Stadt (Priene). — Wagner, Über römische Begräbnisse in Worms. — Brunner, Archivalisches.

Oktober 27. Wagner, Über Neuerwerbungen der Grossh. Altertümer-Sammlung (Ausgrabungen von Bodman etc.), mit Vorzeigung der Funde.

Dezember 1. Brunner, Über den Stand der heimischen Geschichtsforschung in Baden.

1899 Januar 5. Luckenbach, Über die Lösung zweier Probleme der plastischen Kunst.

Januar 26. Cartellieri, Die Machtstellung Heinrichs II. von England. — O. Ammon, kleinere Mitteilung.

März 2. O. Armbruster, Über Wandmalerei in Pompeji.

Referate über die Vorträge.

(unter Verantwortlichkeit der Vortragenden).

Geschichte, Archäologie, Kunstgeschichte.

I. Altertum.

A. Allgemeineres.

Ammon, Kleinere Mitteilung. 26. I. 99. Bad. Land. Ztg. 1899 No. 26.

Der Redner trug im Anschluss an den Vortrag Luckenbachs vom 5. I. 99 einige anatomische Beobachtungen zur Stellung der Schlüsselbeine an der Hermesstatue des Praxiteles vor. Auch bei verschiedenen anderen Vorträgen beteiligte er sich lebhaft an der Diskussion.

O. Armbruster, Über Wandmalerei in Pompeji. 2. III. 99. Bad. Land. Ztg. 1899 No. 58 I.

Nach einem Überblick über Geschichte und Lage der Stadt, ihrer Verschüttung und Ausgrabung führte Redner die Zuhörer in die Stadt selbst ein. Die Privathäuser, in ihrer ganzen Anlage so verschieden von unseren, zeigen bei genauerer Betrachtung in der Bauweise deutliche Unterschiede je nach der Zeit, in der das betreffende Gebäude errichtet wurde. Ebenso sind in der Dekoration der Wände verschiedene,

zeitlich auf einander folgende Stile zu unterscheiden. Weitaus die meisten Häuser, auch solche älterer Bauart, sind jedoch im Geschmack der letzten Zeit ausgemalt. Dies rührt davon her, dass das grosse Erdbeben vom Jahre 63 n. Chr. die Neuherrichtung vieler Häuser nötig machte. Das Charakteristische der verschiedenen Stile wurde nun an Abbildungen klar gemacht. Ausser einer Reihe Photographien diente hierzu vor allem ein neues italienisches Werk von Amelio, das auf 20 Tafeln in Farbendruck ganze Wände verschiedener Häuser darstellt. Die Betrachtung der Hauptbilder gab Gelegenheit über die Stoffe zu sprechen, welche die Maler mit Vorliebe wählten, sowie über die Vorbilder, denen sie folgten. Auch die Frage, in welcher Technik die Malereien hergestellt wurden, behandelte der Redner. Eingehend wurde ein kürzlich ausgegrabenes Haus besprochen, das nach aufgefundenen Inschriften der Familie der Vettier gehörte. Es ist durch die Schönheit und gute Erhaltung seiner Malereien besonders interessant. Im Peristyl wurde das Dach wiederhergestellt, der Garten darin bepflanzt und die wasserspeienden Figuren aus Marmor und Bronze an ihrem Platze wieder aufgerichtet, so dass man fast vollständig den Eindruck des alten Zustandes hat. Ausser vielen wichtigen grossen Gemälden sind vor allem sehenswert kleine friesartige Bilder, welche Eroten in verschiedenen Beschäftigungen darstellen. Auch die Inschriften, die teils an der Aussenwand aufgemalt, teils innen in den Stuck eingekratzt sind, bieten manches Bemerkenswerte.

Böckel, Über die griechischen Sarkophage von Sidon, besonders den sog. Alexandersarkophag. 30. I. 96. Bad. Land. Ztg. 1896 No. 27.

Am 30. Januar 1896 besprach Prof. Böckel die jetzt zu Konstantinopel befindlichen griechischen Sarkophage aus Sidon. Im Frühjahr des Jahres 1887 wurden in der Nähe der altphönikischen Hauptstadt etwa anderthalb km. von der Küste entfernt, in dem Felsboden, wo schon 1864 Renan eine Reihe von phönikischen Begräbnisanlagen aufgedeckt hatte, von einem Grundbesitzer ein über 10 m senkrecht in den Kalkfelsen hinabgehender Schacht gefunden, in den mittelbar oder unmittelbar sieben geräumige Grabkammern mit 17 Sarkophagen mündeten; alle bis auf einen waren in früherer Zeit schon durchsucht und beraubt worden, doch hatten die Räuber fast ganz unversehrt gelassen den prächtigen griechischen Reliefschmuck, den vier der Sarkophage tragen. Später fand sich noch eng an die Gruft anschliessend eine etwas höher gelegene, wahrscheinlich ältere Gruft mit fünf Sarkophagen, von denen der eine, aus Ägypten importiert oder als Siegesbeute mitgebracht, ausser der ursprünglichen ägyptischen Inschrift die phönikische des späteren Inhabers trägt: er nennt sich »Tabnit, Priester der Astarte und König von Sidon.« Durch die Energie und Umsicht Hamdy-Bey's, des derzeitigen Generaldirektors der türkischen Museen, der sofort nach Sidon geeilt war, wurde es möglich, die kostbaren Schätze schon bis zum 20. Juni durch einen in den Felsboden getriebenen Tunnel unversehrt ans Tageslicht zu schaffen und nach Konstantinopel einzuschiffen. Hier hatte der Sultan bereits Befehl gegeben, dem alten, im Tschinili-Kiosk untergebrachten Museum gegenüber ein neues Museum zu bauen, und hier haben dann 1892 die Teilnehmer an der von der badischen Regierung ausgerüsteten, von den Professoren Studniczka und Fabricius geleiteten griechischen Studienreise diese unschätzbaren Denkmäler griechischer Bildhauerkunst und Malerei von Angesicht zu Angesicht bewundern können. Hamdy-Bey hat dann in Verbindung mit dem französischen Archäologen Th. Reinach ein noch nicht ganz vollendetes Prachtwerk herausgegeben, in dem er in anziehender Weise einen sehr ausführlichen Bericht über seine auch technisch schwierige Ausgrabung giebt, besonders aber eine reiche Anzahl vortrefflich ausgeführter grosser Tafeln, welche die vier mit plastischem Schmuck versehenen Sarkophage

darstellen. Dass die Zuhörer von dem hohen Kunstwert dieser Reliefe sich eine Vorstellung machen konnten, wie sie auch die genaueste Beschreibung nicht zu geben vermag, verdankten sie der Liebenswürdigkeit von Herrn Professor von Duhn in Heidelberg, welcher das Hamdy-Reinach'sche Werk bereitwillig für den Vortrag zur Verfügung gestellt hatte. Der Vortragende schilderte zunächst an der Hand eines, Grundriss und Durchschnitt der Nekropole enthaltenden autographierten Blattes, von dem jeder Zuhörer ein Exemplar erhielt, den Befund und den Verlauf der Ausgrabung.

Durch den 3,70 Meter breiten Einführungsschacht der Gruft liessen sich die Sarkophage nicht herausbefördern, es musste deswegen ein Ausführungsgraben und Tunnel mit 13 % Senkung in den Felsboden gestossen werden, welcher unter Mitwirkung von 24 Arbeitern am 13. Mai — am 30. April war Hamdy Bey in Sidon erschienen — die Gruft erreichte. Die Eingänge wurden jede Nacht versiegelt und von Gendarmen bewacht. Für die Fortschaffung der Funde war es nötig eine besondere Landungsbrücke, 34 m lang, 3 m breit, herzustellen, und am 20. Juni konnten die Sarkophage auf dem vom Marineminister zur Verfügung gestellten Transportdampfer Assyr eingeschifft werden.

Der Vortragende besprach sodann die einzelnen Sarkophage nach ihren Massverhältnissen und ihrer Gestalt. Einige schliessen sich in der Form namentlich des Deckels, der ein vollständig ausgearbeitetes menschliches Antlitz trägt, und der inneren Höhlung der Form des Leichnams an; von diesen sogenannten Anthropoïdensarkophagen ist einer ägyptischen Ursprungs, zwei aus Marmor gebildete sind griechische Arbeit, wie sie sich in dieser Form in Phönizien öfter finden. Die Mehrzahl aber zeigt architektonischen Aufbau, eine ebenso exakte als geschmackvolle Verwendung der Bauglieder eines Tempels, freilich in sehr verschiedener Auswahl und Ausführung. Vier Sarkophage, welche ausser dem rein architektonischen auch noch figürlichen Schmuck zeigen, wurden eingehender mit Zuhilfenahme der grossen Abbildungen besprochen: der Satrapensarkophag, der lykische, der der Klagefrauen und der grosse oder Alexandersarkophag.

Der Satrapensarkophag, so benannt, weil seine vier Seiten Scenen aus dem Leben eines Vornehmen darstellen, zeigt uns auf der einen Längsseite den Satrapen thronend, von Frauen umgeben, den Vorbereitungen zu einer Wagenfahrt vielleicht seiner Söhne zuschauend, auf der andern auf der Jagd gegen eine Hirschkuh und einen Panther, auf einer Schmalseite auf dem Lager ruhend von Frauen umgeben. Das Relief ist flach behandelt, und der Künstler war wohl ein Ostgrieche, bei dem zu Ende des fünften Jahrhunderts die Arbeit bestellt wurde.

Der lykische Sarkophag trägt einen hohen, im Spitzbogen gewölbten Deckel, wie er nur auf lykischen Grabdenkmälern vorkommt: in den Giebelfeldern Sphinxe und Greife. Die Motive an den vier Sarkophagseiten sind nicht aus dem Leben des Verstorbenen genommen, sondern aus dem Mythos: auf den Längsseiten Jünglinge im Kampf mit einem Eber, Amazonen auf der Löwenjagd, auf den Schmalseiten Centauren im Kampf mit Kaineus und einem Rehkalb. Die Ähnlichkeit mancher Motive mit denen des Parthenon-, Theseion- und Phigalia-Frieses wurde mit Vorlage von Abbildungen eingehender besprochen. Der Künstler wird ebenfalls ein asiatischer Grieche, und zwar zu Anfang des vierten Jahrhunderts gewesen sein. Der Grund der Reliefe war blau bemalt, während sich rote Farbe an den Architekturteilen fand.

Der dritte Sarkophag, der der sog. Klagefrauen, stellt einen ionischen Tempelbau edelsten Stils vor; doch fehlt wie bei der athenischen Karyatidenhalle der Fries, und unmittelbar hinter den Giebeln erhebt sich eine Balustrade, welche den ganzen

Dachrand umzieht. In den Zwischenräumen der Säulen stehen oder lehnen an einer Balustrade achtzehn Frauengestalten, jede in Haltung und Gebärde anders und alle gleich im Ausdruck massvoller Trauer um den Toten: eine glänzende Leistung der griechischen Kunst aus der Mitte des vierten Jahrhunderts; der Sockel und die Balustrade mit den plastischen Darstellungen einer Jagd und eines Leichenzuges erscheinen dagegen fremdartig und sind wohl weniger dem Künstler auf Rechnung zu setzen als dem fürstlichen Besteller, der sich auch die Leichen seiner Jagdhunde ins Grab legen liess. Dass dieser der »Griechenfreund« Strato I. gewesen sei, welcher von 374 bis 362 König von Sidon war, hat Studniczka sehr wahrscheinlich gemacht. Die Gewandbehandlung erinnert lebhaft an die attischen Grabmäler und an die Reliefe von Mantinea.

Das Glanzstück der Sammlung ist der grosse oder sogenannte Alexandersarkophag (Höhe 1.95 m, die menschlichen Figuren 58 cent. hoch). Er ist gedacht als ein majestätischer Kasten mit Rahmenwerk und Füllung und erregt schon durch das überreiche, geschmackvolle dekorative Beiwerk von Sockel und Deckel die allergrösste Bewunderung. Drei gleich dekorierte Sarkophage, aber ohne Figurenschmuck, sind in derselben Grabkammer mit unserm gefunden worden. Die bildlichen Darstellungen namentlich der Langseiten (Alexanderschlacht gegen die Perser, Alexander mit Griechen und Persern im Löwenkampfe) wurde nach Einzeldarstellung und Komposition genauer besprochen, auch das Mosaik der Alexanderschlacht und der Wiener Amazonensarkophag (aus Cypern stammend) beigezogen.

Die Frage nach der Persönlichkeit, für welche dieser Sarkophag bestimmt gewesen, und die sehr aus einander gehenden Lösungen, so weit sie bis dahin versucht waren, erörterte hierauf der Vortragende. Sie hängt mit von der schwierigen Deutung der Giebelreliefe ab. Dass auf den grossen Reliefen die Gestalt Alexanders des Grossen vorkommt, steht ausser Zweifel: aber er ist nirgends die Hauptperson; dies ist vielmehr ein Vornehmer in persischer Kleidung. Noch immer hat die Vermutung von Studniczka, die jetzt auch von Furtwängler gebilligt wird, am meisten für sich: dass der in diesem Sarkophag Beigesetzte der seit dem Jahre 333 an Stelle Stratons II. zum König von Sidon ernannte Abdalonymos war, ein Sprosse des alten sidonischen Fürstengeschlechtes.

Was dem Alexandersarkophag einen besonderen Reiz verleiht und den Beschauern des Jahres 1892 noch in voller Frische zur Anschauung kam — ein Eindruck, der manchen gerade zu gespenstisch erschien — das ist die Bemalung der Figuren. Denn bei dem dicht gedrängten Relief trägt der Hintergrund keine Farbe, nur die Figuren, während beim lykischen Sarkophag z. B. der Grund blau gemalt ist. Verwendet sind ohne alle Schattierung und Mischung folgende Farben: Gelb, Blau, Violett, Purpur, Hellrot, Rotbraun, vielleicht etwas Schwarz. So hat der eine persische Bogenschütze ein purpurnes Obergewand, die anliegenden Teile fein rot und blau karriert, die Tiara ist violett mit rotem Futter, der Mantel blau, die Ärmel purpurn; der nackte Grieche auf dem Jagdbilde trägt auf dem linken Arm einen hellroten Mantel; Alexanders Untergewand ist purpurn, Obergewand und Gürtel gelb, die Schuhe purpurn und der Brustriemen des Pferdes scharlachrot. Die Augen, vortrefflich im Ausdruck der Seelenstimmung, sind bei den Persern blau, bei den Griechen braun. Dass aber deshalb der Künstler mehr Maler als Bildhauer gewesen, ist eine unhaltbare Behauptung.

Hamdy-Bey, aus vornehmer Familie stammend — sein Vater Edhem Pascha war Grossvezier — hat seine wissenschaftliche Ausbildung in Frankreich erhalten, wo er 15 Jahre zubrachte. Seit 1881 wurde er Dethiers Nachfolger als Direktor der Museen.

Sein Verdienst ist es, die grossartigen Kunstwerke von Sidon rasch und energisch geborgen und vor Verschleuderung bewahrt zu haben; wie schlecht es in der Umgegend des Fundortes mit der obrigkeitlichen Aufsicht bestellt ist, zeigt der von ihm mitgeteilte naiv-dreiste Bericht eines Antiquitätenhändlers an den Univers vom J. 1890: »Je me plais à passer presque toutes mes nuits au sein des décombres avec mes fidèles ouvriers. Aussi nous arrive-t-il fréquemment, dans mes fouilles clandestines et souterraines, de courir le risque d'être écrasé sous les éboulements; mais rien n'ébranle notre courage. A peine échappés au danger, nous poursuivons nos fouilles avec une nouvelle ardeur.

Von den Kunstwerken aber, die vor mehr als 2000 Jahren die Besitzer in die Tiefe der Erde gebettet, um diese Prachtstücke für immer den Blicken der Welt zu entziehn, galt, was unser deutscher Dichter einst von einem schlichteren Werk der Kunst gesagt: Wie reizend alles, und ein sanfter Geist des Ernstes doch ergossen um die ganze Form — Ein Kunstgebild der echten Art! Wer achtet sein? Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst. Jetzt haben die Sarkophage ein besseres Schicksal erlebt: die Toten haben ihre Schätze herausgegeben und die Lebenden erfreuen sich ihrer als neuer und kostbarer Zeugen, wie unerschöpflich an Gedanken und Formen der griechische Geist gewesen ist. (Das Publikationswerk ist jetzt vollendet.)

Böckel, Über die dritte Studienreise badischer Schulmänner nach Unteritalien, Sizilien und Tunis. 29. X. 96. Karlsr. Ztg. 96 Nr. 517.

Professor Dr. Böckel berichtete über die letzte (dritte) Studienreise badischer Schulmänner, welche unter der Führung von Herrn Professor Dr. v. Duhn aus Heidelberg vom 27. Februar bis 3. Mai dieses Jahres mit demselben glänzenden Erfolge wie die beiden früheren ausgeführt worden ist. Der Vortragende gedachte dankbar Ihrer Königlichen Hoheiten des Grossherzogs und der Grossherzogin, der Grossh. Regierung und der Oberschulbehörde, welche diese Studienreise in so hochherziger Weise ermöglicht und gefördert haben, ganz besonders aber des Führers der Expedition, dessen Gewandtheit, Energie, Personen- und Sachkenntnis es zu verdanken ist, dass das sorgfältig durchdachte Programm mit grösster Konsequenz durchgeführt und in verhältnismässig kurzer Zeit eine Fülle von wissenschaftlicher Anregung gewonnen werden konnte, wie sie dem einzelnen sonst nur bei längerem Aufenthalt zu erwerben möglich ist. Grosse Verdienste um die Teilnehmer hat sich auch Oberbaudirektor Durm erworben, der von Syrakus ab bei den antiken und mittelalterlichen Bauwerken von Sizilien in ausgezeichneter Weise die Führung übernahm.

Der Redner konnte bei dem reichen Stoffe nur einzelne Punkte eingehender behandeln. So überging er denn den Aufenthalt in Genua, Sestri, Pisa, Rom und Neapel, um etwas genauer die letzte bedeutende Ausgrabung in Pompeji zu schildern, das Haus der Vettier. Eine grosse Anzahl von Photographien, welche der Freundlichkeit des Herrn Professors Dr. v. Duhn verdankt wurden, gaben ein Bild von den einzelnen Stadien der Ausgrabung, von der Ausschmückung des gartenartigen, jetzt wieder in frischem Grün prangenden Peristyls, von den grösseren Wandgemälden und von den künstlerisch hochbedeutenden Wanddekorationen des einen Zimmers; in wahrhaft genialer Weise ist ein kleiner Fries mit Amorettendarstellungen behandelt: Eroten bei der Weinlese, beim Ausschank des Weines, bei der Ölbereitung, beim Walken von Tüchern, bei der Goldschmiedarbeit, beim Blumenwinden, beim Wettrennen beschäftigt. Eine Schilderung des Besuchs von Cumä, Pästum, Metapont, Tarent und anderer unteritalienischer Städte gab Anlass, die Schicksale der griechischen Kolonisation in

Unteritalien zu berühren, während die höchst interessante Reise nach Apulien, insbesondere nach Bari, Bitonto, Trani mit ihren merkwürdigen Domen den Blick auf die mittelalterliche Architektur lenkte und zahlreiche Erinnerungen an die Zeit der grossen Hohenstaufenkaiser wach rief; noch heute ragt das verwahrloste, aber grandiose Jagdschloss Friedrichs II., Castel del Monte, in einsamer Grösse trotzig über die apulische Ebene empor.

Aus der sizilischen Reise griff der Vortragende namentlich Syrakus heraus. Er gab einen Überblick über die Geschichte der Stadt, die aus der kleinen Ansiedelung auf der Insel Ortygia allmählich zu einer Grösse heranwuchs, hinter der an Umfang selbst das kaiserliche Rom zurückstand; er schilderte einzelne Bauwerke, wie die alten dorischen Tempel, das Theater mit seiner entzückenden Aussicht und die merkwürdigen Festungswerke des Euryalos aus der Zeit des Tyrannen Dionys' I. In Syrakus war die Gesellschaft Zeuge des Besuches, den unser Kaiser der alten Hauptstadt Siziliens abstattete, und erhielt von Seiner Majestät die Einladung, eines der im grossen Hafen liegenden Kriegsschiffe, die »Kaiserin Augusta«, zu besichtigen. Die Reise hatte von Messina über das paradiesisch gelegene Taormina und über Catania nach Syrakus geführt, von hier ging es weiter in's Innere nach Castro Giovanni und von da zu den grossartigen Tempelruinen von Girgenti, Segesta und Selinus. Zwischen hinein fiel ein achttägiger Aufenthalt in Palermo: das grosse Antiken-Museum wurde studiert, sowie die Baudenkmäler aus normannischer und staufischer Zeit, welche die deutliche Einwirkung mohammedanischer Kunst verraten. Der Monte Pellegrino und der mächtige Eryxberg, die Städte Marsala und Trapani erinnerten an die Herrschaft der Phönizier und die punischen Kriege und dies Bild wurde vervollständigt durch einen fünf Tage dauernden Aufenthalt in Tunis. Neben der modernen Stadt fesselte die Reisenden besonders das alte Karthago und seine hochragende Burg Byrsa, die Hafenanlagen und die zahlreichen und eröffneten Gräber aus punischer und römischer Zeit. Eine treffliche Orientierung über das alte Karthago gab hier einer der Teilnehmer, Herr Direktor Dr. Meltzer aus Dresden, einer der ersten Kenner der karthagischen Geschichte. Ein lehrreiches Bild von der einstigen Blüte der Provinz Afrika bot der Besuch des Bardomuseums und ein Tagesausflug landeinwärts nach den Überresten der antiken Stadt Uthina.

So war neben vielen anderen der eine Hauptzweck der Reise erreicht, nämlich eine Anschauung zu geben von der mannigfaltigen und reichen Kultur der Griechen im westlichen Becken des Mittelmeeres, wie sie sich in friedlicher und feindlicher Berührung mit anderen Völkern, besonders den Italikern und Phöniziern entwickelte: eine notwendige und willkommene Ergänzung zu der Studienreise des Jahres 1892, welche dem griechischen Stammlande und den kleinasiatischen Kolonien der Hellenen galt.

Die Rückreise ging zur See über Sardinien, wo in Cagliari einen Tag Halt gemacht wurde, nach Livorno und von da ununterbrochen weiter nach Basel: hier trennte sich die Reisegesellschaft, um bereichert an Anschauungen und Kenntnissen zu den Pflichten ihres Berufes zurückzukehren.

Der Vortrag würde die Zuhörer ermüdet haben, wenn er nicht durch eine grosse Menge von Abbildungen wäre erläutert worden, die im Saale ausgestellt waren. Es waren grösstenteils Lichtdrucke in ganz vorzüglicher Ausführung und wahrhaft künstlerischer Auffassung aus dem Kunstverlage von Jakob Nöhring in Lübeck. Herr Nöhring hatte selbst die Reise mitgemacht und alle Ansichten — 150 an der Zahl — selbst aufgenommen. Diese Ansichten werden in Kürze mit einem begleitenden Text, zu dem

jeder der Mitreisenden unter der Oberleitung des Herrn Professors v. Duhn seinen Anteil beigesteuert hat, unter dem Titel: Aus dem klassischen Süden, im Kunsthandel erscheinen, und zwar zu dem ausserordentlich billigen Preise von 40 M. Das Werk ist Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog zum siebzigsten Geburtstag gewidmet, und das erste Exemplar der Ansichten konnte ihm bereits im September bei der Huldigung überreicht werden. (Ist 1896 erschienen.)

Hausrath, Über den griechischen Dichter Bakchylides. 3. III. 98. Bad. Land. Ztg. 98 No. 54.

Der Vortragende charakterisierte zunächst die verschiedenen Fundweisen antiker Papyri als Papierschnitzel in Mumiensärgen als wertvolle Mitgabe an Verstorbene in Gräbern, als abgeschobene Makulatur auf den Scherbelbergen egyptischer Städte und sprach die Vermutung aus, dass manche Rolle, die arabische Händler aus egyptischen »Gräbern« hervorgefördert zu haben behaupteten, solchen Schutthalden entnommen seien, wie sie Grenfells Schürfungen jetzt planmässig ausbeuten. Dann schilderte er im Anschluss an die Ausführungen von Wilamowitz die Lebensgewohnheiten und Lebensideale der Kreise, denen Pindar und Bakchylides ihre Lieder sangen und suchte dann von dem neu gefundenen Dichter an der Hand eigener Übersetzungen ein Bild zu geben. Er besprach das Lied von Krösus Rettung im Zusammenhang mit Vasenbildern und mit der bei Herodot gegebenen rationalistischen Fassung. An der Schilderung namentlich von Deianiras unbewusstem Gattenmord suchte er nachzuweisen, dass der poetische Wert des Bakchylides viel höher stehe, als der Gelehrte annimmt, der ihn zuerst dem deutschen Publikum zu vermitteln suchte. Die Erzählung von Theseus Meerfahrt gab Anlass zu dem Nachweis, wie ein bis auf einzelne Nachklänge in der Vasenmalerei verschwundenes altes Märchen sich wieder zusammenfügen lässt. Der kraftvolle Dialog von »Theseus Nahen« schliesslich führte zur Besprechung der Aristotelesstelle, dass aus lyrischen Chören die Tragödie erwachsen sei.

Luckenbach, Die Akropolis von Athen. 25. II. 97. Bad. Presse 97 Nr. 50.

Anschaulich wurde der Vortrag durch eine vortreffliche Rekonstruktion der Burg aus der Vogelschau, die Herr Oberbaudirektor Dr. Durm entworfen hat. Einen Abzug dieser Ansicht erhielt jeder Zuhörer. Der Redner setzte auseinander, wie man an der Akropolis zwei Perioden scheiden müsse, eine, die mit der völligen Zerstörung aller Bauten und Kunstwerke endete — die Perser führten diese Verwüstung im Jahr 480 v. Chr. herbei —, und eine zweite, in der eine gänzliche Neugestaltung der Burg eintrat. Sie knüpft an den Namen des Perikles an und wurde in etwa fünfzig Jahren 450—400 v. Chr. vollendet. Die Gestalt, die damals der Burghügel erhielt, ist in ihren Trümmern noch heute erhalten. Im Einzelnen besprach dann der Vortragende die Bauten der Burg, betonte bei den Propyläen namentlich, wie allen Propyläen des Altertums wesentlich der gleiche Plan zu Grunde liegt und verweilte ausführlicher bei dem prachtvollen Projekt des Mnesikles, das die ungünstigen Zeitumstände nicht zur Durchführung kommen liessen. Beim Erechtheion wurden die alten Kultmale, die mit dem Bau verknüpft waren, besonders betont, und beim Parthenon der bildnerische Schmuck. Mit grossem Geschick hat der Künstler den Zug des Panathenäenfestes verdoppelt. Das Standbild aus Gold und Elfenbein gab Gelegenheit, auf die Kunst des Pheidias näher einzugehen. Die Geschichte der Zerstörung bildete den Schluss des Vortrags, bei dem der Wunsch ausgesprochen wurde, dass es gelingen möge, zukünftigen Geschlechtern wenigstens die jetzigen Überreste zu erhalten.

Luckenbach, Attische Grabreliefs. 20. I. 98. Bad. Land. Ztg. 98 No. 18.

Zur Erläuterung waren an den Wänden zahlreiche Abbildungen solcher Reliefs aufgehängt, die eine Vorstellung von der kunstgeschichtlichen Entwickelung derselben gewährten. Die Abbildungen waren dem grossen, auf 450 Blätter berechneten Werke »Attische Grabreliefs« entnommen, welches von Alex. Conze im Auftrage der Kaiserlichen Akademie in Wien und mit Unterstützung des Berliner Archäologischen Instituts herausgegeben wird, und wovon bis jetzt 225 Blätter erschienen sind. Durch das gütige Entgegenkommen des Herrn Geh. Rates Dr. Arnsperger haben die beiden Landesuniversitäten Exemplare dieses teuren Werkes erhalten. Die ältesten noch vorhandenen Grabmäler reichen in das 7. Jahrhundert v. Chr. zurück; damals waren sie bloss gemalt, später trat eine flache Erhöhung hinzu, die der in voller Lebenskraft dargestellten Gestalt des Hingeschiedenen mehr Körperlichkeit verlieh. Vom 6. Jahrhundert an herrscht das ausgesprochene Relief vor. Die Darstellung bringt nicht bloss den Toten allein, sondern den Gatten, Vater, Sohn dazu, manchmal auch eine Art von Familiengruppen. Am verbreitetsten sind Grabmäler mit 2 Figuren; gewöhnlich ist der (oder die) Verstorbene sitzend dargestellt, der Gatte steht vor ihm und reicht ihm freundlich die Hand, eine Szene, die etwas recht Gemütvolles hat, namentlich in den Reliefs des 5. Jahrhunderts, die schon sehr kunstvoll ausgeführt sind. Die Szene ist keine Abschiedsszene, sie hat keinen Bezug auf den Tod, sie soll einfach das herzliche Verhältnis ausdrücken. Die Figuren sind im Profil dargestellt und kümmern sich nicht um die Aussenwelt. Im 4. Jahrhundert wird die Auffassung äusserlicher; die Gestalten erscheinen von vorne gesehen, sie blicken den Beschauer an, von einer Figur wurde gesagt, sie sitze da, als wolle sie sich photographieren lassen. Statt der Handreichung kommen Genreszenen, eine Verstorbene, die sich von einer Sklavin die Sandalen anziehen lässt, ein Jüngling, dem ein Sklave den Staub der Palästra abschabt, ein Kind, welches seine Mutter um einen Vogel bittet und Ähnliches. Allmählich treten die Figuren immer plastischer hervor, bis sie fast völlige Statuen sind, die Umrahmung wird stärker ornamentiert, man könnte von förmlichen Grab-Kapellen sprechen. Plötzlich, an der Wende des 4. und 3. Jahrhunderts v. Chr., hört dieser Kunstzweig ganz auf. Man wusste sich dies lange nicht zu erklären, jetzt ist erforscht worden, dass ein attischer Herrscher, Demetrios Phalereus, der von 317 bis 307 regierte, den Luxus der Grabmäler verbot und einfache Formen einführte, die die ganze Folgezeit ausfüllen. Es ist merkwürdig, dass nach dem Abgang dieses Herrschers keine Rückkehr zur alten Sitte erfolgte, die politischen Umwälzungen, die Verarmung des Landes trugen wohl dazu bei. Die neue Kunstblüte Kleinasiens, die wir durch die Pergamenischen Bildwerke kennen lernten, hat Attika nicht mehr berührt.

Luckenbach, Über eine neu entdeckte Stadt (Priene). 31. III. 98.

Die neu entdeckte Stadt ist Priene an der kleinasiatischen Küste. Bekannt war bisher nur der Athenatempel. Nun aber hat sich unter dem Schutt wohlerhalten das ganze Stadtbild auffinden lassen: Die Ringmauern, das Strassennetz von grosser Regelmässigkeit, die Privathäuser, die Heiligtümer, Theater, Rathaus und Marktplatz, alles das ist zum Vorschein gekommen, und zwar vielfach nicht bloss in den Fundamenten, sondern manche mannshohe Mauer steht noch heute. So haben wir zum ersten Male das Gesamtbild einer griechischen Stadt, ein unerhoffter Gewinn für die Altertumskunde. Vgl. Bad. Land. Ztg. 1898 No. 78II.

Luckenbach, über die Lösung zweier Probleme der plastischen Kunst 5. I. 99. Bad. Land. Ztg. 13. I. 99.

Es handelt sich zunächst um das Problem, einen ruhig stehenden Mann darzu-

stellen. So leicht dies heute erscheinen mag, so mühsam haben sich die Griechen von den ersten unbeholfenen Versuchen bis zu den Musterfiguren des Polyklet und Lysipp durchgerungen. An 6 Statuen aus verschiedenen Zeiten der Kunstentwickelung wurde gezeigt, wie dieselbe Aufgabe immer auf's neue angefasst und schliesslich glänzend gelöst wurde. Das andere Problem, eine Gestalt fliegen zu lassen, erscheint theoretisch der Plastik unlösbar. Trotzdem haben zwei bedeutende Künstler es zu lösen versucht. In alter Zeit Archermos, dessen Versuch zwar eines echten Künstlers würdig ist, einer fortgeschrittenen Zeit aber nicht genügen kann. Anders das Wagnis des Päonios, dem es in seiner fliegenden Siegesgöttin gelang, den Eindruck des Fliegens hervorzurufen und der in ihr ein Meisterwerk ersten Ranges schuf.

Uhlig, Von Jaffa zum toten Meer. 27. X. 97. Bad. Land. Ztg. 97 No. 253.

Der Redner begann mit den Landungsschwierigkeiten in Jaffa, liess die wechselnden Szenerien auf der Eisenbahnfahrt nach Jerusalem vor dem Auge vorüberziehen, dann ging er zu dem mächtigen Eindruck der heiligen Stadt selbst über. Eine Anzahl von Photographien unterstützte den Vortrag und gab namentlich von den bedeutsamsten Stätten Jerusalems eine Vorstellung, von der Grabkapelle und den verschiedenen anderen Kirchen bis zu Golgatha und der Himmelfahrtskapelle. Ein kleiner Ausflug führte nach Bethlehem, einer fast ganz christlichen Stadt von etwa 7000 Einwohnern, wo sich die sogenannte Geburtskirche befindet, und ein grösserer nach Jericho und an das Tote Meer. Nicht bloss die Naturschilderungen des Redners waren ungemein anziehend, er hatte auch ein offenes Auge für das im heiligen Lande sich so bunt entfaltende Volksleben bei den christlichen, jüdischen und mohammedanischen Bewohnern des Landes und den aus allen Teilen der Welt zusammenströmenden Pilgern und Reisenden.

Wagner, Griechische Thonfiguren von Tanagra und anderen Fundorten. 19. XII. 95. Karlsr. Ztg. 95, 24. Dez.

Der Vortragende konnte dabei auf die zahlreichen und namhaften Schätze hinweisen, welche die Grossh. Staatssammlung auf diesem anziehenden Gebiete von sämtlichen wichtigeren Fundorten, von Tanagra, von Süditalien und Sizilien und von Kleinasien teils in älteren Beständen, teils als neue Erwerbungen besitzt. Die eleganten Thonfigürchen haben seit 1873, wo man sie in ganz besonderer Feinheit und noch im vollen Schmuck der Farben und Vergoldungen in alten Gräbern von Tanagra in Böotien entdeckte, die allgemeine Aufmerksamkeit in solchem Masse auf sich gezogen, dass selbst unsere Dichter (Kinkel, Wildenbruch) sich ihrer als Stoff zu kleinen Dichtungen bemächtigten. In der ganzen damaligen griechischen Welt meist als Beigaben in Gräbern, seltener, und nur in römischer Zeit (etwa 200 Stücke in Pompeji), in Trümmern von Privathäusern vorkommend, stellen sie Götter und Halbgötter, in der Mehrzahl aber menschliche Wesen, zierliche weibliche Figuren, Jünglinge, selbst gewöhnliche Handwerker, endlich absichtlich hässliche Grotesken vor. Über ihre Bedeutung in den Gräbern ist volle Klarheit nicht erzielt; man nimmt an, dass sie wie alle andern Grabbeigaben, der Seele des Toten zum Gebrauch mitgegeben wurden, die Göttergestalten zu ihrem Schutz, die menschlichen zu hilfreicher Befriedigung ihrer Bedürfnisse oder zu anmutiger Unterhaltung, die Grotesken zur Abhaltung böser Einflüsse. Die Herstellung der Figürchen bildete einen weitverbreiteten Zweig kunstgewerblicher Thätigkeit in zahlreichen Fabriken. Obgleich sie in archaischen Formen schon früh auftreten, ist ihre Glanzperiode doch erst die Zeit Alexanders des Grossen und seiner Nachfolger. Die geschickten Verfertiger holten, wo sie nicht selbständig

erfanden, ihre Motive aus der grossen griechischen Plastik, mehr aber noch aus der damals blühenden hellenischen Malerei.

Im Mittelalter und der Periode der Renaissance tritt die Herstellung kleiner Terrakotten zurück, um im vorigen Jahrhundert in der verwandten Form der berühmten Porzellanfigürchen, welche nun als Zimmerschmuck dienen, wieder aufzuleben. In unserer Zeit erscheinen aber auch wieder die gemalten Figürchen aus gebranntem Thon als Volkstypen und sonstige kleine Charaktergestalten in Italien (Neapel), Spanien (von da auch in Mexico), Ostindien. Im Anfange des Jahrhunderts blüte eine ähnliche Kunstindustrie in Herstellung typischer und zum Teil humoristischer Figuren und Gruppen, auch ernsterer Darstellungen wie der Totentänze, in Basel, veranlasst durch den dortigen Maler Hieronymus Hess (ca. 1815); damals gelangte dieselbe auch in die Bodenseegegend nach Zizenhausen bei Stockach, von wo aus ihre beliebten Erzeugnisse über das ganze badische Land und weit in's Ausland verbreitet wurden. Die Grossh. Staatssammlung ist im Besitz einer grösseren Anzahl ihrer verschiedenen charakteristischen Typen.

Wagner, Über römische Begräbnisse in Worms, 31. III. 98. Bad. Land. Ztg. No. 78 II.

Wilser, Über die Zinninseln. 30. IV. 96. Karlsr. Ztg. 96 Nr. 218.

Die Kassiteriden der Alten liegen im westlichen Ozean, an der keltisch-iberischen Küste. Die Zehnzahl nach Strabo und Ptolemäus passt auf die britannischen Inseln mit den Hebriden, wobei Strabos Unterscheidung an einer Stelle zwischen Kassiteriden und britannischen Inseln sich durch Benützung zweier Quellen erklärt. Die Zinninseln lagen der spanischen Küste gegenüber. Am ersten könnte man an die Scillyinseln denken, diese liefern aber kein Zinn, wie noch heute Britannien, auf dessen Produkt und Export das Altertum angewiesen war. Der Name Kassiteros, schon bei Homer, ist von da zu den vorderasiatischen Griechen, dann bis in's Sanskrit gekommen. Wort und Stoff sind von West nach Ost, aus dem Keltischen vorgedrungen, wie das nach des Vortragenden Nachweis heute acceptiert sei. Wo das Zinn sich im Altertum ursprünglich findet, ist auch der Ausgangspunkt der Bronzezeit zu suchen. Vgl. Ausland 1890 Nr. 20.

Wilser, Der Stamm der Alemannen. 26. XI. 96. Karlsr. Ztg. 96 No. 573.

Seit der Vortragende vor 15 Jahren in einer Sitzung des Vereins zuerst die Ansicht von der skandinavischen Abstammung der Arier ausgesprochen habe, sei diese für die verschiedensten Wissensgebiete hochwichtige Streitfrage allein durch die Rassenforschung entschieden worden, denn selbstverständlich kann das Verbreitungscentrum der blonden, langköpfigen Rasse, aus der alle arischen Völker hervorgegangen sind, nur da sein, wo sich diese am reinsten erhalten hat, das ist auf der skandinavischen Halbinsel. Sprachliche Gegengründe giebt es, wie die Sprachforscher selbst jetzt zugestehen müssen, eben so wenig, wie irgend welche andere. In neueren sprachwissenschaftlichen Werken sei bezeichnenderweise von Asien als Ursprungsland gar nicht mehr die Rede, und viele Vertreter dieser Wissenschaft seien, nach verschiedenen Zwischenstufen, heute ungefähr da angelangt, wo der Vortragende schon vor 15 Jahren stand. Deshalb sollten nachgerade auch die Historiker wünschen, dass die wahre Grundlage ihrer Wissenschaft die Überlieferung ist, und nicht eine völlig in der Luft schwebende, von ihren Urhebern selbst wieder aufgegebene Hypothese. Die Befreiung von dem verhängnissvollen Vorurteil wird für die Geschichte, ganz besonders unsere deutsche, vom grössten Vorteil sein. Während unter dem Banne desselben unsere ersten Geschichtsschreiber, wie Leopold v. Ranke, die Zurück-

führung der neuen deutschen Stämme auf die von Tacitus genannten für ein vergebliches Beginnen erklären mussten, ergiebt sich für die auf die Überlieferung sich stützenden Forscher diese Verbindung fast von selbst. Von der Bedeutung der Überlieferung giebt die Thatsache einen Begriff, dass nach der Zusammenstellung des Vortragenden allein die Auswanderung der Langobarden aus Skandinavien, abgesehen von den altdänischen Volksliedern, von 24 verschiedenen Schriftstellern erzählt wird. Trotzdem zu behaupten, die Langobarden sind nie in Skandinavien gewesen, ist nicht Kritik, sondern das Gegenteil. Wozu haben wir die mit unsäglicher Mühe und grossen Kosten herausgegebenen Monumenta Germaniae, wenn man einem grundlosen Vorurteil zu liebe den wichtigsten Inhalt derselben, die Überlieferung von der Urheimat unseres Volkes, von vorn herein für Lüge erklärt? Auf Grund der ältesten Nachrichten und der Geographie lassen sich für alle deutschen Stämme Verwandtschaftsverhältnisse und Wanderwege ganz genau feststellen. Als Beispiel hatte der Vortragende den auch für unsere engere Heimat, das Grossherzogtum Baden, besonders wichtigen Stamm der Alemannen gewählt. Über diesen Volksstamm herrschen die widersprechendsten Ansichten, von den Historikern wird am meisten derjenigen Baumann's beigepflichtet. Die Beweisführung dieses Schriftstellers ist jedoch schwach, seine Behauptung, Alemannen und Schwaben sei gleichbedeutend, im Widerspruch mit den Quellen. Von verschiedenen älteren und neueren Schriftstellern und Urkunden (Prokop, Jordanis, Geograph von Ravenna, Peutinger'sche Tafel, Laterculus Veronensis, Fortsetzer des Fredegar, Leben der Hl. Chrothildis, den Chronisten Theoderich und Alberich, Xantener Jahrbücher, Walafrid, Hugo von Flavigny, Summarium Henrici, Goldast u. A.) werden zwischen Alemannen und Baiern noch als besonderes Volk die Schwaben im engeren Sinne erwähnt. Nur in einem kann der Vortragende dem genannten Schriftsteller zustimmen, dass nämlich die Alemannen die früheren Semnonen sind. Diese wohnten nach Ptolemäus und Vellejus zwischen Elbe, Spree und Havel, waren die Hüter des Stammesheiligtums und galten als Haupt der Schwaben. In diesen Wohnsitzen werden sie zuletzt am Ende des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erwähnt, dann verschwindet ihr Name völlig aus der Geschichte. Dafür tritt zu Anfang des 3. Jahrhunderts am Main ein kriegerisches und zahlreiches schwäbisches Volk auf unter dem Namen Alamanni, d. h. ausgezeichnete Männer, während Semnonen zu Sueben sich verhält wie Samnites zu Sabini. (Die letzten vier Namen sind alle von der gleichen Glanz bedeutenden Wurzel abzuleiten.) Eine Spur des Namenstausches findet sich bei Suidas, der Albaner, worunter dem Zusammenhange nach nur die Alemannen verstanden werden können, und Senonen für gleichbedeutend erklärt. Der Wanderweg aus den Elblanden führte die Semnonen durch die Thäler der Saale, Unstrut, Fulda und Kinzig an den Main, von wo sie sich rheinaufwärts weiter ausbreiteten. Ein Teil der Alemannen, die Juthungen, hat wahrscheinlich den Weg durch die Thäler der Werra, der fränkischen Saale, der Tauber, Jagst, des Neckars und über die Baar an den Bodensee genommen, wo sie wegen ihrer Wohnsitze im Linzgau auch Lentienses genannt wurden. Die Schwaben im engern Sinn, die sich, wie bekannt, von den Alemannen mundartlich wesentlich unterscheiden, sind aus den kleineren suebischen Völkchen, deren Stammesgöttin die Erdmutter war, hervorgegangen, soweit sie nicht, wie z. B. die Angeln, andere Wege eingeschlagen haben. Ihre Wanderung führte von den dänischen Inseln, wo aller Wahrscheinlichkeit nach der heilige See gesucht werden muss, durch die Elbherzogtümer, durch die Thäler der Elbe, Saale, Unstrut, Werra, Rednitz und Wörnitz an und über die Donau. In diese Gegend sind sie wahrscheinlich um die Wende des 4. und 5. Jahrhunderts eingerückt.

Ihre Grenze gegen die später folgenden Baiern bildete der Lech, gegen die Alemannen der Schwarzwald. Das Grossherzogtum umfasste als Stammverwandte beide Völker und wurde bald nach dem einen, bald nach dem andern, zuletzt nur noch nach dem uralten Stammesnamen „Schwaben“ genannt.

B. Badisches.

Bonnet, Niederlassung aus der Steinzeit auf dem Michelsberg bei Untergrombach. 30. IV. 96. Karlsr. Ztg. Nr. 218. Vgl. unten.

Schumacher. Die Ergebnisse der Reichslimesuntersuchung. 4. II. 97. Bad. Presse Nr. 39.

Wagner, Grabhügelfunde bei Salem. 26. XI. 96. Karlsr. Ztg. Nr. 573. Vgl. unten.

Wagner, Ausgrabungen und Neuerwerbungen der Grossh. Altertümer-Sammlung. 25. XI. 97. Karlsr. Ztg. 97 Nr. 518.

Geh. Rat Wagner berichtete zunächst über die neusten Grabhügeluntersuchungen bei Salem und Liptingen. (Vgl. unten).

Eine dritte Grabhügelgruppe, von Herrn Ingenieur Bonnet entdeckt, wurde im Dörnigwald zwischen Weingarten und Blankenloch im Juli zum Teil ausgegraben. Es fanden sich dort verschiedene Hals-, Arm- und Fussringe von Bronze und Thongefässe von verschiedener Gestalt, welche auf verschiedene Perioden schliessen lassen. Besonders bemerkenswert waren zwei sehr grosse und dicke Armringe von mattschwarzem kohle-artigem Stoff, wie deren auch sonst schon in Grabhügeln des Oberlandes gefunden wurden, ohne dass man bis jetzt die Herkunft des Rohmaterials zu bestimmen wusste.

Schliesslich wurde eine weitere, ebenfalls von Herrn Bonnet bei Weingarten veranlasste Ausgrabung besprochen, deren Ausbeute sich in der Grossh. Altertümersammlung befindet. Östlich vom Dorfe nämlich ragen an der Strasse nach Jöhlingen in nassem Wiesenterrain noch epheubewachsene Mauerreste der einstigen Burg Schmalenstein hervor. Eine Grabung in ihrem Bereich führte auf einen mit Brandschutt gefüllten Raum, in welchem allerlei charakteristische Stücke aus gothischer Zeit, eiserne Thürbänder und Schlösser, Schlüssel, Ofenkacheln, Töpfe u. dergl. verborgen lagen. Besonders beachtenswert erschienen zwei grüne quadratische Ofenkacheln, auf welchen je ein im Turnier ansprengender Ritter in der Turnierrüstung von Ross und Reiter aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts dargestellt war. Auf dem an der Brust gehaltenen Schild trug der eine das badische, der andere, wenn auch nicht ganz deutlich, das württembergische Wappen. Dazu kam als hervorragend schätzbares Stück eine noch auffallend gut erhaltene eiserne Beckenhaube aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, noch mit der Vorrichtung zum Befestigen des drahtgeflochtenen Nackenschutzes und des leider fehlenden Visiers. Bedauerlicher Weise hat das fast an der Oberfläche sich zeigende Grundwasser weitere Arbeit auf dem vielleicht noch ergiebigen Boden unmöglich gemacht.

Wagner, Über Neuerwerbungen der Grossh. Altertümersammlung (Ausgrabungen von Bodman etc.), mit Vorzeigung der Funde. 27. X. 98. Bad. Land. Ztg. 30. X. 98.

Geh. Rat Dr. Wagner gedachte zunächst der Ausgrabungen, die durch Herrn Prof. Dr. Schumacher und durch Herrn Ingenieur Bonnet im Laufe des Jahres vollzogen wurden, und worüber weitere Mitteilungen vorbehalten bleiben. Sodann ging

er näher auf die Neuordnung der vorgeschichtlichen Abteilung der Altertümer-Sammlung ein, die in den letzten 2 Jahren durchgeführt wurde. Die Gegenstände liegen jetzt so, dass der Beschauer die wechselnden Formen der verschiedenen Zeitalter vor sich hat und sie vergleichen kann. Da man die Dubletten herausnahm, ist alles näher zusammengerückt und übersichtlicher geworden. Auch ist dafür gesorgt, dass, wo es nötig wird, neue Funde sich unschwer einreihen lassen. Ein Katalog, worunter man jetzt ein grosses, illustriertes Werk mit genauer wissenschaftlicher Darstellung der Funde versteht, ist in Aussicht genommen, doch wird bis zu seiner Herstellung noch geraume Zeit vergehen. Ein Führer, nämlich eine handliche Übersicht, erscheint als unnötig, da alle Gegenstände genau überschrieben und mit Erläuterungen, teilweise auch mit Lageplänen der Fundorte versehen sind, dass das Verständnis leicht ist. Die allgemeinen Gesichtspunkte geben Plakate, die im Saal aufgehängt sind.

Über die Ausgrabungen in Eichtersheim und Bodman vgl. unten.

II. Mittelalter und Neuzeit.

Brunner, Archivalisches. 31. III. 98.

Brunner, Über den Stand der heimischen Geschichtsforschung in Baden. 1. XII. 98. Bad. Land. Ztg. 11. XII. 98.

Zuerst besprach Redner die Werke zur allgemeinen badischen Geschichte und betrachtete dann die Geschichtsforschung in den einzelnen badischen Landesteilen vom Mittelalter bis in unsere Zeit. Von der überraschend reichen Fülle der hierher gehörenden Arbeiten wusste der Redner ein übersichtliches Bild zu geben. Auch auf dem Gebiet der Lokalgeschichte zeugen die zahlreichen Veröffentlichungen von dem regen Interesse, das in unserem Lande historischer Forschung entgegengebracht wird. Bei der Besprechung des heutigen Standes der Forschung wies Redner besonders auf die Punkte hin, die zu weiterer Bearbeitung auffordern. Eingehende Würdigung fand die Thätigkeit der bad. historischen Kommission; willkommene Aufschlüsse wurden über die hist. Schätze des Generallandesarchivs und des fürstlich fürstenbergischen Archivs gegeben. Zum Schluss sprach Redner über die Wechselbeziehungen Badens zum Ausland in der Geschichtswissenschaft.

Cartellieri, Die Machtstellung Heinrichs II. von England. 26. I. 99. Bad. Land. Ztg. 31. I. 99.

Der Redner führte etwa Folgendes aus: Heinrich II. war der Sohn des Grafen Gottfried von Anjou und der Mathilde, Tochter Heinrichs I., Herzogs der Normandie und Königs von England, die in erster Ehe mit Kaiser Heinrich V. vermählt gewesen war. Seine Machtstellung erreichte ihren Höhepunkt in den Jahren 1175—1183 und in diesen Jahren muss man sie betrachten. In Deutschland ist diese Periode der englischen Geschichte seit etwa einem Menschenalter stark vernachlässigt worden, sehr zum Schaden eindringender Kenntnis der weltgeschichtlichen Zusammenhänge. Die Gebiete, die Heinrich beherrschte, waren ungemein verschieden. England gab ihm den Königstitel. Hier hat seine Regierung dauernde Spuren zurückgelassen. Hervorragend waren die straffe, technisch hervorragende Durchführung des Lehenswesens und des normannischen Verwaltungsrechtes, sowie die Schöpfung eines geschäftserfahrenen Amtsadels. Irland wurde, freilich nicht endgiltig, unterworfen, Wales und Schottland konnten sich Heinrichs Einfluss nicht entziehen. Damals durfte man zuerst mit einem gewissen Rechte von Grossbritannien sprechen. Auf dem Festlande

gehorchte Heinrich über die Hälfte des heutigen Frankreich. Seiner Mutter verdankte er wie England, so die Normandie, seinem Vater Anjou, Maine und Touraine. Die Grafschaft Bretagne verwaltete er für seinen Sohn, der die Erbin heiratete. Durch seine Frau Eleonore, die geschiedene Gemahlin König Ludwigs VII. von Frankreich, erhielt er den grössten Teil des alten Aquitaniens, besonders die Herzogtümer Guyenne und Gascogne. Heinrich war der grösste Vasall, den es zu seiner Zeit überhaupt gab, und sein Lehensherr, der König von Frankreich, war viel weniger mächtig als er. Von seinen Töchtern verheiratete er die eine an Herzog Heinrich den Löwen von Sachsen und wurde damit der natürliche Bundesgenosse der welfischen Opposition in Deutschland. Eine andere Tochter wurde Königin von Kastilien, eine dritte Königin von Sizilien. Heinrichs Beziehungen zum Papsttum waren trotz der Ermordung Thomas Beckets, die ihm zur Last gelegt wurde, nicht schlecht, da ihn der Papst gegen das staufische Kaisertum auszuspielen suchte. Er dachte sogar daran, in Italien festen Fuss zu fassen und die Kaiserkrone zu erwerben. Aber mitten aus weltumspannenden Plänen heraus musste er seine Kräfte im Kampfe gegen die eigenen unbotmässigen Söhne aufreiben. Der König von Frankreich, Philipp II. August, zog aus dieser Zwietracht Nutzen und trieb Heinrich II. in einen unrühmlichen Tod. Das grosse angiovinische Reich hat auf der Karte Europas keine Spuren hinterlassen, aber Heinrichs Wirksamkeit war darum nicht vergeblich. England bewahrt ihm eine dankbare Erinnerung und kann wohl zu seinem Ruhme sagen, er sei der erste moderne Herrscher der Geschichte gewesen.

Hamm, Zur Geschichte des deutschen Waldes. 25. III. 97.

Der Vortragende entwarf ein Bild des deutschen Waldes, wie ihn die Römer bei ihrem Eroberungszuge als Urwald gefunden hatten und ging dann über auf die Ausbildung der Eigentumsverhältnisse von der Völkerwanderung bis auf den heutigen Tag. Die im Gau- und Markgenossenschaftsbesitze gewesenen Waldungen sind später mit geringen Ausnahmen in Gemeindewaldungen, und diese zum Teile wieder zu Privatwaldungen aufgeteilt worden; unter den Karolingern fand eine Ausscheidung derjenigen Waldungen als Reichsforste statt, welche für die unmittelbare Benützung durch die Bewohner für entbehrlich erachtet wurden; durch Lehen, Schenkungen und Kauf ging ein grosser Teil dieser Reichsforste in die Hände der Paladine, Vasallen, Klöster etc. über, vieles Waldgelände wurde auch für den landwirtschaftlichen Betrieb urbar gemacht (Gründungen von Klöstern, kaiserlichen Höfen etc.), der Hauptstock ist noch als Staatsdomänial- und Fideicommisswald vorhanden. Hatte die Ausscheidung ursprünglich mehr zu Jagdzwecken des Kaisers stattgefunden, so trat mit der zunehmenden Bevölkerung doch bald die hauswirtschaftliche Benützung hinzu. Von hoher Bedeutung waren allenthalben bis in die neueste Zeit neben der Jagd die übrigen Nebennützungen des Waldes, insbesondere die Weide, die Bienenzucht, die Gewinnung von Wildobst, Gerbrinde, Laub und Harz. Die forstliche Bewirtschaftung war zur Römerzeit eine ungeregelte Femelung, wer Bau- oder Brennholz brauchte, liess es sich im Genossenschaftswald (in der Regel gegen Erlegung einer Natural- später Geldgebühr) vom forestarius anweisen; daneben hatten die Hofstellen noch etwas, aus dem Gemeinbesitz ausgeschiedenen Privatwald, in dem man vorzugsweise das Brennholzbedürfnis befriedigte. Es lag in der Natur der Sache, dass die den Siedelungen zunächstgelegenen Waldungen wenigstens bei der Holznutzung am stärksten in Anspruch genommen wurden, während in den entfernteren Lagen der Urwald erhalten blieb und dort nur selten ein zu besonderen Zwecken geeignetes Stück zum Hiebe kam. Neben den noch heute unsere Waldungen bewohnenden Tieren sind als hervorragende Vertreter der

jagdbaren Tierwelt zu nennen: das Wisent (dem Bison ähnlich), der Ur (Auerochs, grauer Stier mit weissem Rückenstreifen), das Elen (heute in Deutschland nur noch im Ibenhorster Forst vorhanden), die Bären und Wölfe. Das Recht zur Jagd wurde im Laufe der Zeit zu einem Hoheitsrechte des Kaisers und des Adels etc. ausgebildet und als solches auch auf dem fremden Gebiete bestellt. Die Waldungen, in denen derartige Jagdrechte bestanden, hiessen Bannforste, später bezeichnete man damit auch solche Waldteile, welche gegen Weideverbiss und sonstige Nutzungen im Interesse der Waldpflege geschont werden mussten und zu dem Ende meist mit einem lebenden oder toten Hage umgeben waren (Hagin, Hain, Haginbürger, Hainbürger, hägen, hegen.) Der Jagd wegen wurden die Bäume, welche Früchte für das Wild trugen, durch Androhung schwerer Strafen geschützt (bärhafte Bäume, Mastbäume waren Wildobst, samentragende Eichen und Buchen, später bezeichnete man als Mastbäume auch Nadelhölzer von hervorragender Länge und Stärke, die man schützen wollte.) Etwa von 1300 an suchte man eine Regelung zwischen Holzproduktion und Holzkonsum herbeizuführen, man schränkte den Konsum ein, kontrollierte ihn, schliesslich kam man auf die Regelung der Hiebsführung und auf die Unterstützung der Verjüngung, welche vorher dem Zufall durch Stockausschlag und natürlichen Samenabfall anheimgegeben war, durch Saat, später auch durch Pflanzung. Die den Ortschaften näher gelegenen Waldungen wurden in Jahresschläge eingeteilt, während allem Anscheine nach die entfernter liegenden in femelartiger Weise d. h. durch Auszug von Einzelstämmen für den Gebrauch als »Bauwholzwald« weiter bewirtschaftet wurden. Da die Stockausschläge von jungen Individuen besser wachsen als von alten, so wandte man zuerst nur 7 bis 10, später 15 Schläge an, erst nach dem 30jährigen Kriege und dem durch die Veränderung der Bevölkerung bedingten Rückgang des Konsums ging man zu einer höheren Zahl (bis 60) über, bei welcher aber die ältesten Schläge nicht mehr genügenden Stockausschlag, dagegen schon brauchbaren Samen lieferten, und kam damit auf die in den Waldungen mit hohem Umtriebe (Hochwaldungen) heute noch meist übliche natürliche Verjüngung aus dem Samen der Mutterbäume. Der ursprünglich niedere Umtrieb der Ausschlagwaldungen (Masswald) bedingt den Misstand, dass keine Mast mehr für das Wild erzielt werden konnte, man kam deshalb auf das Hilfsmittel, dass bei jedem Jahreshiebe eine Anzahl Stangen übergehalten und im Laufe mehrerer Umtriebe zu samentragenden Bäumen, zugleich aber auch zu stärkerem Nutzholz erzogen wurden. Dadurch ergaben sich für das Ende des Mittelalters drei Hauptformen des Waldes:

1. der Niederwald in einer Anzahl Schläge, von denen jeweils der älteste jahrweise zum Kahlhiebe kam,
2. Der Mittelwald, in dem ähnlich gewirtschaftet wurde, in dem aber samentragende Oberhölzer übergehalten waren, aus denen beim Hiebe des Jahresschlages geeignete Stämme, besonders Nutzhölzer ausgezogen wurden, und
3. der Bauholzwald, ein Femelwald, in dem man sich jederzeit das nötige Bau- und auch Brennholz verschaffte, zählt zum Hochwald.

Im grossen Ganzen bestehen diese Formen heute noch, nur dass man durch Kultur mittelst Saat und Pflanzung die Bestockung zu verbessern und den Ertrag zu heben bestrebt ist und dass die Femelung nur noch auf wenige Standorte, besonders solche, deren zeitweise Entblösung einen Bodenrückgang befürchten lassen, beschränkt war; im übrigen Hochwalde verjüngt man jetzt entweder durch Kahlhiebanbau oder durch eingelegte Lichtungen im sauberen Bestande, welche dem natürlich abgefallenen Samen die Keimung und dem entstehenden Anwuchs die Entwicklung sichern und

denen nach Erstarkung des jungen Bestandes die Abräumung der Mutterbäume folgt; zu dieser natürlichen Verjüngung sind je nach dem Standorte ca. 15 bis 40 Jahre erforderlich. Dazu treten noch eine Menge von Hilfsformen, welche meist die rasche Erziehung thunlichst schaftreiner Nutzhölzer durch Gewährung von Lichtgenuss an die Kronen unter gleichzeitigem Schutze der Bodengüte zum Zwecke haben.

Mit vollem Rechte werden in neuerer Zeit auch die Wirkungen des Waldes auf die Gesundheit, Sicherheit und Behaglichkeit eines Volkes mehr gewürdigt; unser Altmeister Riehl sagt: »ein waldleeres Land ist ein ausgelebtes Land«. Der Wald reinigt die Luft, vermehrt deren Sauerstoffgehalt, schützt vor Lawinen und Steinschlägen, mildert im Sommer die Hitze, im Winter die Kälte, bricht die Gewalt der Luftströmungen, lässt das Meteorwasser nur langsam herabgleiten und führt dasselbe durch Stamm und Wurzeln dem Boden zu, vermindert dadurch den zu raschen Ablauf, die Abschwemmung und Auswaschung des Bodens und die Überschwemmung der Thäler bis zu einem gewissen Grade, erhält im Volke den Sinn für Schönheit und Ästhetik und den idealen Schwung für Erhaltung und Ersparung von Holzvorräten für nachfolgende Generationen, sowie endlich den berechtigten Stolz auf einen wohlerworbenen Besitz, den man nur aufzusuchen braucht, um alle Sinne des menschlichen Körpers eine angenehme Empfindung geniessen zu lassen. (Beschäftigung des Auges, das Säuseln der Blätter, die Tierlaute, der Geschmack von Waldfrüchten, der erfrischende Harzgeruch, das Gefühl der Kühle und des Schutzes gegen kalte Luftströmungen u. A. m.) Der Wald erfüllt auch hier ein Bedürfnis der deutschen Volksseele und glücklich das Volk, wo man der Nervosität der Zeit noch in die zur Sammlung und Erfrischung einladende Ruhe des Waldes zu entrinnen, seinen Sinn der Schönheit der Gotteswelt offen zu halten und ohne Neid und Habsucht auch die begehrenswertesten Holzvorräte zu würdigen, deren Segen zu begreifen und zu geniessen vermag.

Immich, Frau von Maintenon. 26. III. 96. Karlsr. Ztg. 96. Nr. 155.

Der Vortragende ging von der auffallenden Erscheinung aus, dass das Urteil der Geschichtswissenschaft über Frau von Maintenon die seltsamsten Wandlungen erfahren hat. Frau von Maintenon, einstmals auf's schärfste verdammt als ehrgeizige, ränkesüchtige Maitresse, wurde in den letzten Jahrzehnten als fromme, ehrbare Frau, ja fast als eine Heilige gefeiert und erst in neuester Zeit macht sich wieder eine Reaktion gegen die übertriebenen Lobsprüche geltend. Das Schwanken der Auffassung erklärt sich hauptsächlich aus der mangelhaften Überlieferung der Quellen; bis auf den heutigen Tag bestehen trotz zahlreicher Untersuchungen noch Zweifel, ob alle der Maintenon zugeschriebenen Briefe wirklich von ihr herrühren, oder ob sie teilweise gefälscht sind. So lange diese Fundamentalfrage nicht entschieden ist, wird eine abschliessende Charakteristik der Maintenon nicht möglich sein. Immerhin lassen sich aber auch jetzt schon bemerkenswerte Züge aus ihrem Leben und hervorstechende Eigenschaften ihrer Persönlichkeit mit ziemlicher Gewissheit feststellen.

Françoise d'Aubigné, so lautete der Mädchennamen der Frau von Maintenon, wurde 1635 zu Niort im Gefängnis geboren, wohin ihren leichtfertigen Vater Gewaltthaten und Vergehen mannigfacher Art gebracht hatten. Nach einer freudlosen, an Entbehrungen reichen Jugend heiratete sie 1650 den sechsundzwanzig Jahre älteren, fast vollständig verkrüppelten Lustspieldichter Paul Scarron. Die merkwürdige Heirat wurde die Ursache ihres späteren Glückes. Dem durch Geist und Humor ausgezeichneten Manne verdankte die junge Gattin eine gediegene Bildung; in dem Kreise hochgestellter Personen, gefeierter Litteraten und Künstler, die Scarron in seinem Hause zu versammeln liebte, kamen ihre reichen Anlagen zur Entfaltung. All ihr Bestreben war auf die

Anerkennung und den Beifall rechtschaffener Leute gerichtet, und durch die Konsequenz und Energie, mit welcher sie den Gedanken eines vorwurfsfreien Lebens zu verwirklichen und sich ihren Mitmenschen zu Dank zu verpflichten suchte, gelang es ihr, sich eine hochgeachtete Stellung zu verschaffen. Sie fand Eingang in die vornehmsten Familien von Paris. Als Erzieherin der Kinder König Ludwigs und der Frau von Montespan kam sie 1673 an den Hof, wo sie durch ihr kluges, taktvolles Benehmen und durch ein glänzendes Konversationstalent die Aufmerksamkeit des Königs erregte. Es entspann sich zwischen Ludwig und ihr ein Freundschaftsverhältnis, welches sich im Laufe der Jahre immer fester kettete und schliesslich, nachdem die Montespan ganz in Ungnade gefallen und die Königin Maria Theresia gestorben war, zu einer geheimen, kirchlich sanktionierten Ehe führte.

Redner behandelte dann eingehend die pädagogischen Talente der Maintenon, ihre Fürsorge für die von ihr gegründete Erziehungsanstalt junger Mädchen in St. Cyr, ihren eigenartigen religiösen Standpunkt und knüpfte daran eine ausführliche Schilderung ihres Lebens und Wirkens am Hofe. Aufrichtig bemüht, den König glücklich zu machen, eifrig bedacht, ihn von äusserer Werkheiligkeit zu wahrer Religiosität zu bekehren, blieb sie einunddreissig Jahre, bis zu seinem Tode als helfende, tröstende, unentbehrliche Genossin an seiner Seite. Sie hat ihre Macht nie zu selbstsüchtigen Zwecken missbraucht; doch wurde ihr Einfluss auf die Staatsgeschäfte durch allzu williges Eingehen auf die Wünsche Ludwigs verhängnissvoll. Falsch aber wäre es, wollte man sie allein für alle Fehler und Misserfolge der französischen Politik jener Epoche verantwortlich machen.

Nach dem Tode des Königs (1715) zog sich Frau von Maintenon nach St. Cyr zurück, wo sie noch vier Jahre in stiller Beschaulichkeit lebte, ihrer alten Lieblingsbeschäftigung, der Erziehung junger Mädchen eifrig gewidmet. Gestaltet sich heute das Charakterbild der Maintenon reiner und günstiger, als man es früher zu schildern pflegte, so wird doch auch der moderne Forscher sich kaum für sie begeistern. Die Zweideutigkeit und Halbheit ihrer Stellung und der eigentümlich berechnende Zug ihres Wesens lassen keine rechte Sympathie aufkommen, so wenig ihr auch unsere Achtung versagt werden kann.

v. Öchelhäuser, Stilwandlungen in der deutschen Kunst. 28. XI. 95. Karlsr. Ztg. 95 Nr. 380.

Redner giebt zunächst einen kurzen Überblick über die Entwicklung der modernen Kunstwissenschaft, der Winkelmann's Erforschung der Kunst des Altertums die richtige Bahn gewiesen habe. Mit der Vertiefung der Auffassung vom wahren Wesen der Kunst habe sich eine Erweiterung des Begriffes Stil von selbst ergeben, so dass hierunter nicht nur die Summe der formalen Eigentümlichkeiten einer bestimmten Kunstperiode zu betrachten seien, sondern dass der Stil gewissermassen den künstlerischen Niederschlag der Ideen und Kräfte bilde, die das betreffende Zeitalter durchwogen.

Von diesem Standpunkte aus unternimmt Redner nun die Führung durch das weite Gebiet der deutschen Kunst von ihren Anfängen an bis auf unsere Zeit. In knappen Umrissen zeichnet er das Bild der verschiedenen Stilperioden unter strenger Scheidung der Elemente, welche fremden Einfluss bekunden, von denen, welche die Eigenart deutschen Kunstwesens widerspiegeln. An der Schwelle des XIX. Jahrhunderts angelangt, macht die eigentliche Stilentwicklung in Deutschland Halt. Das Zeitalter des Eklektizismus, in dem wir leben, wird charakterisiert, der Unterschied in der künstlerischen Produktionsweise der Vergangenheit von der der Gegenwart näher erläutert und das negative Resultat der bisherigen Bemühungen um einen neuen

deutschen Stil aus dem Mangel eines eigentlichen Stilzwanges hergeleitet. Redner schliesst mit dem Hinweis auf den engen Zusammenhang der neuesten Bestrebungen auf sozialem, wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete und betont dabei die Bedeutung der kunstgeschichtlichen Studien zur Wahrung eines gesunden, objektiven Urteils inmitten der Parteikämpfe des Tages.

v. Öchelhäuser, Kloster Brombach (Bronnbach) bei Wertheim. 14. XII. 96. Karlsr. Ztg. 97 Nr. 5.

Der Redner ging zunächst auf die Geschichte der Abtei ein, welche als eine Tochterstiftung von Maulbronn 1149 gegründet wurde. Diese Geschichte war keine von der politischen Bedeutung Maulbronns. Sie ist im wesentlichen eine wirtschaftliche und künstlerische.

Eine Hauptbauthätigkeit ist quellenmässig bald nach der Gründung bezeugt, deren Reste Teile des Konvent- und späteren Abteibaues, des südlichen Kreuzgangflügels mit anschliessenden Räumen noch heute darstellen. Gegen Ende des Jahrhunderts muss ein Neubau der Kirche und des Kreuzganges erfolgt sein, den wir heute noch besitzen.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts wird die Brunnenhalle, sowie ein neues Sommerrefektorium errichtet, in der zweiten Hälfte desselben erfolgt eine umfassende Restauration des Kirchengebäudes. Den ganzen wohlgeordneten Zustand des Klosters schildert lebhaft im Anfang des 16. Jahrhunderts ein Novize des Klosters, zu dessen Zeit (1517) auch der Noviziatbau vergrössert wurde.

Mit dem Bauernkrieg setzte ein Rückgang des Klosters ein. Erst im Anfang des 17. Jahrhunderts folgte eine Besserung. Der grosse Abteibau neben der Kirche wurde errichtet, auch der grosse Fremdenbau. Aber der Schwedenkrieg brachte schwere Zerstörungen, zum Beispiel des jetzt ganz verschwundenen Lettners der Kirche, des grossen Fremdengebäudes.

Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts waren die Verhältnisse der Abtei wiederum bessere. Die Herstellung der Bauten knüpft sich an den Namen des Abtes Franz Wundert. Vor allem erbaute er das Dormitorium als zweiten Stock des Konventbaus, Wundert's Nachfolger, Joseph Hartmann, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ist der Urheber der grossen Barockbauten im Süden des Klostervierecks: des Refektoriums mit Verbindungsgängen und der Gartenanlage des Krankenhauses, des Gasthauses, des Schreinereibaues. Ferner gehört ihm die Barockausschmückung der Kirche zu. Hartmann's Nachfolger erbaute das neue Renteigebäude 1742.

Zuletzt erfolgte die reiche Rokokoausstattung des Klosters, sowie die Errichtung einiger weiterer Gebäulichkeiten. Bronnbach ist trotz aller Schicksale noch heute wie wenige Klöster Süddeutschlands erhalten. Die gotischen Reste sind freilich fast sämtlich Neu- und Umbauten gewichen. Im übrigen finden sich alle Stile, am unbedeutendsten die Renaissance, den schweren Zeiten, die das Kloster damals durchmachte, entsprechend. Die Kirche bildet eines der grossartigsten romanischen Gotteshäuser. Der Kapitelsaal, Kreuzgang, das Brunnenhaus sind Reste der Gotik bis zu ihrer Blüte, das Krankenhaus und der Josefs-Bau Barock. Redner ging sodann zur ästhetisch-kritischen Betrachtung der verschiedenen Bauten über, wie er dies in umfassenderer Weise in dem vor wenigen Monaten durch ihn herausgegebenen Bande der Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden, den Amtsbezirk Wertheim umfassend, gethan hat. Er bedauerte, dass Teile des Klosters, und nicht die schlechtesten, unter der Ausnützung zu Wirtschafts- und Fabrikzwecken noch zur Stunde schwer leiden.

Rosenberg, Gobelins. 17. II. 98. Bad. L. Ztg. 98 Nr. 42.

Die ältesten Gobelins stammen aus dem 15. Jahrhundert, und sie haben in dieser frühen Zeit schon dieselbe Technik, wie später. Daraus kann man schliessen, dass eine lange, uns unbekannte Zeit vorausgegangen sein muss, in der sich die Technik entwickelte. Die Gräberfunde in Mittelägypten haben zum Teil Aufschluss gebracht, da sie Reste von Bekleidungsstoffen, in die Gobelinsborten eingewebt waren, an den Tag brachten, und der Redner nahm als sicher an, dass eine ununterbrochene Verbindung zwischen dem Altertum und dem Mittelalter bestand, über die uns die nähere Kenntnis noch fehlt. Die Lücke würde vielleicht ausgefüllt werden durch ein näheres Studium der Kirchen- und Klosterschätze. Prof. Rosenberg erklärte nun die Technik der Gobelinsweberei an Zeichnungen und zwei aufgestellten Webstühlen. Es ist eine ungemein primitive, der Geschicklichkeit des Arbeiters alles überlassende Technik. Die Webstühle sind die nämlichen, wie sie schon auf altägyptischen Bildern vorkommen. Der Redner machte darauf aufmerksam, dass man auf den alten Webstühlen auch Gewänder ohne Naht herstellen kann, indem man den Zettel oben und unten über eine Walze oder ein Querholz hinweglaufen lässt, sodass das Ende des Gewebes sich an den Anfang anschliesst. Der Trierer Rock Christi und der Schleier der heil. Jungfrau in Chartres seien sicherlich uralte Gegenstände, da in der Zwischenzeit die Kunde von dieser Art Weberei verloren ging. Unter den neueren Gobelins unterschied der Vortragende drei Perioden, im 15., 16. und 17. Jahrhundert. Die erste ist vertreten durch die Gobelins Karls des Kühnen, die von den Eidgenossen erbeutet wurden und zum grossen Teil in der Schweiz erhalten sind. Sie entstanden unter dem Einfluss der beiden Maler van Eyck und dienten der höfischen Pracht. Deswegen wurden sie auch ins Feld mitgenommen, denn sie konnten jeden Augenblick entfaltet und zu ihrem dekorativen Zwecke verwendet, ebenso leicht wieder eingepackt werden, ihre Entstehung hängt also mit dem Charakter jener wandernden Höfe zusammen. Das 16. Jahrhundert lieferte die sogenannten Arrazzi nach den Entwürfen Raffaels. Der Name kommt von der Stadt Arras, in der die Kunst früher gepflegt wurde; da aber Brüssel jene überholte, so wurden die Raffaelschen Entwürfe in Brüssel bestellt und dort von 1515 bis 1519 ausgeführt. Redner schildert die interessanten Schicksale sowohl der Entwürfe, die jetzt im South-Kensington-Museum in London ruhen, als der Gobelins selbst, die in einem Raum des Vatikans ausgestellt sind. Der Quadratmeter dieser köstlichen Werke kam nach unserem Geld auf 4000 M. Aus dem 17. Jahrhundert führte Redner die Gobelins Ludwig XIV. an, die den Namen »Histoire du Roi« führen. Die französische Gobelinsweberei entstand unter dem Einfluss des Malers Lebrun und strebte die höchste Farbenpracht an, entsprechend dem Innern der Gebäude, die sie zu schmücken hatten. Die Entwürfe zur »Histoire du Roi« stammen von dem Maler van der Meulen, der gewebte Einrahmungen der Bilder in der Art Lebruns anwendete, jedoch die Bilder selbst durch die Luftperspektive dämpfte, um nicht zu grell zu werden und durch die Überladung zu schaden. Der Name der Gobelins kommt von einem Färber Gobelini, dessen Familie sich an einem Nebenflüsschen der Seine, der Bièvre, niederliess; seine Räumlichkeiten wurden später zur Errichtung der Staatsweberei benutzt, aber eine direkte Beziehung Gobelinis zu den Gobelins besteht nicht. Einen Rückblick werfend, erklärte der Redner die Wahl der dargestellten Handlungen und die Art der Ausführung. Karl der Kühne umgab sich mit den Thaten früherer Herrscher und Helden; alle Einzelheiten, bis in die Glanzlichter der Augen und Zähne sind zu erkennen. Raffael schilderte die heilige Geschichte und erstrebte die Wiedergabe des seelischen Ausdruckes. Ludwig XIV. liess seine eigenen Thaten verherr-

lichen und das Bestreben ging auf starke malerische Wirkung. In diesem Sinne kam man bis zur Verwendung von 1440 verschiedenen Tönen zur Herstellung allmählicher Übergänge. An dieser Übertreibung ging die Gobelinsweberei zu Grunde. Es konnten nur noch die geübtesten und geschicktesten Arbeiter gebraucht werden. In unserer Zeit nahm die Gobelinsweberei einen neuen Aufschwung in England, wo man sie praktisch reformierte. Der Redner schloss damit, dass die Kunst der Gobelinsweberei eine dekorative war, wie es jede lebensvolle Kunst stets sein müsse.

Statsmann, Burg und Burgkapelle zu Krautheim. 27. II. 96. Karlsr. Ztg. 96 Nr. 112. 113. Vgl. auch Kunstdenkmäler d. Grossh. Baden IV S. 66 ff.

Wir sind so glücklich, in unserem badischen Vaterlande ein Juwel deutscher mittelalterlicher Baukunst zu besitzen, welches in mehr als einer Hinsicht die aufmerksamste Beachtung in bau- und kunstgeschichtlicher Beziehung verdient. Es ist dies die Burgkapelle der im Ortsbezirk der Stadt Krautheim an der Jagst gelegenen Burgruine Krautheim.* Haben schon im Jahre 1857 die Veröffentlichungen über eine ähnlich angelegte Burg (»Die Burgruine Steinsberg bei Sinsheim«, Beschreibung und Geschichte von Karl Wilhelmi, Stuttgart 1857) berechtigtes Interesse erregt, so dürfte ein solches nicht minder für die Burganlage zu Krautheim angemessen sein. Eine ausführliche Monographie über letztere und deren Kapelle bereitet der Unterzeichnete vor, welchem es vergönnt war, in den Jahren 1888 und 1889 als Adlatus der Bezirksbauinspektion Wertheim eine durchgreifende Wiederherstellung der verfallenen Burgkapelle zu leiten.

Die Burganlage, welche diese Kapelle in sich schliesst, entstammt dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Leider sind wir nicht in der Lage, genau die Bauzeit der Burg anzugeben, und dies »leider« bezieht sich auf die wichtigsten Monumente deutscher, insbesondere süddeutscher Architektur aus dem Beginne des 13. Jahrhunderts. Wissen wir doch in dieser Hinsicht nichts über unsere Hauptdenkmale südwestdeutscher mittelalterlicher Baukunst: das Münster zu Freiburg (Ostteil) und das Münster zu Strassburg, und müssen uns, bis vielleicht bestimmendere Urkunden sich finden, mit Vermutungen begnügen. Sowohl für die letztgenannten Bauwerke als auch für die Burganlage zu Krautheim und deren Kapelle vermögen wir nach dem heutigen Stande der Forschung nur eine zwischen den Jahren 1200 bis 1220 und 1250 liegende Bauperiode anzunehmen, wie sie, mit ihrem weiten Spielraum, auch für das auf die Bauformen zu Krautheim von Einfluss gewesene Kloster Maulbronn vorläufig massgebend ist.

Man scheint in der Übergangszeit von der romanischen zur gotischen Baukunst, also in Deutschland vom Ende des 12. Jahrhunderts bis zum Ende des ersten Drittels des 13. Jahrhunderts (Grenzen: Vollendung des Domes zu Worms und Vollendung von St. Gereon zu Köln) vorsichtiger und behutsamer als zuvor gebaut zu haben, waren doch neue Probleme der Wölbung und Masswerkbildung zu lösen. Hierdurch mag manch ein Bau in seinem Fortschritte sehr gehemmt worden sein (so der Bau des Ostteils des Münsters zu Freiburg i. B. u. a.), was Ursache mit ist, dass wir wenige Bauten datieren können, welche schon am Ende des ersten Drittels des 13. Jahrhunderts fertig geworden sind. Mit der Aufnahme neuer Bauformen, insbesondere mit der Einführung der in Frankreich schon seit dem Ende des 12. Jahrhunderts vorgebildeten (früh-)gotischen Formen beginnt man auch sich schwierigere, umfangreichere Aufgaben zu stellen; die Geistlichkeit verlangt nach weiteren Chor- und Querschiffanlagen, Steigerung des Grössen-

* Sehr merkwürdig ist es, dass W. Lübke dies in seiner »Geschichte der deutschen Kunst« (Stuttgart 1890) nicht erwähnt und dass in weiteren Kreisen über den Bau wenig bekannt ist. Die geschichtlichen und baukünstlerischen Betrachtungen in der Zeitschrift für Württemb. Franken, sowie die Heideloff'schen Aufnahmen sind sehr unzuverlässig. Brauchbarer sind die Mitteilungen in der Württemb. Oberamtsbeschreibung des Oberamts Künzelsau.

eindrucks der Schiffe und gleichzeitig wird der Umgestaltung der Fenster zu erweiterten Lichtzufuhröffnungen besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Alle diese neuen Aufgaben beanspruchten Zeit, Mittel und neue Kräfte; die Zahl der klösterlichen Bauleute (aus den Conversi, Laienbrüdern) wächst rasch, das Bauen wird modischer und methodischer, die Bauhütten mehren sich, der Formenaustausch letzterer unter sich und selbst der Werkleute wird ein reger, kirchliche Mittel und Stiftungen reichen nicht mehr hin zu den opere sumptuoso begonnenen Kirchen; und so wird Kraft und Vermögen der bürgerlichen Gemeinden beansprucht, welche letzteren nun auch gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts, vielfach zu wohlbewehrten und durch Privilegien geförderten und geschützten Städten erstarkt, selbständig Kirchenbauwerke zu begründen und weltliche Werkleute zu verwenden sich anschicken.

In solche Zeit fällt der Burg- und Burgkapellenbau zu Krautheim und es mag dahingestellt bleiben, ob derselbe von weltlichen Meistern oder noch von Laienbrüdern der Krautheim benachbarten Klöster Komburg oder Bronnbach* und Schönthal (beide Sprösslinge des Mutterklosters Maulbronn, 1151 beziehungsweise 1157 im Bau begonnen) errichtet worden. Für die Annahme eines weltlichen Baumeisters (der zugleich ja auch Steinmetz gewesen sein mag) spricht bezüglich der Kapelle die an bedeutsamster Stelle derselben als Träger der Emporenaltare angebrachte Figur eines in weltlicher Tracht gebildeten Werkmeisters, des Magister fabricae, wie er fast in derselben Stellung und Form als Träger am Südportal des Querschiffs des Münsters zu Freiburg vorhanden ist. (Seltsamer Weise von Adler nicht beachtet. Vergleiche »Deutsche Bauzeitung« 1881.) Auch andere Bauteile dieses Münsterteils erinnern an diejenigen zu Krautheim. Ob dieselben schon um 1219 erstellt worden, wie Adler meint, mag dahingestellt bleiben. Im Jahre 1218 soll, wie berichtet wird, der letzte Zähringer, Herzog Berthold V., in »der Kirche« (Münster) beigesetzt worden sein.

In diesem Jahre (so schreibt Adler, ohne Quellenangabe) muss (?) die Kirche zu klein geworden sein. An ihre Stelle trat ein stattlicher Gewölbebau (wann ? d. V.) in spätromanischen Stilformen, von welchem erhebliche Reste noch heute vorhanden sind.** Es ist keine sorgsame Forschungsart, aus der Gleichheit von Bauformen verschiedener Orte auf die Gleichzeitigkeit derselben Schlüsse zu machen. Wenn in Maulbronn die Vorhalle der Klosterkirche nicht vor dem Jahre 1201 erbaut worden ***, vermutlich um 1218, so dürfte die Folgerung immerhin gewagt sein, das Baujahr der Kapelle zu Krautheim etwa in das Jahr 1220 deshalb zu setzen, weil die Bauformen derselben Übereinstimmung mit denen der Maulbronner Paradies-Vorhalle zeigen und in Einigem diese weiter entwickeln. Bis solche Formen aus Maulbronn etwa den umständlicheren Weg über Schönthal oder Bronnbach nach Krautheim gefunden hatten, konnten Jahre vergehen, ebensowohl als dass von Maulbronn direkt Werkleute um 1220 nach Krautheim entsandt worden. Das frühere Mittelalter besonders leidet unter ungünstigen Verkehrsverhältnissen einerseits, anderseits werden solche doch auch überwunden durch die innige Beziehung der Klöster und ihrer Vorsteher unter sich (besonders der Cisterciensерklöster). Wir haben ja auch noch heute Beispiele genug, dass an dem einen Orte ein mit grossen Bauaufgaben bedachter Baumeister in Stand gesetzt ist, alle Errungenschaften moderner Technik zu verwenden, während ein anderer

* Die Ähnlichkeit der Bau- und Zierformen des bald nach 1220 erbauten Ostteils des Kreuzgangs zu Bronnbach mit denen zu Krautheim ist überraschend. Auch die zu Bronnbach beliebte Polychromie der westlichen Kirchenfassadenteile wird zu Krautheim angewendet. (Emporensäule, Palas-Südfenster).

** Adler, D. Bauzeitg. 1881. S. 448.

*** Paulus, Cisterc.-Abtei Maulbronn. Stuttgart 1882. S. 32.

kleiner Baumeister mit kleinen Aufgaben sich abquält und erst viele Jahre später als jener einmal Anwendung dieser neuen Techniken machen kann, ja, dass er mit solchen dann oft herzlich ungeschickt umgeht mangels grösserer Erfahrung und Praxis.

Bewunderungswürdig ist nun, mit welchem Bedacht und mit welcher Liebe und Meisterschaft der Erbauer der Krautheimer Burg und Kapelle (beide erweisen sich als gleichzeitig aufgeführt) seine Aufgabe löste. Wenn Lübke die Komposition und Ausbildung der »Goldenen Pforte« des Domes zu Freiberg i. S. als das Schönste bezeichnet, was deutsche Kunst in der Übergangszeit zur Gotik geschaffen*, so ist nur zu bedauern, dass er die Krautheimer Formen nicht kannte. Wir müssen uns hier versagen, in eine ausführliche Schilderung derselben einzugehen, sagt doch auch das schriftliche Wort wenig und mangelt dem Leser doch in solchen Fällen stets die bildliche Anschauung oder die wirkliche Anschauung der Sache selbst. Hier gilt, und das ist ein Mahnwort zugleich für extravagante gelehrte Forschung, der Hinweis: Saxa loquuntur! Zum Glück sind die Steine noch vorhanden und reden, reden beredte Sprache.

Bezüglich des Ornaments, das haben wir nun vorweggenommen, bietet also die Krautheimer Burgkapelle ihre beste Leistung. Dasselbe ist, wo immer vorhanden, mit vollendetem Ebenmasse gebildet und noch im Banne einer vornehmen Stilisierung, doch mit Spuren zu freierer natürlicher Entwickelung. Im Gegensatz zum belebten, Schwellungen und Buchtungen des Blattwerks zeigenden, flott modellierten französischen Blattwerk der Übergangszeit finden wir zu Krautheim noch vielfach den in der romanischen Zeit üblichen kantigen Blattschnitt, sowie Strenge der symmetrischen Komposition und mehr eine Dekoration der Kernformen als eine Auflösung derselben zu selbständigem Ornament, — freilich auch schon Vorläufer solcher letzteren. Eine nahe Verwandtschaft dieser Ornamentik mit sächsischer (Hildesheim!) ist unleugbar. Vielleicht hat das nahe Kloster Komburg diesen Einfluss vermittelt. Analoge Formen wie die Komburger zeigt unter anderem das Portal der Krautheimer Kapelle. (Knaufornament genau wie an den Komburger Thürmen!). Direkte Vorläufer der Krautheimer Ornamentik mögen die in Bruchstücken vorhandenen Teile der Burgen zu Schweinberg und Schüpf (Grossh. Altertumshalle) gewesen sein. Schweinberg war eine Zeitlang in teilweisem Besitz von Krautheimer Dynasten.

Die Kapelle zu Krautheim selbst ist ein in den Abmessungen nicht sehr grosses Bauwerk von etwa 5,10 m Grundrissbreite und doppelter Länge und Höhe. Der polygonale Chor, welcher an das rechteckige Schiff anstösst, schiebt sich in den Palasbau der Burg hinein, derart, dass der Palassaal über ihn sich hinwegzieht, mit welchem die Kapelle durch eine Seitenempore und einen Gang in Verbindung steht. Diese Seitenempore führt auf die frei in das Kapellenschiff eingebaute Hauptempore, welche vermutlich zum Aufenthalt der Burgherrschaft diente, während der untere Teil des vom genannten Portal aus erreichbaren Schiffes für die Leute diente. Die Besonderheit des Kapellengrundrisses ist die in dieser Zeit häufiger werdende polygonale Chorform (fünf Achteckseiten), diejenige des Aufrisses die eigenartige Emporenanlage, die Wölbung von Schiff und Chor** mit halbkreisbogigen Rippen (zum Teil gestelzt), die Anordnung eines Strebepfeilers auf der Nordseite, die Auflösung der Wandflächen in Bogenöffnungen, die Spuren der Masswerkbildung der Fenster, der Beginn scharfkantiger Profilierungen der Architekturteile, tiefer Profilbuchtungen, das Streben nach kräftiger Schattenwirkung der Profile und endlich das Bestreben der Beseitigung des Horizon-

* Geschichte der D. Kunst. S. 244.

** Maulbronn: Herrenrefektorium! Decor der Rippen mit Sternen, achtteilige Kreuzgewölbe der Ecken.

talismus der Fensterkämpfer und der Beginn energischer ausgesprochener Vertikalgliederungen.

Die Art und Weise nun, wie all dies, zum Teil noch aus dem Borne der Kunst und Technik romanischer Bauweise heraus, naiv und mit Bedacht begonnen wird, ist hier höchst interessant und — wohl auch massgebend geworden für die weitere Entwickelung der Bauformen des Klosters zu Maulbronn seit der Mitte des 13. Jahrhunderts. Ein Vergleich derselben mit jenen beweist dies augenscheinlich.

Nicht nur diese Thatsache allein beweist uns, dass wir es mit dem Werke eines bedeutenden Baumeisters zu thun haben. Der Schluss ist vielleicht unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich, dass der Erbauer des Ostteils des Münsters zu Freiburg zugleich die Arbeiten zu Krautheim ausgeführt hat. Setzen wir nämlich die Erbauung der Krautheimer Kapelle in die Jahre 1235 bis 1245, so konnte dieselbe vom Freiburger Meister besorgt worden sein. Es ist anzunehmen, dass diese Erbauung nicht nach dem Jahre 1245 stattfand, denn in diesem Jahre begann der Bau der Klosterkirche zu Gnadenthal bei Schwäbisch Hall, begründet durch den Bauherrn der Krautheimer Kapelle, mit fortgeschrittenen gotischen Formen. In der Eigenschaft des magister operis der Krautheimer Kapelle wird der Burgherr Konrad von Krautheim anzusehen sein, welcher 1220 erstmals in einer Verkaufsurkunde erscheint (in diesem Jahre verkauft er »den halben Teil der Burg Bieringen« [bei Schönthal], welchen er von seinem Oheim Konrad von Klingenfels gekauft, an Kloster Schönthal) und besondere Vorliebe für Klöster zeigt (er ist öfters Schiedsrichter für solche) und auch selbst zwei Klöster gestiftet hat, das eine zu Hohebach bei Krautheim (1243), das andere zu Gnadenthal (1245); im letzteren hat er auch seine Ruhestatt gefunden. Auffallend ist, dass ausser ähnlichen Formen, wie sie am Münsterostteil zu Freiburg vorkommen, auch die Steinmetzzeichen der Kapelle zu Krautheim mit denen zu Freiburg übereinstimmen; das eine derselben, welches in vielen Exemplaren vorkommt, die alle gleichartig nach Schablone gebildet sind, ein Adlerkopf, hat die Form des Kopfes desjenigen Reichsadlers, welchen die Herren von Freiburg bis 1218 (Herzoge von Zähringen) im Wappen führten. Auch die eigenartig gebildeten Adlerkapitelle des Freiburger Nordtriforiums finden sich genau ebenso zu Krautheim, ferner Profilteile, unter anderen die wurzelartigen Profilausläufe u. a. m. (letztere auch zu Bronnbach und Wertheim).

Von besonderem Interesse ist die ganze Burganlage zu Krautheim selbst. Sie bietet noch heute ein anschauliches Bild einer Burganlage ihrer Zeit. Der trefflich erhaltene und ebenso trefflich erstellte runde Bergfried mit seinen Tuff-Buckelquadern (auf welchen grosse Steinmetzzeichen) und seiner bemerkenswerten, für die Bau- und Kriegswissenschaft höchst wertvollen Einrichtung, gewährt an sich schon eine Fülle des Merkwürdigen.

So bietet denn diese Burganlage mit der Burgkapelle einen wichtigen Beitrag zur Bau- und Kunstgeschichte und zur Geschichte unseres engeren Heimatlandes, und wir haben es unserer Regierung zu verdanken, dass sie uns durch die gründliche Wiederherstellung der Kapelle vom Jahr 1889 dies Kleinod deutscher mittelalterlicher Baukunst auch für fernere Zeit erhalten hat. Für alle Forschenden und Kunstliebenden wird die Burgkapelle zu Krautheim ein Merkmal bleiben, nicht zu klein, als dass man es unbeachtet liese, für die (noch ungeschriebene) eingehendere Geschichte unserer deutschen Frühgotik aber ein mitbestimmender Faktor.

Wagner, Untersuchung der Ruine Schopfeln auf der Insel Reichenau. 30. IV. 96. Karlsr. Ztg. Nr. 218.

Geh. Rat Wagner berichtete über eine im September vorigen Jahres vorge-

nommene Untersuchung der Ruine Schopfeln auf der Insel Reichenau. Am östlichen Ende der Insel, südlich hart an der über den grossen Damm führenden Strasse gelegen, bildet sie noch ein grosses Mauerviereck von 31 auf 19 m, dessen Breitseiten nach Norden und Süden gewendet sind. Die Mauern sind 2 m 50 cm dick aus grösseren und kleineren Findlingen errichtet, an den Ecken mit Randbeschlag, was ihnen ein altertümlich romantisches Aussehen giebt; an den Aussenseiten erheben sie sich noch bis über 9 m Höhe; innen beträgt ihre Höhe nur etwa 5 m, so dass der innere Boden etwa 4 m erhöht erscheint. Die Aussicht, hier etwa im Schutt auf lehrreiche Fundreste zu stossen, verwirklichte sich nicht. Die obere Schuttschicht erwies sich als unbedeutend, vielmehr erschien der ganze Innenraum bis über 3 m Höhe einfach mit Seesand gefüllt, um statt einer Unterkellerung als Schutz gegen die hier häufige Überschwemmung zu dienen. Eine 1 m dicke Quermauer teilte den Innenraum in zwei ungleiche Teile; eine zweite ihr parallele Mauer ging nur bis zur Hälfte in den Innenraum herein. Ohne Zweifel waren die Aussenmauern höher gewesen, das übrige ist als Holzeinbau zu denken. An den Wänden der Quermauer zeigte sich noch deutlich farbiger Bewurf. Eine Reihe von Balkenlöchern an den inneren Wänden der Langmauern wies auf die Abteilung in zwei Stockwerke; im unteren sind noch jederseits zwei Fenster (nicht Schiessscharten) zu sehen, welche an der Innenwand 2 m in's Geviert einnehmend sich nach aussen zu einem Schlitz von 15 cm verengern. Im oberen Stockwerk sind in der Nordmauer drei Fenster, in der südlichen noch eines, in der Hälfte ihrer Höhe erhalten; sie waren später zugemauert worden und als man sie freilegte, zeigten sie sich ebenfalls etwas über 2 m breit und gegen aussen sich bis zu 50 cm verengernd. In ihrem Innenraum führten aber einige sauber gearbeitete Stufen nach der Öffnung gegen aussen, am Mittelfenster waren diese Stufen auch an den Seitenwänden der Fensternische herumgeführt. Am inneren Rande des einen Fenstergewändes waren noch Rundstäbe als Verzierung sichtbar. Die Thüre fehlte und war wahrscheinlich an der schmaleren, viel zerstörten Westseite gegen die Insel hin in der Höhe von einigen Metern angebracht, so dass eine gedeckte Holztreppe zu ihr geführt haben mag; der jetzige von der Seeseite herführende Eingang ist später eingebrochen worden.

Das Ganze stellte sich als eine am Eingang zur Insel zum Schutz derselben, resp. des Klosters errichtete kleine Wasserburg dar, deren Bau in seiner jetzigen Gestalt in den Anfang des 13. Jahrhunderts (wie das auf dem gegenüberliegenden Schweizer Ufer stehende Schloss Gottlieben) zu setzen ist. Wahrscheinlich ist es die Burg des Reichenauischen Ministerialengeschlechts deren von Schopfeln. Sie soll 1382 durch die Konstanzer Fischerzunft zerstört worden sein.

Untersuchung von Pfahlbauten des Bodensees.

(Vgl. Tafel I u. II.)

Von *K. Schumacher.*

Mit Recht ist in Fachzeitschriften und in der Tagespresse des öfteren Klage darüber geführt worden, dass die kulturgeschichtlich so ungemein wichtigen Reste der Pfahlbaudörfer des Bodensees immer mehr verschwinden, ohne dass genaue topographische Aufnahmen ihrer Lage gemacht oder eingehendere Untersuchungen über ihre zeitliche Entwicklung angestellt wären. Grabungen in denselben werden zwar fast jeden Winter, wenn der Wasserstand es nur einigermassen gestattet, von Liebhabern und Händlern vorgenommen und grosse Mengen an Stein- und Horn- (gelegentlich auch Metall)-Geräten zu Tage gefördert, allein diese Schürfungen können mit wenigen Ausnahmen nur als Raubgrabungen bezeichnet werden, da auf die Einrichtungen der Pfahlbauten selbst nur geringes oder gar kein Augenmerk gerichtet wird und vieles, was für die Wissenschaft von grösstem Interesse wäre, so für alle Zeiten unwiederbringlich zerstört wird.

Von solchen Erwägungen geleitet, liess in Ausnützung des ausserordentlich niedrigen Wasserstandes des Winters 1897/98, der teilweise Trockenlegung vieler Pfahlbauten zur Folge hatte, die Direktion der Grossh. Sammlungen an einigen der wichtigeren Stationen des Überlinger Sees unter Leitung des Referenten Aufnahmen und Grabungen vornehmen, worüber im Folgenden in Kürze berichtet sei. Die Grabungen, welche vom 14. bis 26. Februar 1898 währten, erfreuten sich der regsten Unterstützung der Herren Baurat Mattes und Dr. Beyerle in Konstanz, sowie der Freih. von Bodman'schen Verwaltung in Bodman. Die geometrischen Aufnahmen geschahen durch Herrn Stadtgeometer L. Bosch in Konstanz.

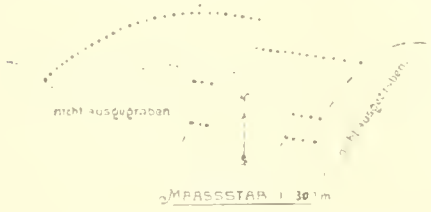
1. Bodman.

Bei Bodman liegen 2 Pfahlbaugruppen, die eine unmittelbar beim Ort, die andere in der äussersten nordwestlichen Ausbuchtung des Sees am »Schachenhorn« (auch »am Damm« genannt). Was über beide Stationen bis jetzt bekannt war, hat W. Schnarrenberger »Die Pfahlbauten des Bodensees« (Konstanzer Programm 1891) in übersichtlicher Weise zusammengestellt. Wir wollen auf die Einzelheiten nicht näher eingehen, sondern beschränken uns in der Hauptsache darauf, die Ergebnisse der neuen Untersuchungen vorzulegen.

A. Lage und Gestalt der Station beim Dorfe. (Taf. I Fig. 2.)

Zum voraus sei bemerkt, dass zur Feststellung der Ausdehnung der einzelnen Pfahlbauten ich mich keineswegs mit der Aufnahme der noch sichtbaren Pfähle begnügte, sondern durch zahlreiche Einschnitte die wirklichen einstmaligen Grenzen zu ermitteln suchte. An vielen Orten ragen zwar noch die alten Pfähle — um ein anschauliches Bild F. Kellers zu gebrauchen — gleich den Überresten eines vom Sturme oder einer Lawine geknickten Waldes aus dem Seeboden hervor, an anderen Orten sind sie aber auch von Schlamm und Geröll überdeckt oder durch den Wellenschlag und das Auffrieren gänzlich beseitigt. Aber selbst in dem letzteren Falle lässt sich meist noch ihr ursprüngliches Vorhandensein nachweisen, da in dem weissgrauen Schlammgrunde die Stellen, wo die Pfähle stunden, durch dunklere Färbung und den eingespülten Sand deutlich bemerkbar sind.* Die auf diese Weise ermittelten Grenzen des Pfahlbaus Bodman erstrecken sich auf der Landseite genau bis in die Linie des jetzigen normalen Wasserstandes**, auf der Seeseite in einer Breite von ca. 30—75 m nicht ganz bis an die sog. Seehalde, den Steilabsturz des flacheren Uferstreifens. Doch muss bemerkt werden, dass nach der letzteren Seite hin das Ende wegen mehrere Meter hoher Schlammüberlagerung und zu starken Wasserandrangs nicht durch Grabungen, sondern nur durch gelegentliche Bohrungen annähernd festgestellt werden konnte. Auch ist es wahrscheinlich, dass wie bei den genauer untersuchten Stationen des Bielersees (vgl. Pfahlbaubericht VIII S. 39 und Taf. VIII [Mitt. der antiq. Gesellsch. in Zürich XX.]), die dem See zugekehrte Seite der Wohnfläche keineswegs immer mit einer scharfen geraden Linie abschnitt, sondern oft unregelmässige Vorsprünge zeigte; der Abschluss der Ansiedlung gegen Nordwesten und Südosten ist durch eine lange Palissadenreihe gegeben, welche offenbar als Wellenbrecher diente. Die Länge des Dorfes betrug darnach ca. 410 m.

Die Pfähle der beiden Wellenbrecher, welche durchschnittlich (von Mitte zu Mitte gemessen) 0,25—0,45 m von einander entfernt stehen, sind meist etwas stärker als die zum Tragen des Hüttenrostes bestimmten Pfähle, da sie meist ca. 0,15 m Durchmesser haben, während letztere zwischen 0,10—0,15 m schwanken. Während aber der südöstliche Abschluss aus einer geraden, senkrecht zum Ufer stehenden Palissadenreihe besteht, bildet der nordwestliche (s. Figur) einen nach auswärts gekrümmten Bogen; nach der Seeseite hin zeigt er eine 1,15 m breite Unterbrechung, welche wohl als Durchfahrtsstelle für die schmalen Einbäume aufzufassen ist. Ausserhalb der nordwestlichen Palissadenreihe wurden keine Pfähle gefunden, ausserhalb der südöstlichen nur wenige vereinzelte, die zum Befestigen der Kähne und zu ähnlichen Zwecken gedient haben mögen.



Innerhalb des Palissadenabschlusses beginnen die ersten Pfähle des Hüttenrostes beim nordwestlichen Abschluss in 2,40—2,70 m Abstand von dem Wellenbrecher, falls nicht eine zweite

* Da der Schlamm (Thonschlick) meist butterweich ist, der Sand dagegen ziemlich Widerstand leistet, liessen sich jene Stellen häufig schon durch Stossen mit einem dünnen eisernen Stab auffinden; doch wurden sie stets auch aufgedeckt.

** Wenn in einzelnen der an den See anstossenden Gärten noch Pfähle gefunden wurden, so widerspricht dies keineswegs obiger Anschauung, insofern diese Gärten früher vom See bedeckt waren und erst mit der Zeit aufgefüllt wurden. Da zu letzterem Zwecke die Erde dem vorliegenden Seeboden entnommen wurde, stiess man hier schon lange vor Entdeckung des berühmten ersten Pfahlbaus bei Meilen im Zürichersee (1853) auf Pfahlwerk und Steinwerkzeuge, ohne dass aber den Funden von wissenschaftlicher Seite Beachtung zu Teil geworden wäre.

Palissadenreihe anzunehmen ist, da die weiteren Pfähle erst in einem Abstand von 1 bezw. 1,70 m folgen. Auch hinter dem südöstlichen Abschluss fangen die ersten Hüttenpfähle in gleichem Abstand an, doch ragte in ca. 18 m Entfernung vom jetzigen Ufer nach der Seeseite zu eine in ihrem Ende nicht festgestellte Baute (wohl etwas jüngerer Zeit) 12 m über jene Palissadenreihe vor. Die Anordnung der senkrecht eingerammten Pfähle im Innern der so umgrenzten Wohnfläche ist eine völlig unregelmässige, wie beistehender (21,40 m langer, 3,20 m breiter) Ausschnitt zeigt, der vollständig abgedeckt ein lückenloses Bild der damaligen Pfahlanordnung giebt (Teil von Schnitt B).

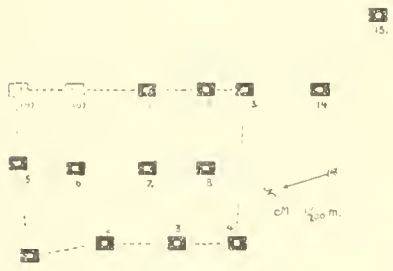
Die durchschnittlich 8—14 cm dicken, meist noch mit der Rinde versehenen Pfähle sind grösstenteils Rundhölzer von Tannen, Forlen, Erlen und all den Baumarten, wie sie noch jetzt die angrenzenden Uferhöhen krönen, zum Teil sind es aber auch gespaltene Eichstämme, auch kleinere Stämmchen von nur 3—5 cm Dicke kommen gelegentlich vor, zum Anbinden der Kähne etc. Die Farbe der Hölzer ist noch die ursprüngliche und sehr frisch, die Festigkeit allerdings meist so gering, dass sie mit der Schaufel leicht durchstossen werden können. Zugespitzt sind sie meist durch Behauen, selten durch Anbrennen. Die Stämme ragen noch höchstens 15 cm über den jetzigen Seeboden empor und sind 2—2,50 m tief in diesen eingetrieben. Auch viele schräg geneigte Pfähle wurden beobachtet, welche offenbar unter der Last des Oberbaues aus ihrer senkrechten Stellung gewichen sind.

Von dem wagrechten Rost, welcher auf diesen Pfählen in einer gewissen Höhe über dem Wasser auflag und in Torfmooren noch hie und da erhalten ist, wurde natürlich nichts mehr in situ gefunden, dagegen lagen auf dem Seegrund noch öfters grössere herabgestürzte Teile desselben: Rundhölzer und starke Prügel, über welche ca. 5 cm dicke und noch 12—15 cm breite Bretter oder massenhaftes Reisig geschichtet war. Alles zeigte des öfteren Brandspuren. Auf diesem, mit einer Lettenschicht gedichteten Wohnboden stunden die einzelnen Hütten.* Über ihre Grösse und Anzahl sind natürlich nur schwache Anhaltspunkte vorhanden, da die Anordnung oder Stärke der senkrechten Pfähle im allgemeinen keine diesbezügliche Rückschlüsse gestattet, doch konnte eine günstige Ausnahme festgestellt worden. Etwa 18,40 m von dem nordwestlichen Wellenbrecher entfernt, fand sich — am Ende des Schnittes A — eine Anzahl senkrechter, zu einem Rechteck angeordneter Pfähle, welche ohne Zweifel die Hauptpfosten einer Hütte darstellen. Während nämlich die anderen Pfähle ringsherum, ebenso wie die wenigen innerhalb des Rechteckes eingerammten Pfähle, Rundhölzer oder roh gespaltene Stämme sind, welche ohne besondere Bearbeitung und Vorrichtung in den Seeboden eingetrieben wurden, sind jene etwas sorgfältiger behauen und mit Grundschwellen oder Schlammleisten versehen, um das Versinken der Pfähle im Schlamm zu verhüten. Diese interessante Einrichtung war meines Wissens bis jetzt noch nicht ganz aufgeklärt, wiewohl F. Keller** Bericht

* Vgl. auch L. Leiner, Fundbericht aus Schwaben VI (1898) S. 10 f.

** Keller, Mitt. XX S. 4. Es ist kein Zweifel, dass in diese durchgehenden Einschnitte die Ständer eingezapft und auf das oben horizontale Gerüste der Wohnboden befestigt wurde.

VIII S. 4) und Heierli (der Pfahlbau Wollishofen S. 1 und 2*) das Richtige vermuteten. Wie vorstehende Zeichnung (S. 29) zeigt, haben die senkrechten Pfähle ca. 1,37 m über ihrem unteren Ende beiderseits einen ca. 4 cm tiefen Einschnitt, welcher auf einem durchlochten Brett aufsass, wodurch ein Tiefereinsinken der Pfähle verhindert wurde. Bei sämtlichen Pfählen des Vierecks liess sich nachweisen, dass diese Querschwellen unmittelbar auf dem alten Seeboden aufsassen, indem sie unter, inmitten oder gelegentlich auch auf der den Seeboden bedeckenden Kulturschicht lagen. Die Länge und Breite der ca. 5 cm dicken Querschwellen betrug durchschnittlich 0,50– 0,60 m bezw. 0,24– 0,26 m, die des ausgestemmten Loches 0,11 bezw. 0,10 m, wie auch die Länge der von Heierli beobachteten Schwellen (mit einem Loche) zwischen 0,50—1,20 m schwankte, während die Masse der Löcher 0,11—0,30 bezw. 0,10—0,15 m betrugen. Schwellen mit 2 Löchern, wie sie sich bei Wollishofen fanden, wurden keine beobachtet. Mit solchen Schlammleisten versehene Pfähle wurden an jener Stelle beisammen 11 Stück, zu einem Rechteck angeordnet, gefunden. Die beiden noch fehlenden Pfähle der Nordostecke (n. 9 und 10) konnten wegen früherer Durchwühlung der Stelle nicht mehr nachgewiesen werden.** Es würde sich so ein Rechteck von 6 m Länge und 4 m Breite ergeben. Da indessen in derselben Reihe mit 11, 12, 13 noch ein weiterer Pfahl (14) zum Vorschein kam, könnte auch in der ebenfalls bereits durchwühlten Südwestecke noch ein Pfahlpaar fehlen und sich das Rechteck auf 7,50 und 4 m erweitern. Der Pfahl 15 gehört wohl einer neuen Hütte an. Zur Annahme, dass durch diese Pfähle die Umrisse einer Hütte bezeichnet werden, veranlasst also die regelmässige Anordnung der Pfähle, ihre sorgfältigere Bearbeitung, sowie die geschilderte Fundamentierung durch Grundschwellen, während andere innerhalb jener Fläche vorgefundene Pfähle diese Erscheinungen nicht zeigen. Von anderwärts festgestellten Pfahlbauhütten sind zu erwähnen in Wauwyl Rechtecke von durchschnittlich 20×12 Fuss (vgl. Pfahlbaubericht III S. 78 f. und V S. 154), in Robenhausen von 27×22 Fuss (Bericht VI S. 248), in Niederwyl von 8×6 m (Ber. IX S. 45), in Schussenried von ca. 10×7 m.



Ein dem unsern ganz ähnlicher Grundriss wurde ferner bei Heimenlachen beobachtet, der im Ber. VIII S. 18 (Taf. IV Fig. 1) folgender Massen beschrieben ist: »Die Grundpfähle 1, 2, 3 und 4 bilden ein etwas unregelmässiges Viereck, ebenso 2, 3, 5 und 6. Beide Vierecke hatten in ihrer Mitte einen Stützpfahl für die über's Kreuz gelegten Tragbalken des Bodens, der sehr deutlich zu sehen war (a). Von den andern Grundpfählen ist nur 8 zum Vorschein gekommen, obwohl jedenfalls in der Gegend von 7 und 9 auch solche standen. Bei 2, 3, 5, 6 war noch ziemlich der ganze Fussboden vorhanden, der aus 2 Zoll dicken und 5—8 Zoll breiten Balken bestand. Es ist nicht wohl möglich, dass jedes dieser Vierecke der Boden einer Hütte gewesen

* Heierli S. 2. »So bleibt denn noch die Annahme übrig, die schon von F. Keller ausgesprochen worden war, dass die Querschwellen, wie wir sie in Wollishofen und an anderen Orten angetroffen haben, dazu dienten, die senkrechten Pfähle, vielleicht je deren zwei, wie sie gewiss nicht selten zusammengestellt wurden, zur Unterstützung der gewichtigsten Teile der Baute, in ihre Löcher aufzunehmen und dadurch dem Oberbau eine grössere Unterstutzungsfläche auf dem weichen Grunde zu sichern, also seine Lage zu einer festeren zu machen.« Vgl. jetzt auch Fundber. a. Schwaben VI (1898) S. 11 (L. Leiner).

** Ausgeschlossen ist natürlich auch nicht, dass die Fläche zwischen $^{5}/_{6}$—$^{11}/_{7}$ überhaupt nicht überbaut war und also 2 ungleich grosse Räume vorhanden waren.

ist, da alsdann eine solche kaum 6 Fuss Länge und 4 Fuss Breite gehabt haben müsste; vielmehr nehme ich an, 1, 5, 7 und 9 seien die Ecken eines Pfahlhauses, das dann ungefähr 96 Quadratfuss Inhalt hat und für eine Familie Raum bietet.«

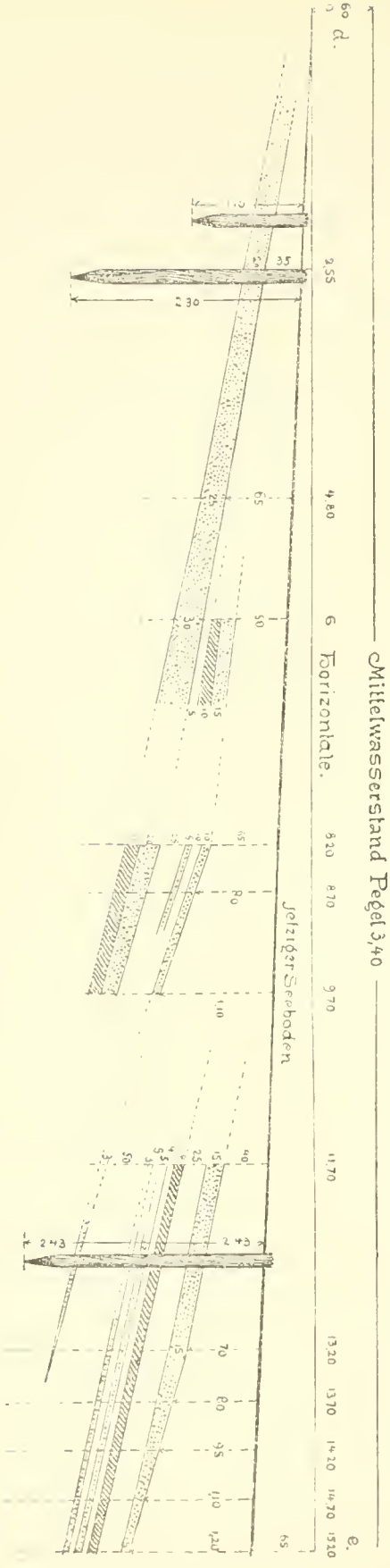
Nach diesen Beispielen, namentlich aber dem von Heimenlachen, dürfte an der Deutung unseres Vierecks als Hüttenstelle kaum ein Zweifel obwalten. Wie die Wände zwischen diesen Hauptpfosten ausgefüllt waren, lässt sich in unserem Falle nur vermuten. Anderwärts hat man übereinander gelegte Rundhölzer oder mit der Kante auf einander gestellte Bretter, auch senkrecht gestellte, gespaltene Eichstämme gefunden, wie sie noch die Blockhäuser zeigen; meist aber war es mit Lehm verkleidetes Flechtwerk von Reisig. Von diesem Lehmfachwerk kommen allenthalben leicht gebrannte Lehmstücke mit Abdrücken der Ruten zum Vorschein, auch bei Bodman an vielen Stellen, aber bei dem beschriebenen Viereck wurden sie nicht angetroffen, so dass die Bildung der Wände hier wohl in einer der ersteren Arten gedacht werden muss.* Das Dach der Hütte bestand jedenfalls aus Stroh, Schilf, Rinde oder Reisig; zu seiner Beschwerung dienten die zahlreichen mittelgrossen Steine, die auf der Kulturschicht gefunden wurden.

Über die Zahl der Hütten, welche auf der Plattform stunden, fehlen bestimmte Anhaltspunkte, um so mehr, da ihre Grösse offenbar wechselte und auch die Stallungen sich an die Hütten anschlossen, wie die vielfach auf dem Seegrund gefundenen Exkremente beweisen. Doch zeigen die schmalen Zwischenräume zwischen den einzelnen Hütten, sowie die gleichmässige Ausbreitung der Kulturschicht zwischen den Pfählen, dass die ganze vom Pfahl-Rost getragene Fläche ziemlich dicht mit Hütten bedeckt war. Es ist also für unsere Station eine Bevölkerung von immerhin einigen hundert Köpfen anzunehmen.

Doch schwankte die Zahl der Bevölkerung in den verschiedenen Zeiten, und nur ein bestimmter Teil der ganzen Fläche war in der Steinzeit, ein anderer in der Bronzezeit bewohnt. Schon Keller hat vermutet (Ber. VIII S. 4), dass die mit Grundschwellen versehenen Pfahlbauten der Bronzezeit angehören und dies hat sich in unserem Falle mit aller Sicherheit beweisen lassen. Als nämlich eine grössere Anzahl von Pfählen an verschiedenen Punkten der Ansiedlung vollständig ausgegraben wurde, liess sich erkennen, dass die Pfähle des beschriebenen Hüttenvierecks und die in der Nähe stehenden weit sorgfältiger zugespitzt sind als diejenigen aus anderen Teilen des Pfahldorfs. Jene zeigen lange und glatte Hiebe, wie sie mit Metallwerkzeugen hergestellt werden können, letztere kurze, unregelmässige Schläge, wie sie sich durch das Behacken mit den Steinäxten ergaben. Zu demselben Resultat führt das Studium der den Seeboden bedeckenden Kulturschichten, denen wir nun eine eingehendere Betrachtung zuwenden müssen.

Bekanntlich findet sich zwischen den senkrechten Pfählen, welche den Hüttenboden tragen, eine mehr oder weniger dicke, meist von Schlamm oder Geröll überlagerte Kulturschicht, die sich während der langen Bewohnungszeit der Pfahlbauten durch die Abfälle der Küche, das Wegwerfen unbrauchbar gewordener Gegenstände, zufällige Verluste und zuletzt durch die Zerstörung der Pfahlhütten auf dem damaligen Seeboden bildete. Wie ihre Einschlüsse von grösster Bedeutung sind, um uns eine Vorstellung des Kulturzustandes der Pfahlbaubewohner zu ermöglichen, so ist die Art und Lagerung der Schichten von grösster Wichtigkeit für die Frage nach der

* Runde Hütten sind bis jetzt in den Pfahlbauten nicht nachgewiesen; wo eine Anordnung der Pfähle im Kreise vorgefunden wurde, stellte sich die Baute nachträglich als Fischreuse heraus (vgl. Ber. VIII, Einleitung S. VII und S. 38).



geschichtlichen Entwicklung der Seedörfer. Es wurden deshalb eine Anzahl Längs- und Querschnitte an verschiedenen Punkten ausgeführt, deren charakteristischsten Erscheinungen kurz besprochen seien.

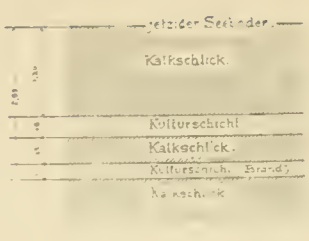
Schnitt B (etwa in der Mitte der Ansiedlung) hatte eine Länge von 52 m bei einer Breite von 1—2,50 m. Die Pfähle beginnen noch 5 m innerhalb des jetzigen Uferlands, das, wie erwähnt, zu Gartenzwecken künstlich erhöht wurde. Die Kulturschicht ist erst in 32 m vom jetzigen Ufer erhalten, bei Punkt o beistehender Zeichnung; sie liegt hier vollständig oberflächlich und ist deshalb zunächst fast ganz zerstört. Ohne Zweifel zog sie sich früher bis ans Ufer heran, aber durch die allmähliche Abtragung des Seebodens durch Wellenschlag und Menschenhand ist sie jetzt beseitigt. Weiter seeeinwärts, wo sich der Boden seit alter Zeit erhöht hat, tritt sie immer deutlicher hervor und zeigt eine durchschnittliche Dicke von 30 cm. In 38 m Entfernung vom Lande, also 6 m vom Punkte o, beginnen sogar 2 Kulturschichten übereinander, die durch eine Letten- und Schlammschicht von 10 bezw. 5 cm Dicke getrennt sind. Die Schlammschicht hat der See allmählich angeschwemmt, die blaue Wasser-Lettenschicht rührt vielleicht vom Abfall des Bodenbelags der Hütten her. Zwischen 40 und 42 m Entfernung teilt sich die obere Kulturschicht wiederum in 2 dünnere, durch eine 10 cm dicke Schlammschicht getrennte Streifen.* Beide Kulturschichten hören in ca. 45 m Entfernung vom Lande auf. Diese Ansiedlung hatte also eine Breite von gegen 50 m. Die Auflösung der einen Kulturschicht in 2 schmälere Streifen ist wohl nur durch ganz zufällige Verhältnisse bedingt, indem die darüber befindliche Fläche vielleicht eine Zeitlang nicht bewohnt war, dagegen hängt die Bildung der 2 Hauptschichten, die nicht nur hier, sondern auch an zahlreichen andern Stellen beobachtet wurde, sicher mit allgemeineren Vorgängen zusammen, um so mehr als fast allenthalben auf der untern Kulturschichte eine Brandschicht gefunden wurde. Wir ersehen also aus Schnitt B, dass wenigstens der mittlere Teil des

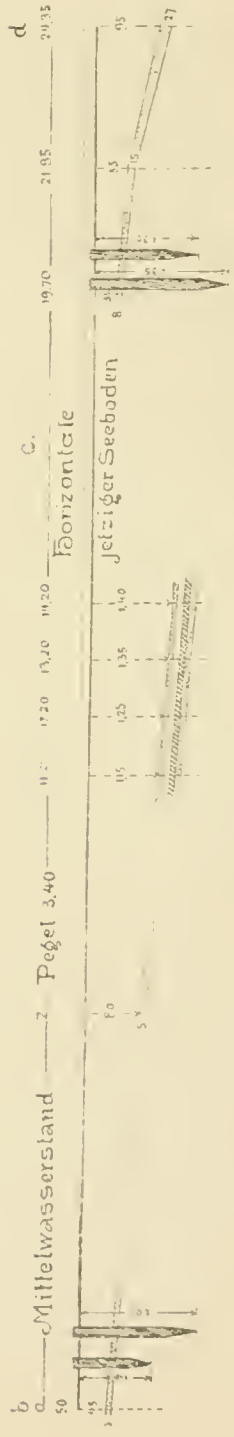
* Die Unterbrechungen der Kulturschichten rühren daher, dass an den betreffenden Stellen durch frühere Grabungen die Schichtenlagerung zerstört ist.

Dorfes einmal durch Brand zu Grunde ging und dann an derselben Stelle eine neue Ansiedlung errichtet wurde.* Wann dies geschah, lehren uns die Einschlüsse der beiden Kulturschichten. In der untersten Schicht wurden nämlich nur rohbearbeitete Steinmeissel, Hornsachen und grobe Töpferware wie Tafel II Fig. 2, 3, 5 gefunden, in der obersten lagen polierte und durchbohrte Beilchen Taf. II Fig. 9, feinere Thonscherben (Tafel II Fig. 1, 4) und Kupfersachen; von Bronze ergab sich dagegen noch keine Spur.

Derselbe Schnitt zeigt uns aber auch, dass in späterer Zeit, als sich bereits eine Schlammschicht von ca. 50 cm Dicke über die Abfallschicht der Kupferzeitstation gelegt hatte, weiter seeeinwärts eine neue Station entstand, deren Ränder sich mit der stein- bezw. kupferzeitlichen berührten. Auch sie muss nach einem Brande wieder aufgebaut worden sein, da auch hier 2, durch eine 25—35 cm starke Schlammschicht getrennte Kulturschichten vorhanden sind, von welchen namentlich die untere wieder starke Brandspuren zeigt. Wenn sich auch hier die untere Schicht in mehrere dünne Streifen teilt, so ist dies wieder nur eine rein örtliche Erscheinung, da sie an mehreren, in der Nähe gelegenen Punkten eine geschlossene Dicke von ca. 20—30 cm aufweist. Dass dieser Teil der Pfahlbaute aus der Bronzezeit stammt, zeigen die vorgefundenen Thonscherben und vereinzelte Bronzegegenstände, von welchen wir gleich sprechen werden. Wie weit sie noch in den See hineinragte, konnte wegen der bedeutenden Überschlammung und zu grossen Wasserandrangs nicht festgestellt werden; da bis zur Seehalde aber noch über 70 m ist, hatte sie noch viel Raum zur Entwicklung.

Schnitt A (beistehend), welcher am nordwestlichen Anfange der Pfahlbaute ausgeführt wurde, hatte eine Länge von 34,35 m, bei 1—2 m Breite. Die Pfähle reichen auch hier auf der Landseite bis dicht (3 m) an die Grenze des Normalwasserstandes. (Punkt 0 unseres Profils liegt 13 m davon entfernt). Eine Kulturschicht fehlt hier. Weiterab zeigt sich wie bei B zunächst nur eine Kulturschicht, von etwa 23 m ab erscheinen aber wieder zwei, ca. 5 cm dicke Kulturschichten, die durch eine dünne Letten- und Schlammschicht getrennt sind und in ca. 26 m Entfernung vom Punkt 0 auslaufen. Scherbenfunde sowie Art der Zuspitzung der Pfähle zeigen, dass diese Partie der Pfahlbaute der Stein- und Kupferzeit angehört; sie hatte also eine Breite von nur ca. 26 m. Nahe dem Ende dieser Steinzeitstation beginnt eine neue, zunächst dünnere, allmählich aber immer dicker werdende Kulturschicht, deren Ende nach der Seeseite zu nicht festgestellt werden konnte; sie liegt ca. 1,25 m höher als die steinzeitliche Schicht.





* Auch hiermit erklärt sich teilweise die verschieden tiefe Einrammung der Pfähle.

Wie der Plan Taf. I zeigt, führt der Schnitt mitten durch das oben beschriebene Hütten-Viereck. Die dabei vorgefundenen Thongefässe und Scherben, Taf. II Fig. 11—13, 15, sowie früher erhobene Bronzegegenstände und das Bruchstück einer Gussform (wohl für einen Meissel, Taf. II Fig. 14, vgl. auch über Gussbrocken von Bodman Fundber. a. Schw. III S. 2 und VI S. 14) lassen keinen Zweifel, dass dieser Teil des Dorfes erst in der Bronzezeit entstand. Es ergeben sich also dieselben Schlüsse wie bei Schnitt B. Die Steinzeithütten standen näher am Lande, die bronzezeitlichen waren weiter hinaus in die See gerückt. Ob eine zwischen den ersteren und letzteren gefundene, parallel zum Lande laufende Palissadenreihe als Abschluss einer der beiden Stationen diente, muss dahingestellt bleiben.

Auch ein Schnitt in der Nähe des Profils C längs des S. 28 erwähnten Wellenbrechers brachte wieder Pfähle bis an die Ufermauer zum Vorschein. Auch hier scheint die Breite der Ansiedelung nur gegen ca. 30 m betragen zu haben. Die Kulturschicht ist nur eine einfache, 10 bis 20 cm starke und gehört der Steinzeit an. Eine bronzezeitliche Baute liegt seeeinwärts nicht davor. Etwa in der Mitte zwischen Schnitt C und A liegt die Stelle, wo die grossen Massen Feuerstein gefunden wurden. Auch etwa 280 m weiter südöstlich von C sollen beim Hafen gelegentlich Einzelfunde gemacht worden sein, doch war es jedenfalls nur eine vereinzelte kleine Baute, da zwischen ihr und der grösseren Station trotz zahlreicher Versuchsgräben keine Pfähle gefunden wurden.

Fassen wir das über die Geschichte der Pfahlbaute Ermittelte zusammen, so sehen wir, dass die ältere Station im Verlauf der jüngeren Steinzeit unmittelbar am Ufer errichtet wurde und eine Länge von ca. 410 m hatte; die Breite betrug gegen die beiden Enden ca. 30 m, in der Mitte ca. 50 m.* Noch bevor Kupfergeräte Eingang fand, brannte die ganze Station nieder, wurde aber nach einer längeren Zwischenzeit an derselben Stelle wieder aufgebaut, wenn auch nicht mehr in der gleichen Ausdehnung, da sie gegen Südosten nicht soweit wie die frühere reichte. Diese Ansiedlung machte die Kupferzeit durch und ging gleichfalls infolge einer Feuersbrunst zu Grunde. Nach einer ziemlich langen Unterbrechung wurde in der Bronzezeit eine neue Station gegründet, aber nicht mehr genau an derselben Stelle, sondern etwas weiter draussen im See. Auch sie hatte nicht mehr die ganze Länge der steinzeitlichen. Nach einer teilweisen Neuaufrichtung infolge eines Brandes wurde sie noch im Verlaufe der Bronzezeit definitiv aufgegeben.

B. Die zweite Pfahlbaustation

bei Bodman liegt in der äussersten Nordwestbucht des Sees zwischen Bodman und Ludwigshafen am Schachen, ziemlich weit im See draussen, so dass sie zum grossen Teile immer vom Wasser bedeckt ist. Sie scheint nur ca. 300 m lang zu sein. Die grössere Seltenheit der Steingeräte, die zahlreichen, vorgeschrittenen Thongefässe (z. B. Taf. II Fig. 16) und viele Bronzegegenstände lassen, wie die in den See vorgeschobene Lage, keinen Zweifel, dass sie, wenn auch nicht erst in der Bronzezeit gegründet, so doch in dieser Periode erst zahlreicher bewohnt wurde. Damit stimmt, dass wenigstens die weiter draussen im See stehenden Pfähle vielfach mit Schlammleisten der oben besprochenen Art versehen sind. Leider konnte wegen stürmischen Wetters eine nähere Untersuchung nicht stattfinden.

* Einen solchen langen, aber schmalen Streifen (220×30 m) bildet auch eine neolithische Landansiedelung bei Eichelsbach in der Nähe des Mains (vgl. v. Haxthausen, Btr. z. Anthr. und Urgesch. Bayerns XII 1897).

2. Sipplingen.

Die von Ullersberger und Dr. Lachmann entdeckte Pfahlbaustation bei Sipplingen liegt am oberen Ende des heutigen Dorfes (vgl. Schnarrenberger, die Pfahlbauten des Bodensees S. 13 ff.). Sie soll am jetzigen Landungssteg beginnen und in einer Breite von ca. 50 m etwa 600 m uferauf ziehen. Eine genauere Aufnahme war leider nicht möglich, da die ganze Fläche zur Zeit meiner Untersuchung von teilweise nur ganz seichtem Wasser bedeckt und also auch nicht mit Hilfe eines Kahnes überall zugänglich war. Kurz vor meiner Ankunft hatten Fischer unter Benützung einer Art von Senkkästen daselbst gegraben und unter anderem die auf Taf. II Fig. 18 bis 27 abgebildeten Gegenstände erhoben, welche jetzt im Besitz der Staatssammlung sind. Nach Aussage der Fischer sind auch hier mehrfach zwei durch eine Schlammlage getrennte Kulturschichten vorhanden. Jene Gegenstände sollen in der unteren Schicht gefunden sein.* In der oberen Schicht kamen auch hier gelegentlich Kupfergeräte zu Tage (vgl. Schriften d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees XVI S. 91, Schnarrenberger S. 15 und das Bruchstück eines Kupferbeilchens nach Art der Steinmeissel im Besitz jener Fischer). Auch bei Sipplingen scheint die steinzeitliche Station von einer bronzezeitlichen abgelöst worden zu sein, da auch hier Bronzegegenstände gefunden wurden (Schnarrenberger S. 15).

3. Maurach (Taf. II Fig. 1).

Was wir über die namentlich durch ihre Nefritfunde bekannte Station bei Maurach wussten, hat Schnarrenberger, die Pfahlbauten des Bodensees S. 17 ff. zusammengefasst. Wenn er aber nach Dr. Lachmann zwei Pfahlbauten annimmt, die eine vor der Ziegelhütte, die andere beim Damm, so haben sich beide als ein zusammenhängender Komplex erwiesen. Wie die Steinzeitstation bei Bodman reicht sie, wenigstens in ihrem mittleren Teile, ziemlich nahe an das jetzige Ufer heran (bis auf 15 m), während nach den beiden Enden zu sie von diesem etwas zurücktritt. Am wahrscheinlichsten erklärt sich dies durch den hier ungünstigen Untergrund, der aus zähem, steinigem Letten und Sand besteht, in welchem die Pfähle schwieriger als in dem weichen Thonschlick einzutreiben waren. Die Station hat etwa die doppelte Länge wie die grössere bei Bodman (840 m) und ist in der Mitte ca. 60 m breit, während die sich verschmälernden Enden nicht ganz sicher umgrenzt werden konnten, im wesentlichen werden sie aber nach der Breite mit denjenigen von Bodman übereinstimmen.

Zu Pfählen sind die gleichen Baumarten verwendet wie bei Bodman, doch herrschen die aus Eichenholz vor. Sie zeigen wie bei Bodman (und Uhldingen) völlig unregelmässige Anordnung, wie die genaue Einmessung einer grösseren Fläche von 60×155 m deutlich erkennen liess. Des öftern gewahrt man um die Pfähle herum eine Menge kleinerer und mittelgrosser Steine, besonders auf einer inselartigen Untiefe. Wenn man sie aber als eine Anschüttung zum Festhalten der Pfähle aufgefasst hat, wie dies ja in der Westschweiz vorkommen soll, so ist dies hier — wie auch für Sipplingen und Uhldingen — unrichtig, da meist nur eine einzige Lage Steine vorhanden ist, die zudem nicht auf dem damaligen Seeboden aufliegt. Wahrscheinlicher rühren sie von der Belastung der Strohdächer her. An einigen wenigen Stellen liessen sich im Recht-

* Diese Aussage der Fischer steht im Widerspruch mit derjenigen erfahrener Ausgräber in Bodman, welche behaupten, dass die meisten glockenförmigen und ähnlichen Gefässe in der oberen Schicht gefunden wurden und nur selten in der unteren. Ich selbst fand in der unteren Schicht nur Scherben, welche wenig charakteristisch waren. Eine genauere Feststellung dieser Fundverhältnisse durch weitere Grabungen wäre sehr wünschenswert. (Vgl. auch meine Bemerkungen Fundberichte aus Schwaben VI (1898) S. 18).

eck angeordnete Pfahlgruppen beobachten, welche die Umrisse von Hütten bezeichnen könnten, da die Grösse der Vierecke mit der des oben beschriebenen Hüttenvierecks übereinstimmt.

Die Art der Behauung und Zuspitzung der Pfähle zeigt, dass die Station der Steinzeit angehört. Dasselbe lehren die Funde, Topfscherben, Steinwerkzeuge, Hornsachen, doch kamen auch schon vereinzelte Kupfergegenstände zum Vorschein. Soweit die Pfahlbaute im letzten Winter trocken lag, fehlt eine Kulturschicht, aber weiter draussen im See ist sie noch vorhanden. War es so unmöglich, die Schichtenlagerung, wie bei Bodman, eingehender zu untersuchen, so lässt sich doch aus den übrigen Beobachtungen als gesichert entnehmen, dass die Pfahlbaustation als Ganzes die Bronzezeit nicht mehr erlebt hat, wie auch keine Schlammleisten gefunden sind. Nur am äussersten Rand seeeinwärts liegen zwei oder drei kleinere Pfahlvierecke, welche durch stärkere Hölzer, wie sie oft in den bronzezeitlichen Ansiedlungen vorkommen, auffallen, doch könnte dieser Umstand ebensowohl mit der hier 2—3 m betragenden Wassertiefe zusammenhängen.

Vereinzelte kleinere Anlagen kommen übrigens da und dort vor. So liegt zwischen Maurach und Nussdorf gegenüber der Constantinhalde, etwa 15 m vom Ufer entfernt, eine ca. 90 m lange und ca. 30 m breite Station, wiederum um eine inselartige, mit Steinen überdeckte Untiefe, und mehrere ähnliche, zum Teil noch kleinere liegen zwischen Nussdorf und Überlingen.

4. Unter-Uhldingen.

Bei Unter-Uhldingen sind drei grössere Pfahlbaustationen zu unterscheiden. Die obere Pfahlbaute (Taf. I Fig. 3) beginnt am »Hörnle« in der Nähe der Ramsbachmündung und reicht abwärts bis etwa zur neuen Brunnenstube am »Bühl«. Sie hat ca. 550 m Länge und eine grösste Breite von 60 bis 70 m, während sich die Enden auf 30 bis 40 m verschmälern. Die Grenze der Pfähle gegen das Land schneidet scharf mit einer vorliegenden Sandbank ab, die Pfähle sitzen im weichen Thonschlick. Es sind meist Rundhölzer aus Eichen- und Forlenholz und namentlich gegen das Ufer zu grösstenteils nur noch mit ihren untersten Spitzen erhalten. Die Bearbeitung der Pfähle und die Funde zeigen, dass die Station nur in der Steinzeit bewohnt war. Die Kulturschicht ist mit der Abnahme des Bodens zum grossen Teil verschwunden, nur ganz aussen im See liegt noch eine dünne Schicht. Der oberste Teil der Station am Hörnle heisst beim Volk der »Metzgeracker« wegen der sich dort massenhaft vorfindenden Knochen. Doch sind hier auch einige stärkere Pfähle in geschlossener Anordnung zu beobachten, die von einer kleinen bronzezeitlichen Baute herrühren könnten. Damit würde stimmen, dass daselbst nach Aussage des über die dortigen Verhältnisse gut orientierten Fischers und Ratschreibers Sulger einige Bronzeangeln und Bronzeringchen gefunden sein sollen. Die eigentliche Pfahlbaute hat aber die Bronzezeit nicht mehr erlebt.

Übrigens ergaben sich gelegentlich der Untersuchung dieser Pfahlbaute einige Anhaltspunkte, die uns über die Wasserstandshöhe des Bodensees in vorrömischer Zeit wichtigen Aufschluss geben. Gegenüber der Station auf dem Lande fand ich nämlich in der Nähe der Kiesgrube eine ausgedehnte Kulturschicht von ca. 15 bis 30 cm Dicke, welche zahlreiche Knochen, Kohlenreste, Scherben, Feuersteinsplitter, Kornquetscher etc. enthielt (Taf. I Fig. 3a.).* Leider ist aber keiner der erhobenen Gegenstände charakte-

* Auch bei Bodman fanden sich am Lande, namentlich bei der Lehmgrube, mehrfache Reste einer sicher steinzeitlichen Kulturschicht.

ristisch genug, um ihn mit Bestimmtheit der Stein- oder Bronzezeit zuzuteilen, wenn auch alle ohne jeden Zweifel vorrömisch sind. Die Kulturschicht zieht bis an das jetzige Seeufer heran und liegt hier ca. 1 m höher als die Grenze des Normalwasserstandes. Da zur Zeit der Bildung dieser Kulturschicht nach allen Anzeichen hier bereits Festland war, so folgt daraus, dass die Höhe des Wasserstandes schon in vorrömischer Zeit im wesentlichen mit der jetzigen übereinstimmte. Es ist also auch schwerlich Zufall, dass bei Bodman und Maurach, wie wir gesehen haben, die Pfähle ziemlich genau bis an die Grenze des jetzigen Normalwasserstandes reichen, also bis an das damalige Ufer.

Eine zweite Steinzeitstation liegt unmittelbar vor dem Orte Unter-Uhldingen, etwa 30 bis 40 m vom Ufer entfernt, da der zähe, lettige Boden des Vorlandes das Eintreiben von Pfählen erschwert hätte. Sie ist 592 m lang und bis zu 60 m breit. Innerhalb des Hafens sind die Pfähle grösstenteils durch die Baggerungen früherer und neuerer Zeiten beseitigt. Eine Kulturschicht ist nur noch in dem am weitesten im See liegenden Teile vorhanden. Die Art der Zuspitzung der Pfähle sowie zahlreiche Fundgegenstände setzen ausser Zweifel, dass die Ansiedlung nur in der Steinzeit bewohnt war.

Die bekannte Bronzezeitstation (Taf. I Fig. 4) liegt direkt davor seeeinwärts. In der Mitte berühren sich die beiderseitigen Ränder noch jetzt, wie bei Bodman, weiterhin gegen NW scheint die Steinzeitpfahlbaute nach den erhaltenen Spuren zwar etwas zurückgetreten zu sein, doch möchte man aus verschiedenen Gründen eine ursprüngliche Fortsetzung der südöstlichen Fluchtlinie derselben vermuten. Das bronzezeitliche Dorf ist nicht ganz so lang wie das steinzeitliche, aber breiter (bis gegen 80 m). Ob es in nordwestlicher Richtung noch über den zweiten Damm hinausreichte, muss dahingestellt bleiben. Auf der Seeseite ist ein in flachem Bogen ziehender Wellenbrecher noch deutlich erkennbar, dessen Pfähle in 20 bis 40 cm Abstand von einander folgen, öfters in doppelter Reihe. Die Kulturschicht konnte wegen des tiefen Wassers nicht näher untersucht werden, doch zeigen die Pfähle, die mehrfach beobachteten Schlammleisten und die zahlreichen Fundgegenstände (vergl. auch Taf. II Fig. 17), namentlich hunderte von Bronzesachen (Schnarrenberger S. 19), dass die Station erst in der Bronzezeit gegründet wurde. Dass sie sämtliche Phasen der Bronzezeit durchmachte, lassen namentlich die Beile und Nadeln erkennen. Erstere sind zum Teil einfache Keile in der Form der Stein- und Kupferbeile mit nur ganz wenig erhöhten Rändern, ferner Schaftlappenkelte verschiedener Art und schliesslich auch Tüllenkelte. Die Nadeln beginnen mit den »geschwollenen« mit Durchlochung und endigen mit den späteren Formen der Vasenkopfnadeln und der starkprofilierten (vergl. Naue, Bronzezeit in Oberbayern S. 153 f.). Unrichtig ist aber, wenn Schnarrenberger S. 21 schreibt: »Da der Platz für den Handel auf dem See und mit dem Hinterland sehr günstig gelegen ist und auch heute wieder an Bedeutung gewinnt, so hat dieser Pfahlbau während der ganzen Bronze-, Hallstatt- und La Tène-Periode bestanden und wurde vielleicht noch zur Römerzeit bewohnt.« Einige der jüngsten Bronzefunde berühren sich allerdings noch, wie in zahlreichen andern Pfahlbauten, mit Sachen der älteren Hallstattperiode, aber Gegenstände der späteren Hallstattzeit sind nicht gefunden. Auch von La Tène-Geräten ist zwar eine ziemliche Anzahl vorhanden — ein Schwert, Lanzenspitzen, mehrere Fibeln etc. —, aber sie kamen nach den Mitteilungen des Herrn Sulger nicht im eigentlichen Pfahlbau zum Vorschein, sondern am Lande in der Nähe des nordwestlichen Endes der Pfahlbaute. Und ähnlich steht es mit den römischen Funden, Fibeln, Schnallen, Terra-sigillatascherben u. s. w., sie alle wurden nur an einem Punkte gefunden, nämlich innerhalb des jetzigen Hafens bei der Landestelle und rühren offenbar von einer der Schiffahrt dienenden römischen Anlage her. Wollte man auf Grund dieser Funde eine Fortdauer

des Pfahlbaudorfes bis in römische Zeit annehmen, dann müsste man konsequenter Weise es auch bis in's Mittelalter hinein bestehen lassen, da an der gleichen Stelle viele mittelalterlichen Gegenstände erhoben wurden. Übrigens ergab eine Untersuchung jener Stelle, dass ausser den ganz alten Pfahlresten daselbst auch jüngere vorhanden sind, die von der römischen oder frühmittelalterlichen Landestelle stammen könnten; letztere unterscheiden sich wieder deutlich von andern, der neusten Zeit angehörigen Pfählen. Eine ähnliche römische Baute wurde bei dem Pfahlbau Ludwigshafen gefunden, über welche Schr. d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees XI S. 97 berichtet ist: "Gelegentlich der Entdeckung dieser Pfahlbaustation traf Herr Ullersberger auf ein Trümmerfeld römischer Baureste. Es ist eine ca. 30 Fuss lange Stelle, wo römische Leistenziegel, sicher Überreste eines im Seeboden ruhenden Mauerwerks, in grösserer Anzahl beisammen liegen. Dieselbe ist in der Nähe des einstigen Spitalhofes, etwa 30 Schritte vom Ufer entfernt und bei mittlerem Wasserstand sechs Fuss unter Wasser. Offenbar stund das Gebäude an der römischen Landungsstelle und diente zu Zwecken der Schiffahrt.

Die namentlich auf die Uhldinger Funde basierende, häufig begegnende Ansicht vom Fortbestehen der Pfahlbauten bis in römische Zeit, wo sie erst durch die Seeschlacht des Tiberius gegen die Vindeliker zerstört worden sein sollen, entbehrt also jeder Begründung*, ebensowenig wie eine im Pfahlbau Schachen—Bodman gefundene römische Münze nach dieser Richtung etwas beweist.**

Die Bedeutung der durch vorstehende Untersuchungen gewonnenen neuen Aufschlüsse liegt erstlich in den Ergebnissen topographischer Art und zweitens in dem Einblick in die historische Entwicklung der Pfahlbauten. Die exakte Bestimmung der Gestalt und Grösse dieser Pfahlbaudörfer giebt bestimmte Anhaltspunkte für die Siedelungsgeschichte dieser Periode, und das Studium der Lagerungsverhältnisse der einzelnen Kulturschichten hat unwiderleglich erwiesen, dass die Bronzezeitkultur nicht, wie man oft annimmt, allmählich durch Import und Vervollkommnung aus der stein- bezw. kupferzeitlichen Kultur sich entwickelte, sondern dass sie — wenigstens hier am Überlinger-See — plötzlich als etwas Neues auftritt. Doch enthalten wir uns noch der naheliegenden Rückschlüsse auf die Völkerbewegungen der Zeit, ebenso wie wir auf chronologische Folgerungen aus der Stärke und Lagerung der Kulturschichten einstweilen noch verzichten, in der Hoffnung, dass in Bälde eine weitere Anzahl Pfahlbaustationen des Bodensees einer ähnlichen Untersuchung unterzogen werden. Erst auf Grund zahlreicherer, an verschiedenen Stellen gemachten Beobachtungen können dann jene allgemeineren Fragen mit einiger Sicherheit entschieden werden.***

* Vergl. auch Forrer, prähist. Varia S. 41 f.

** Vergl. Fundber. a. Schwaben VI (1898) S. 11.

*** Vergl. auch meine Ausführungen Neue Heidelberger Jahrb. II (1892) S. 102 f. und Fundberichte aus Schwaben VI (1898) S. 17 f.

Die steinzeitliche Ansiedelung auf dem Michelsberge bei Untergrombach.

(Vgl. Taf. III—VI.)

Von *A. Bonnet.*

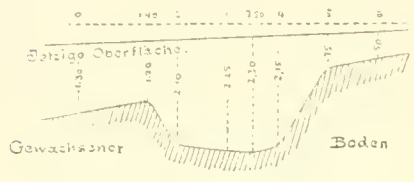
Die steinzeitliche Ansiedelung auf dem Michelsberge bei Untergrombach, auf welche gelegentlich schon der verstorbene Oberst v. Cohausen von Wiesbaden, später Zeichenlehrer Schick in Bruchsal aufmerksam gemacht hatten, wurde seit dem Jahre 1888 teilweise mit Mitteln des Karlsruher Altertumsvereines untersucht, zuerst durch Professor Schumacher*, seit 1896 durch mich. Die von mir persönlich mit grösster Sorgfalt vorgenommenen Grabungen der letzten Jahre haben die damals gewonnenen Resultate bedeutend erweitert, so dass jetzt ein ziemlich genaues Bild der ganzen Anlage vorliegt.

Die Gebirgsformation der Kuppe des Michelsberges, eines Ausläufers des Kraichgauer Hügellandes, der nach drei Seiten steil abfällt und nach der vierten mit dem Gebirgsstock durch einen muldenförmigen Sattel verbunden ist, besteht aus Muschelkalk von Löss überlagert. Südöstlich von der Kapelle, in einem von der Kuppe herabziehenden Einschnitt, findet sich eine spärliche Quelle, die den Bewohnern des Michelsberges das Wasser liefert. Früher, als der Berg noch bewaldet war, dürfte die Quelle weiter oben fast auf der Höhe des Berges entsprungen sein, wie der sich dort findende Flurname »Heiligenbrunnen« wahrscheinlich macht; die übrigen Flurnamen der Bergkuppe sind Lärmenfeuer und Jakobsberg.

Der höchste Punkt des Michelsberges, um den sich die Ansiedelung gruppiert, liegt 274,4 m, die Kapelle 261,3 m, der die Ansiedelung umgebende, gleichzeitige Graben ca. 260 m und der Ort Untergrombach 122,4 m über N.N. Die ganze Ansiedelung nimmt von Graben zu Graben einen Raum von ca. 400 m in der Länge ein bei ca. 200 m Breite und zwar der Formation der Kuppe entsprechend ungefähr von O. nach W. Abgeschlossen war die Anlage durch einen Graben, der gegen Südosten, wo die Kuppe mit dem dahinter liegenden Hügelland zusammenhängt, auf eine Länge von ca. 370 m verfolgt werden konnte. Die Verlängerung desselben nach Südwesten verschwindet in einem hohen Rain, der erst durch den Ackerbau entstanden ist; neben der Kapelle, wo jener senkrecht abgegraben ist, tritt das Profil jedoch wieder sehr deutlich zu Tage. Der Graben hatte eine Breite von 5 bis 6 m bei noch 60 bis 120 cm Tiefe; die Sohle trägt Feuerspuren und die Funde auf der Grabensohle stimmen mit

* Vgl. Heft I (1891) des Karlsruher Altertumsvereins S. 38—43 und Tafel.

dem Inhalt der Herd- und Abfallgruben überein. An einer Stelle setzt der Graben auf eine Länge von 20 m vollständig aus; hier dürfte wohl der verpalissadierte Ein- und Ausgang zu suchen sein, da er hier den Terrainverhältnissen am besten und natürlichsten angepasst ist. Der jetzige Fahrweg zieht wenige Meter daran vorbei und durchschneidet den Graben, dessen Profile beiderseits im Hohlweg sichtbar sind (vgl. Taf. III). Ein bei a—b (siehe Plan) aufgenommener Graben-Querschnitt ist nebenstehend dargestellt. Fasst man den Graben als Schutzgraben auf, wozu alle Umstände berechtigen, so wird man auch voraussetzen dürfen, dass mit demselben ein Wall verbunden war, der der langjährigen Bodenkultur zum Opfer gefallen ist.



Auf diesem eben beschriebenen Terrain fanden sich, teils dicht zusammenliegend (in 2 bis 6 m Entfernung), teils zerstreut (10 bis 20 m von einander entfernt) flache, mulden- und kesselförmige Gruben, von denen bis jetzt 90 Stück untersucht werden konnten (vgl. Taf. III). Sämtliche Gruben zeichnen sich durch ihre braunschwarze, fette Erde von dem umgebenden gelben Löss scharf ab. Nach ihrem Inhalt kann man die Gruben einteilen in Wohngruben, Herdgruben, Vorratsgruben, Abfallgruben und Gräber.

Die Wohngruben (Taf. IV Fig. 1) sind flach, muldenförmig, von 1,5 bis 5 m Durchmesser bei ca. 60 cm Tiefe. Die Feuerstelle befindet sich in der Mitte der Fläche und ist durch Asche, Holzkohle, verbrannte Steine und Knochen, sowie den rotgebrannten Löss kenntlich. Eine 10 bis 15 cm hohe schwarze Kulturschicht mit Einschlüssen von zerschlagenen Knochen und Scherben bedeckt den Boden.

Die Herdgruben, bei weitem in der Mehrzahl, sind kesselförmig in den Löss eingeschnitten, an der Sohle abgerundet oder auch etwas spitz zulaufend; sie haben eine Tiefe von 0,60 bis 1 m (hiervon sind etwa 20 cm Ackerboden) bei 0,80 bis 1,40 m Breite. Auf der Kuppe des Berges, die durch Abschwemmung und Kultur seit jener Zeit niedriger geworden ist, sind sie am wenigsten gut erhalten, oft nur in ihrem untersten Teile. Die Sohle der Grube ist stets mit einer mehr oder minder hohen, ausgelaugten, weissen oder grauen erhärteten Aschenschicht bedeckt, die sich oft an den Wandungen in die Höhe zieht. Die Aschenschicht enthält Holzkohlenstückchen, Holzkohlennester, Scherben, verbrannte Knochen, verbrannte Erdbrocken und Sandsteinstücke, vereinzelt auch Feuersteinsplitter; häufiger finden sich Herdsteine, als kleines Pflaster oder zu dreien stehend (Taf. IV, Fig. 3), so dass leicht ein Gefäss aufgestellt werden konnte. Eine Herdgrube wies eine vollständige Herdsetzung auf an der Seitenwandung der Grube (Taf. IV, Fig. 4), eine andere war im Halbkreis vollständig mit Steinen ausgepflastert (Taf. IV, Fig. 5). Der umgebende Löss ist sowohl an den Wandungen als an der Sohle rot gebrannt und oft fast ziegelartig erhärtet. Über der Aschenschicht der Herdgruben findet sich gewöhnlich eine braune bis fast schwarze, zähe, speckige Erdschicht, die gespaltene Knochen, Trümmer von Gefässen, Werkzeuge und vielfach reichlichen Hüttenbewurf enthält; der letztere ist oft rot gebrannt.

Einzelne Herdgruben enthielten Trümmer einer sehr grossen Anzahl von Gefässen, die sich jedoch schwer zusammensetzen liessen, da der grösste Teil der Scherben durch Einwirkung von Gluthitze vollständig verzogen, ausgeglüht, verschlackt, ja teilweise zu einer blasigen, federleichten Masse, die auf dem Wasser schwimmt, aufgetrieben war. Es ist anzunehmen, dass Alles, was man beim Verlassen der Station nicht mitnehmen konnte oder wollte, in die Gruben geworfen und der Zerstörung durch Feuer

preisgegeben wurde. Häufig finden sich kleine Handmühlen aus Sandstein mit den dazu gehörigen Reibsteinen aus Sandstein oder Rollkieseln, meistens Quarz; durchschnittlich haben dieselben nur die Grösse eines Gänseeies, selten eines Kindskopfes (Taf. VI, Fig. 51 bis 53). Von den Bodensteinen waren wenige ganz erhalten, die meisten waren durch Feuereinwirkung zersprungen und lieferten Spähne und Splitter, die von Artefakten nicht zu unterscheiden sind; man könnte viele derselben für mühsam hergestellte Schaber und Messer halten.

In den Vorrats- und Abfallgruben fehlt die Aschenschicht; fette, dunkle Erde füllt den ganzen Kessel aus. Erstere liefern ganze Gefässe, letztere nur einzelne, nicht zusammengehörige Trümmer von solchen neben einer ungeheuren Menge von zerschlagenen und gespaltenen Knochen; manche Gruben waren ganz mit solchen angefüllt. Eine Grube enthielt nur Fusswurzelknochen vom Rind und zwar 98 Stück, einige davon durchbohrt (Taf. VI 31, 32).

Weitaus am interessantesten, ergiebigsten und lehrreichsten sind die Gräber (Taf. IV, Fig. 6 bis 8), mit ihren reichen Grabbeigaben, von denen etwa ein Dutzend geöffnet wurde. Enthielten auch nicht mehr alle nachweisbare menschliche Skelettreste, so liess doch der ganze übrige Inhalt keinen Zweifel darüber, dass Gräber vorlagen. Die Gräber haben wie die Kochgruben eine kesselförmige Gestalt, unterscheiden sich von diesen jedoch schon durch die grössere Tiefe. Die Gräber sind stets tiefer wie breit, während bei den Kochgruben das Umgekehrte der Fall ist. Die Sohle des Grabes bedeckt eine Aschenschicht, wie in den Kochgruben, darüber kommt wieder die braune, zähe Erde, die das ganze Grabinventar umschliesst. Etwa in halber Höhe der Grube findet man den Schädel oder dessen Reste neben einem grösseren Stein, mit einem solchen bedeckt, oder von einer ganzen Anzahl solcher dicht umstellt. Skelettreste sind meistens nur dann erhalten, wenn sie in unmittelbarer Berührung mit der Lösswand waren, die einen Teil ihres Kalkgehaltes durch Auslaugung abgab und die Knochen durch einen Überzug von solchem schützte, oder wenn sie in einer Aschenschicht eingeschlossen waren. Neben dem Schädel, in unmittelbarer Nähe rechts oder links an die Grubenwand angelehnt, findet sich stets ein tulpenförmiger Becher oder ein anderes kleineres Trinkgefäss, ebenso oft auch noch ein oder zwei weitere inmitten der Grube, alle aufrechtstehend oder nur wenig geneigt. Da Knochen von Tieren (Rind, Schwein, Schaf oder Ziege, in einem Fall auch Urstier) nie fehlen, wird man an Beigaben von Speise und Trank denken müssen.

Im oberen Teile des Grabes, also über dem Skelett, gerade bis an die Ackerkrume oder auch bis in diese hinein reichend und dann schon etwas gestört, finden sich die Trümmer einer grossen Anzahl von Gefässen (bis zu 15 Stück). An der Lage derselben lässt sich genau erkennen, dass sie in gewisser Ordnung aufrecht (einmal auch umgekehrt, die Oeffnung nach unten, Taf. IV, 7) hingestellt worden waren. Die Gefässe, die sich finden, sind in der Hauptsache immer die gleichen: 1 bis 2 grosse Koch- oder Vorratsgefässe, Wassergefässe, Becher, Schüsseln und flache Backteller. Ferner Handmühlen (Bodenstein und Läufer), Schleifsteine, Werkzeuge aus Horn, Knochen und Stein. Der Hüttenbewurf, der sich gleichfalls oft sehr reichlich zwischen den Gefässtrümmern findet, lässt auf die Zerstörung der Hütte im Todesfalle eines Bewohners schliessen. Überhaupt scheint der ganze Besitz des Toten vor der Beisetzung unbrauchbar gemacht worden zu sein, Horn- und Beinwerkzeuge sind teils zerbrochen, teils durch Feuer zerstört, ebenso die aus Rollkieseln bestehenden Kornquetscher, auch die Mahlsteine (Bodensteine) sind stets zertrümmert. Von Steinbeilen fanden sich nur Kopfstücke oder solche von der Schneide.

Die Lage der Leiche konnte nur in einem Falle, wo das Skelett (das einer alten Frau) vollständig erhalten war, genau festgestellt werden (Taf. IV Fig. 6). Hier lag das Skelett auf dem Rücken, die Beine waren mit hochgezogenen Knieen gespreizt, so dass die Fersen am Gesäss lagen und die Kniee die Grubenwand berührten. Die Richtung war von SO nach NW, Kopf in SO. Aus der Lage der Schädel oder deren Reste konnte in den übrigen Fällen wenigstens die Himmelsrichtung der Skelettlage bestimmt werden. Der Schädel lag

1 Mal am Südrand der Grube,
1 » » Südostrand der Grube,
2 » » Ostrand der Grube,
1 (2) Mal (2 Schädel) am Nordwestrand der Grube.

In 2 weiteren Fällen, wo sich nur geringe Skelettreste fanden, liess sich kein Schluss ziehen.

Es geht hieraus hervor, dass in Bezug auf die Orientierung keine bestimmte Ordnung eingehalten wurde, ebenso wenig wie dies in Bezug auf die Lage der Leiche der Fall war. Wenigstens lässt der Befund eines Falles den Schluss zu, dass die Leiche hockend beigesetzt wurde, was ja auch bei dem ersten, im Jahre 1888 aufgefundenen Grabe zuzutreffen scheint. Es handelt sich um den wohlerhaltenen Schädel eines jugendlichen Individuums aus einem Doppelgrab (Taf. IV, Fig. 7). Zwischen dem Bogen des Unterkiefers fanden sich Rippenstücke und Fingerknochen, ebenso waren am linken Jochbogen Rippenstücke angebacken. Dies kann nur durch Heruntersinken des Schädels auf den sitzenden Körper ermöglicht worden sein. Der geringe Durchmesser der Grube liess eine andere Art der Bestattung, als sie hier beschrieben, nicht zu. Wie wenig an einer bestimmten Ordnung festgehalten wurde, beweist das Vorkommen von Langgräbern mitten zwischen Kesselgräbern. Es wurden drei solcher aufgefunden. Dieselben sind äusserst schmal und haben nur 30 cm Breite, so dass die Leiche nur auf der Seite liegend (hochkant) beigesetzt werden konnte. Das zuerst gefundene enthielt am oberen nördlichen Ende — alle drei hatten die Richtung NS — Schädelreste und Rippenstücke einer kindlichen Leiche und hatte eine Länge von 90 cm, eine Breite von 30 und eine Tiefe von 60 cm. Das zweite mit einem Fusswurzelknochen — rechtes Sprungbein nach gütiger Bestimmung von Herrn Dr. L. Wilser — eines Erwachsenen am südlichen Ende lag parallel zum ersten und 8 m von diesem entfernt (dieses war wieder 8 m von einem Kesselgrabe entfernt) und hatte 2 m Länge, 1 m Tiefe und 30 cm Breite. Das dritte, mit ganz geringen, mürben Skelettresten lag ca. 15 m vor und 60 m seitlich von diesen zwischen 4 Herdgruben und hatte die gleichen Dimensionen wie das letzte. Beigaben waren nicht vorhanden, es fanden sich nur einzelne Scherben und etwas Holzkohle. Die Übereinstimmung der das Grab ausfüllenden Erde mit der in den kesselförmigen Gräbern, sowie die Lage zwischen solchen lässt wohl keinen Zweifel, dass wir es mit gleichzeitigen Gräbern zu thun haben.

Von den Schädeln konnten drei gemessen werden:

1 und 2. Die beiden Schädel der jugendlichen Individuen aus dem Doppelgrabe; beide waren im Begriffe, die Schneidezähne zu wechseln, also in einem Alter von 8 bis 9 Jahren. Die Maasse sind folgende:

17,7 cm Länge, 12,7 cm Breite, Index 71,75.
18 » » 12,8 » » » 71,11.

3. Der Schädel einer alten Frau, deren Skelett ganz erhalten war. Herr Dr. Wilser hatte die Güte, dieses, sowie die aus einem anderen Grabe (Taf. III n. 5) stammenden Reste zu untersuchen und schreibt darüber:

»Die Knochen verdanken ihre gute Erhaltung trotz sehr hohen Alters (mindestens 3500 Jahre) dem durch die Aschenbreccie hergestellten, vollständigen Luftabschluss.

Die von mir untersuchten Knochen gehören zwei Individuen an:

1. Unterkiefer, Oberarm etc. einem älteren Individuum mittlerer Grösse, wahrscheinlich Mann.

2. Schädeldach, Oberarm etc. einem älteren Weibe. Die Rasse ist eine edle und dieselbe, aus der die europäischen Kulturvölker hervorgegangen sind. Der Schädel hat bei 17,6 cm Länge und 13,6 cm Breite einen Index von 77,2, was ungefähr dem Index von 78,4 am lebenden Kopf entsprechen würde.«

Betrachtet man die Lage der Gräber zueinander (siehe Taf. III), so fällt die Häufung derselben in der Richtung des jetzigen Weges in die Augen. Man wird nach analogen Fällen zu dem Schlusse berechtigt sein, dass schon z. Zeit der damaligen Besiedelung hier eine Wegeanlage vorhanden war, die im wesentlichen die Richtung der heutigen hatte, was auch durch den aufgefundenen Eingang bestätigt wird. Ein Parallelweg zu diesem dürfte etwa 50 m weiter oberhalb bestanden haben, wo die scharfe Abgrenzung und fast geradlinige Anordnung der Herdgruben auffällt (auch an dieser Linie liegen drei Gräber (n. 47, 58, 59), und noch 20 m weiter nördlich vielleicht ein dritter Weg mit den Gräbern n. 25, 84.

Die Gefässe sind sämtlich von freier Hand ohne Drehscheibe hergestellt; bei den Schüsseln, besonders denen mit nach innen gewölbtem Boden, die sich durch genauere Arbeit und glatte, oft glänzende Oberfläche sowie Dünnwandigkeit auszeichnen, hat es den Anschein, als ob sie mittelst einer Holzform, wie L. Leiner solche in Pfahlbauten des Bodensees gefunden hat, verfertigt worden wären. Das Material ist gewönlicher Thon und nur leicht gebrannt, aussen findet man oft eine 2—3 mm starke, rot gebrannte, härtere Rinde; die Bruchfläche ist grau, schwarz oder rötlichgelb bis rot. Dem Thon der grösseren, dickwandigen Gefässe sind behufs grösserer Widerstandsfähigkeit gegen das Feuer Quarzstückchen beigemengt, die bei den glattwandigen, kleineren Gefässen fehlen. Bei diesen scheint der Thon einer oberflächlichen Schlemmung unterzogen worden zu sein.

Zur besseren Übersicht lassen sich die Gefässe einteilen in:

Koch- und Vorratsgefässe. (Taf. V Fig. 1—4, 7—10, 18, 20, 22). Grosse, dickwandige Gefässe, fast durchweg durch Spritzbewurf, Verstreichen des dünn aufgetragenen Lehmbreies mit den Fingern oder Kneten des dicker aufgebrachten, absichtlich rauh gemacht, wohl weniger zur Dekoration, als weil erfahrungsgemäss eine bessere Wärme-Verteilung dadurch erzielt wurde, ebenso wie das Bodenstück, um dem Feuer weniger Angriffsfläche zu bieten und zu schneller Zerstörung derselben vorzubeugen, stets dicker und aussen glatt gehalten wurde. Die rauhen, hierher gehörigen Gefässe (Taf. V Fig. 1, 3, 4 ,7) haben konische, cylindrische oder über der Mitte wenig nach innen eingebogene Wandungen. Bei stärkerer Einbuchtung und weiter ausladendem Rande entsteht die umgekehrte Glockenform. Der grösste Durchmesser liegt stets an der Öffnung; der Boden ist meistens convex, seltener abgeflacht oder in eine stumpfe Spitze auslaufend. Die glatten, dickwandigen Gefässe sind fassförmig mit weiter Mündung, mit oder ohne aufgesetzten Hals; der grösste Durchmesser liegt bei ihnen in der Mitte oder im oberen Teile des Gefässes (Taf. V Fig. 18, 20, 22) und Abbildung Seite 45.

Die Wassergefässe, ebenfalls glatt, sind kugelig oder verkehrteiförmig mit geradem oder trichterförmigem, engeren Halsaufsatz und haben auf der Schulter

öfters einen Kranz durchbohrter Schnurösen zum Tragen oder Aufhängen (Taf. V Fig. 23—27).

Trink- und Schöpfgefässe finden sich in verschiedenen Formen, so als halbkugelige Becher (Taf. V Fig. 5, 6, Taf. VI Fig. 20), an denen oft eine Seite nach oben verlängert ist, so dass ein Schöpfbecher entsteht (Taf. VI Fig. 5, 17), dessen breiter Griff mit zwei Durchbohrungen zum Aufhängen versehen ist. In kleinerer Form ist dies der Thonlöffel, wie ein solcher sich ebenfalls, leider mit abgebrochenem Griff, vorfand (Taf. VI Fig. 15).

Neben diesen halbkugeligen Bechern finden wir solche mit höheren, konischen oder fast cylindrischen Wandungen (Taf. V Fig. 11), denen sich als typische Form die mehr oder minder geschweiften, tulpenförmigen Becher, die uns bereits aus den Pfahlbauten des Bodensees bekannt sind, anreihen (Taf. V Fig. 12—17, 19, 21).

Die Schüsseln finden wir in verschiedenen Höhen, Grössen und Formen, flache und tiefe Schüsseln (Taf. VI Fig. 1—4, 6, 9—11, 24). Bei abgesetztem Rand trägt dieser oft Verzierungen (eingedrückte Punktreihen, Strich- und Fingerspitzen-Ornament) oder wenigstens Schnurösen mit horizontaler und vertikaler Durchbohrung oder auch ohne solche (Warzen).

Hierher gehört auch ein hoher, becherartiger Napf mit ausladendem Rand und flachem Boden, der in drei Exemplaren gefunden wurde. Einer trägt einerseits auf halber Höhe eine querdurchbohrte Schnuröse (Taf. VI Fig. 8), der andere (siehe Abbild. Seite 45) hat unter dem Rand ein Ornament von dicht bei einander stehenden, eingedrückten, länglichen Strichen, die sich in halber Höhe des Gefässes wiederholen; der dritte von bedeutender Grösse (H = 33 cm, ob. D. 46 cm) trägt auf jeder Seite zwei Schnurösen.

Seltene Formen sind der tassenartige Napf (Taf. VI Fig. 12) und ein schalenartiger (Taf. VI Fig. 7).

Henkelkannen (Taf. VI Fig. 18, 22, 23) fanden sich ebenfalls und zwar in einer mit Pfahlbaufunden vollständig übereinstimmenden Form, zwei andere Formen sind Taf. VI Fig. 21 und 25 abgebildet, letzterer erinnert an die tulpenförmigen Becher.

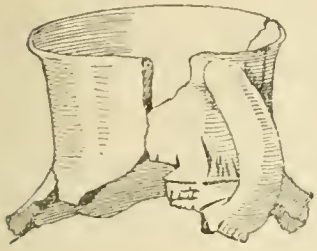
Bei den Thongefässen sei auch der flache Teller von 20—25 cm Durchmesser und $1^1/_2$—2 cm Dicke erwähnt, den ich als »Backteller« bezeichne, da er offenbar zur Aufnahme und zum Backen eines brotartigen Teiges diente (Taf. VI Fig. 13, 19). Derselbe ist kreisrund, eine Seite ist glatt, die andere künstlich rauh gemacht, meistens durch Aufdrücken eines Flechtwerks aus Binsen oder Stroh auf die noch weiche Thonmasse. Der Rand ist mit tief eingedrücktem Fingerspitzen-Ornament (nur einmal fanden sich eingedrückte Furchen) versehen, das hie und da mit einer weissen Masse ausgefüllt ist. Der Rand ist nicht immer gerade, sondern oft stark abgeschrägt, so dass die rauh gemachte Seite die grössere Fläche bildet. Die rauhe Fläche hatte jedenfalls den Zweck, das Abfliessen des Teiges zu verhindern, der sonst bei der primitiven Herdeinrichtung oft genug mit der Asche Bekanntschaft gemacht hätte. Der Teller findet sich in ganz gleicher Form in steinzeitlichen Mardellen bei Schierstein.

An Verzierung sind die Gefässe des Michelsberges auffallend arm. Das am häufigsten wiederkehrende Ornament ist das Fingerspitzen- oder Fingernagel-Ornament, meistens an dem wulstartig verdickten Rande grösserer und kleinerer Gefässe angebracht, nächst diesem kommen öfters mit spitzen oder runden Stäbchen eingedrückte Stich-Verzierungen vor, in eine oder zwei Reihen angeordnet. Hie und da sind diese Eindrücke mit einer schneeweissen Masse ausgefüllt.

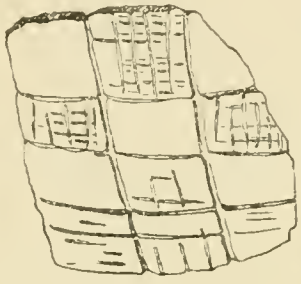
Einzeln findet sich auf einem tulpenförmigen Becher einerseits ein Zickzack-ähnliches Relief-Ornament (Taf. V Fig. 15).

An die Band-Keramik erinnert die Verzierung auf dem Taf. VI, Fig. 21 abgebildeten Kruge, ebenso wie die des neben abgebildeten Scherbens. Letzterer trägt auch auf der Innenseite des oberen Randes dreieckige Eindrücke und Durchbohrungen, sowohl am Rand des Gefässes als auch sehr weit unten. Andere Verzierungen zeigen die vier beistehend gezeichneten Bruchstücke.

1



2

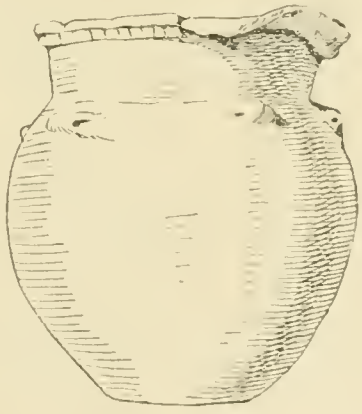


2a

3

4

5



6

7

Als Verzierungen sind auch wohl zumteil die runden oder länglichen Buckel (Warzen) aufzufassen, die, wenn durchbohrt, deutlich als Vorrichtungen zum Tragen oder Aufhängen zu erkennen sind.

Bemerkenswert ist der ringartige Wulst am Boden dreier Gefässe mit dicht nebeneinanderliegenden, vertikalen Durchbohrungen (Taf. V Fig. 23). Ein ganz gleiches Gefäss in kleinerer Form besitzt die Grossh. Altertumssammlung in Karlsruhe aus einem Pfahlbau des Bodensees bei Sipplingen (Taf. II Fig. 10).

Die Werkzeuge und Geräte bestehen aus Knochen, Horn und Stein und zeigen die bekannten Formen als Pfriemen, Schaber, Messer, Steinbeile etc. (Taf. VI).

Als Spaten (?) sind vielleicht die aus Schulterblättern hergestellten Instrumente (Taf. VI Fig. 26) anzusehen, während die zugespitzte Hirschhorn-Sprosse ihren Zweck als Grabstock verraten dürfte (Taf. VI Fig. 30); als Hammer diente das Taf. VI Fig. 38 abgebildete Gerät. Unaufgeklärt ist noch die Verwendung des ausgehöhlten Hirschhorn-Werkzeuges, das sich in 2 Exemplaren vorfand und das auch in Pfahlbauten vorkommt (Taf. VI Fig. 37). Ob die durchbohrten Fusswurzelknochen (Taf. VI Fig. 31, 32) als Werkzeug (Hammer) oder als Schmuck gedient haben, ist zweifelhaft.

An Schmuck fanden sich nur durchbohrte Zähne vom Schwein und Hund; sieben Stück lagen einmal noch wie aufgereiht neben einander, vielleicht in einem Grabe (Taf. VI Fig. 28).

Die Ausbeute an ganzen Stein-Werkzeugen war verhältnismässig gering. Es fanden sich nur einige kleine Steinbeilchen (Taf. VI Fig. 42—44), Bruchstücke einiger grösseren (Taf. VI Fig. 45, 49, 50), eine Feuersteinsäge (Taf. VI Fig. 41) und einige Feuersteinmesser und Schaber (ibid. 46—48). Häufig sind die Handmühlen und Reibsteine (Taf. VI Fig. 51—53), letztere meistens aus Rollkieseln bestehend. Kleinere Quarzkiesel, die irgend einem unbekannten Zweck gedient haben müssen (sie stammen aus dem Rheinthal), fanden sich nicht selten in den Herdgruben.

Die in den Herdgruben, Abfallgruben und Gräbern vorgefundenen Knochen wurden sorgfältig gesammelt und in freundlichster Weise zum Teil von Herrn Prof. Dr. Doederlein in Strassburg einer Bestimmung unterzogen, während eine grössere Kiste mit Knochen noch der Bestimmung harrt.

Die Reste gehören folgenden Tierarten an (in der Reihenfolge der Häufigkeit):

1. Bos taurus,
2. Schwein,
3. Schaf oder Ziege,
4. Bos primigenius,
5. Hirsch,
6. Hund,
7. Fuchs,
8. Pferd (1 zerschlagene Tibia).

Von Muscheln fanden sich zwei Arten und zwar eine bei uns jetzt ausgestorbene: Unio sinuatus, Lam. (Taf. VI, Fig. 39, 40) und die jetzt noch lebende Unio batavus, erstere ziemlich häufig, letztere nur in 3 Schalen.

Die pflanzlichen Reste sind äusserst gering; was sich nachweisen lässt, findet sich nur im Lehm des Hüttenbewurfes. Derselbe ist durchweg mit den Spelzen einer Getreideart vermengt. Durch Vermittlung des Herrn Dr. Götze vom Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin unterzog Herr Professor Dr. Wittmark dortselbst die Einschlüsse einer näheren Prüfung; derselbe schreibt unterm 15. XII. 96: «Die in den Lehmbewurfstücken eingeschlossene Getreideart scheint Gerste zu sein. Dafür sprechen die Form der Abdrücke, die Spelzen, Grannen, wie die Grösse der sogar noch vereinzelt erhaltenen Stärkekörner. Eine der zuletzt untersuchten Gruben (Nr. 84) enthielt auf der Sohle eine 20 cm hohe Schicht verkohlten Getreides, das noch nicht bestimmt werden konnte. Sonst zeigt der Hüttenbewurf nur Abdrücke von Rutenflechtwerk, runden Stangen, brettartig gespaltenem Holz, anscheinend auch breite Blattabdrücke von Sumpfpflanzen (Iris, Typha?) und Moos. Der Abdruck eines Baumblattes (Buche ?) hat sich bei der Zerreiblichkeit des Materials leider verwischt.

Für die Zeitbestimmung der Anlage kommen folgende Momente in Betracht: Paläolithische Spuren oder andererseits solche der Kupfer- und Broncezeit, resp. einer der folgenden Perioden wurden trotz sorgfältigster Beobachtung nach dieser Richtung hin nicht gefunden. Die Anlage ist also eine rein neolithische. Innerhalb der neolithischen Kulturentwickelung ist ihre zeitliche Stellung bezeichnet durch die analogen Funde aus den mittleren Schichten rein steinzeitlicher Pfahlbauten (vergl. oben Seite 35), obwohl gelegentlich schon leise Anklänge an die Formen der kupferzeitlichen Schnurkeramik stattfinden. Und zwar erstreckt sich diese Uebereinstimmung der Michelsberger Funde mit den bezeichneten der Pfahlbauten nicht nur auf die Keramik, sondern auch auf die Werkzeuge aus Stein und Horn, wobei namentlich auch auf Geräte wie Tafel VI, Fig. 27 und 38 aufmerksam zu machen ist.

Ähnliche neolithische Siedelungen haben ohne Zweifel auch auf anderen Vorbergen des Rheinthales bestanden. Ich selbst habe zwischen dem Michelsberg und Obergrombach unterhalb des Kreuzes in den »Heidenäckern«, in der Nähe einer jetzt nur noch schwach fliessenden Quelle, mehrere steinzeitliche Herdgruben festgestellt, welche Scherben, ein Feuersteinmesser, Sandsteinbrocken, Knochen und einen durchbohrten Thoncylinder lieferten. Andere Spuren neolithischer Ansiedelungen finden sich bei Bruchsal (vergl. Schnarrenberger, die vor- und frühgeschichtliche Besiedelung des Kraichgaus S. 11 ff.) und bei Weingarten am sogenannten hohen Bild (vergl. ebenda S. 12). Neben den Pfahlbauwohnungen in Seeen und Mooren haben also offenbar von jeher Landansiedelungen bestanden, welche namentlich auf einzelstehenden, oft mit Wall und Graben umgebenen Kuppen der Vorberge des Rheinthales nicht nur Schutz gegen Feinde, sondern auch fruchtbares Ackerland und in der anschliessenden Ebene geeignete Weideplätze für ihre Viehherden fanden.

VERZEICHNIS

aller bisher untersuchten Wohngruben (W), Herdgruben (H), Vorrats- (V) und Abfallgruben (A), sowie der Gräber (siehe Plan).

1 und 2 teilweise zerstört, wenige Scherben und Knochen.

3. Grab: Schädel und Knochen.
   1. Rohes Thongefäss, glockenförmig, längliche Eindrücke unter dem Rand, Boden etwas flach H = 31,5 cm, D = 31 cm.
   2. Rohes Thongefäss ohne Fussfläche H = 27 cm, ob. D = 25,5 cm.
   3. Fragment einer unregelmässigen Schüssel D = 30 cm.
   Vergl. Heft 1 Taf. Abb. 8, 10. und beif. Taf. V. 4.

4. H. 70 cm D, 1 m tief.
   Rotbraune Erde, Asche, Scherben.
   1 Schüssel H = 8,5 cm, D = 13 cm. Taf. VI, 6.
   1 » H = 9 » D = 32 » Rand mit 2 Reihen eingedrückter Punkte. Taf. VI, 11.
   1 » H = 12 » D = 33 » » 2 vertikal durchbohrten Schnurösen.

5. Grab: 1 m breit, 1,2 m tief, 20 cm hoch, mit reinem Löss überdeckt.
   Am Boden viel Asche und Holzkohle, in der Mitte der Grube schwarze, mulmige Erde.
   1. Grosse Urne, rauh mit Fingerstrichen, Boden glatt, H = 45 cm, D = 35 cm, einseitig ausgebaucht.
   2. Tulpenförmiger, hoher Becher, H = 24 cm, ob. D = 19 cm. Taf. V, 16.
   3. Kleines kugeliges Gefäss mit Trichterhals H = 23 cm, ob. D = 44 cm. Tafel V, 25.
   4. Schwarze, glänzende, glatte Schüssel mit zwei Reihen tief eingedrückter, kreisrunder Punkte am Rand, Schnurösen, Boden flach, H = 16 cm, D = 36 cm, Boden D 8,5 cm, Rand 5 cm. Taf. VI 9.
   5. Flache Schüssel H = 10,5 cm, D = 36 cm.

6. Hohe Schüssel mit Fingerspitzenornament am Rand H = 27 cm, D = 45 cm, Boden D = 15cm, Taf. VI, 4.
7. Ein Backteller mit Fingerspitzenornament D 20 cm, Taf. VI, 13.
8. ein menschlicher Unterkiefer, ein Halswirbel, ein Os humeri, ein Ulna, ein Radius, ein Schulterblatt Rippenstücke, ein tierisches Schulterblatt und sonstige tierische Knochen, zwei Schalen einer Muschel: Unio sinuatus.

6. **H.** 1,0 m D, 0,70 m tief, enthielt nur einzelne Scherben und Knochen, fast ganz mit von Holzkohle durchsetzter Asche ausgefüllt. Im Aschenmantel, am Rand der Grube, die Hälfte eines Backtellers mit Löchern, 1 Schale von Unio sinuatus.

7. **Langgrab:** 2 m lang, 1,0 m tief, 30 cm breit; am unteren südlichen Ende ein menschlicher Fusswurzelknochen, einige Scherben und Holzkohle; mit brauner erhärteter Erde ausgefüllt.

8. **Langgrab:** 90 cm lang, 60 cm tief, 30 cm breit, ausgefüllt mit schwarzbrauner Erde, etwas Holzasche und Holzkohle, dabei einige Scherben. Am oberen nördlichen Ende Schädelreste und Rippenstücke einer kindlichen Leiche.

9. **H.** 1,30 m D, 1,20 m tief, schwarzbraune Erde, einige Scherben, am Boden ein verbrannter Kalkstein.

10. **H.** 0,80 m D, 0,60 m tief.
1. Trümmer einer grossen Urne.
2. Bodenstück eines Bechers.
3. Geschweiftes kleines Gefäss, ob. D = 15 cm, H = 19 cm.
4. Hohes schüsselartiges Gefäss in Becherform mit einer Schnuröse und flachem Boden, H = 16 cm, ob. D = 26 cm, Boden = 9 cm.
5. u. 6. Handmühle: Bodenstein (flacher Sandstein) und Läufer (walzenförmiger Sandstein) Taf. VI. 51.
7. Hüttenbewurf, Sandsteinsplitter, Holzkohle, Asche.

11. **V.** Grosses rohes Thongefäss ohne Verzierung H = 42,5 cm, ob. D = 39,5 cm. Rohes, napfartiges Thongefäss mit horizontal durchb. Ösen, H = 14,5 cm, ob. D = 22 cm. (Ausgegraben 1888).

12. **H.** 0,80 m D, 1,50 m tief.
Grosse Urne, glatt mit Hals H = 44 cm, gr. D = 41 cm, Halsweite = 34 cm, Rand 8 cm, Boden 15 cm, Taf. V 22. 50 cm hohe Aschenschicht mit Scherben und einer bearbeiteten Hirschhornsprosse (Grabstock), die Hälfte eines Schweineskelettes mit eingeschlagenem halbiertem Schädel, 1 Knochenpfriem, 1 Unio sinuatus, 1 geknetetes, gebranntes Lehmstück mit Hautfalten- und Fingerabdrücken.

13. **Grab:** Taf. IV, 8. D 1,20 cm, Tiefe 1,40 cm. Mit speckiger Erde ausgefüllt, am Boden Asche. Schädelreste unter einem flachen Stein.
1. Grosses rauhes Gefäss, Boden glatt mit stumpfer Spitze H = 50 cm, ob. D = 43,5 cm.
2. Grosses rauhes Gefäss, Boden glatt, abgerundet H = 47 cm, ob. D 37,5 cm. Taf. V, 7.
3. Tulpenförmiger Becher H = 24 cm, D = 19,5 cm.
4. Schöpfbecher H = 5,5 cm, D = 10 cm, L = 11,5 cm.
5. Kugelförmiges Gefäss mit Trichterhals H = 33 cm, gr. D = 31 cm, ob. D = 16 cm, Hals = 8 cm.
6. Unvollständige Trümmer vom Rand eines fassförmigen Gefässes.
7. Ein Reibstein aus Basalt.
8. Ein durchbohrtes Hirschhornwerkzeug L. = 24 cm, gr. D = 6½ cm.
9. Steinbeilfragment.
10. Rollkiesel mit polierter Fläche.
11. Kugelboden eines Gefässes.
12. Abgeflachter dicker Boden eines grossen Gefässes.
13. Hüttenbewurf.

14. **Grab:** D = 1,20 cm, Tiefe 1,40 cm.
Menschliche Skelettreste neben grossem Kalkstein, dabei tierische Reste von bos taurus, bos primi genius, Edelhirsch, Schwein und Hund.
1. Rauhe, glockenförmige Urne mit Fingerornament am Rand, Boden glatt, H = 38 cm, D = 33 cm.
2. Rauhe, konische Urne, Boden glatt H = 38 cm, D = 34 cm.
3. Kugelgefäss mit Halsansatz (fehlt) D = 35 cm, glatt, Taf. V, 24.
4. Schleifstein mit Spuren des Schleifens eines Steinbeiles.
5. Halbkugeliges Gefäss H = 7,5 cm, D = 12,8 cm. Taf. V, 5.
6. Gefäss, etwas konisch, H = 12,5 cm, D = 13,5 cm.
7. Im Feuer verzogene Stücke einer Schüssel mit Schnurösen und 2 (an einigen Stellen 3) Reihen eingedrückter Stiche.

8. Flacher Teller (Backteller) 20 cm D, $1^1/_2$ cm dick, oben rauh, unten glatt, am Rand Fingerornament mit weisser Masse ausgefüllt.
9. Hirschgeweihstück, 15 cm lang mit Spuren von Bearbeitung.
10. Zwei durchbohrte Fusswurzelknochen vom Rind.
11. Abgebrochene Spitze eines Pfriems aus Horn.
12. Gefäss mit kugeligem Bauch und weiter Öffnung, H = 23 cm, D = 17 cm.
13. Teil einer Schüssel mit Schnurösen.
14. Kugelboden einer Urne.
15. Teil eines cylindrischen Gefässes und eine Anzahl nicht zusammengehöriger Scherben.
16. Schale von Unio sinuatus (durchbohrt) Taf. VI, 39.

15. **Grab:** bei der Wegeanlage durchschnitten, nur schmaler Streifen erhalten; in diesem einige menschliche Knochen, darunter ein Oberschenkelknochen und Gefässcherben.

16. 1 × 1,03 m. Teilweise zerstört, ohne besonderen Inhalt. (Ausgegraben 1888).

17. **V.** Rohes Thongefäss, glockenförmig, am Rand Fingerspitzenornament H = 28 cm, D = 25 cm, K. A.-V. Heft 1 Taf., 9 und Heft III Taf. V 9. Rohes Thongefäss; Fragment einer Schüssel. (Ausgegraben 1888.)

18. **Langgrab:** 2 m lang, 1 m tief, 0,30 m breit, spärliche Skelettreste, einzelne Scherben, etwas Holzkohle.

19. Bei der Wegverbreiterung fast ganz zerstört, wenige einzelne Scherben und tierische Knochen.

20. Desgleichen.

21. **H.** 80 cm D, 60 cm tief (Taf. IV, 5). Eine Seite der Grube halbkugelförmig ausgepflastert, in der Mitte eine Anzahl grössere Steine, zwischen diesen handhohe Holzkohlenschicht mit Knochen und einzelnen Scherben, 2 Hornzapfen von Bos, einer oben und unten abgebrochen.

22. Ausserhalb des Schutzgrabens.

1 m D, 1 m tief, ganz mit schwarzer, speckiger Erde ausgefüllt, viel Holzkohle, einige Knochen, eine Handmühle (Bodenstein 36 cm lang, 20 cm breit, 10 cm dick). Interessante Fragmente eines Gefässes mit an Bandkeramik erinnernder Verzierung. (Abb. Text S. 45.)

23. **V.**(?) Bei Anlage eines Rübenloches teilweise zerstört, viele Scherben lagen auf dem Erdaufwurf herum, auch Knochen und Sandsteinstücke. Nachträglich untersucht. Ein glockenförmiges Gefäss restauriert H = 37 cm, ob D = 38 cm, Boden flach 11 cm D, Taf. V, 10. Keine Brandspuren, nur braunschwarze Erde. Unvollständige Trümmer von 2 bis 3 grossen rauhen Gefässen.

24. **A.** 0,80 m Durchmesser, 0,50 m tief.

Trümmer eines starken schwarzen Gefässes, viele Knochen, ein bearbeitetes Hirschgeweihstück.

25. **Grab** zweier jugendlicher Individuen.

1 m D, 1,20 m tief (Taf. IV, 7). Zwei Schädel am Nordwestrand der Grube mit Steinen umstellt, einer mit Unterkiefer gut erhalten, der andere etwas zerdrückt, wieder restauriert. Den Schädeln gegenüber an der anderen Wand ein Hornzapfen von Bos primigenius (70 cm lang, 35 cm Umfang) nebst Rippen und Wirbeln desselben. Inmitten der Grube grosses glockenförmiges Gefäss umgekehrt aufgestellt (Öffnung nach unten), H = 55 cm, ob. D = 58 cm, Wandstärke 25 mm, Taf. V, 3. Ein Kugelgefäss mit Trichterhals, auf der Schulter Tupfenornament, am Boden Wulstring mit zahlreichen nebeneinander liegenden, senkrechten Durchbohrungen H = 29,5 cm, gr. D 23,3 cm, ob. D 16 cm, Rand 7,5 cm. Taf. V, 23. Bodenstück eines gleichen Gefässes D 27 cm, Bodenstück eines anderen grossen Gefässes, Hals und Schulter eines solchen mit Fingerspitzenornament am Hals und 7 horizontal durchbohrten Schnurösen auf der Schulter. Ein Löffel aus Thon, Taf. VI, 15. Randstücke verschiedener Schüsseln. Zwei Stücke von Steinbeilen. Taf. VI, 49, 50. Ein Feuersteinmesser. Ein Mahlstein von Granit. Ein durchbohrter Fusswurzelknochen vom Rind. Grösseres Stück einer kleineren glockenförmigen Urne mit Fingerspitzenornament, Hüttenbewurf.

26. **H.**(?) 1 m D, 75 m tief, am Boden Aschenschicht, Grubenwand mit hartem, handdickem Mantel umgeben.

Ein kleiner kugeliger Becher H = 4 cm, D = 6,5 cm. Ein etwas grösserer kugeliger Becher H = 8,5 cm, D = 12,5 cm, Taf. VI, 20. Ein grösseres geschweiftes Gefäss H = 24 cm, ob. D = 21 cm. Ein kleiner kugelförmiger Becher H = 10 cm, ob. D = 11 cm, Taf. V, 21. Bodenstücke und Randstücke verschiedener Gefässe z. T. mit Ornamenten und nebeneinanderliegenden, durchbohrten Warzen. Teil eines flachen Tellers. Kalksteine und Sandsteine mit Brandspuren. Sandsteinsplitter mit geglätteten Flächen und ein grosser Sandstein mit Schleiffläche. Ein runder, roter Quarzstein (Rollkiesel). Ein runder, schwarzer Rollkiesel mit glatten Flächen. Viele Tierknochen, unter diesen folgende Werkzeuge:

1. Spatenartig hergerichtetes Schulterblatt L = 22 cm.
2. Pfriem mit abgerundeter Spitze L. = 14 cm.

3. Kurzer, spitzer Pfriem, glänzend, glatt L = 6,5 cm, Taf. VI, 37 cm.
4. Flaches Knochenstück mit messerartiger Schneide an der abgerundeten Spitze L = 12 cm, Taf. VI, 35.
5. Rippenstück als Messer zugerichtet L = 14 cm.
6. Bruchstück eines durchbohrten Zahnes L = 2,7 cm.

3 Schalen von Unio batavus.

27. H. 50 cm D, 40 cm tief, im oberen Teile zerstört.
Einige Scherben, Knochen, Brandspuren.

28. A. 60×60 cm, ohne Aschenschicht. Knochen, einzelne Scherben.

29. W. 3 m D, 50 cm tief.
Schwarze Kulturschicht mit wenigen Scherben und Knochen.

30. H. 60×60 cm. Erhärtete Holzasche, einzelne Scherben, Knochen, viele Steine, darunter ein Mahlstein.

31. H. 70 cm D, 50 cm tief.
Asche, Holzkohle, einige Scherben und verbrannte Knochenstückchen.

32. H. 80 cm D, 60 cm tief.
Asche, Scherben, verwitterter Hüttenbewurf und das abgebrochene Ende einer Hirschhornsprosse.

33. W. 1,50 m D, 50 cm tief, flach auslaufend, in der Mitte Feuerstelle mit verbrannten Herdsteinen und Holzkohle, Löss darunter rot gebrannt. Die ganze Fläche bedeckte eine 15 cm hohe schwarze Schicht, in dieser eine Steinsäge, L = 9 cm (Feuerstein oder Jaspis?). Taf. VI, 41, ein Feuersteinmesser (5,5×2,5), ein Pfriem mit Spitze und Schabfläche aus Hirschhorn L = 27 cm, ein durchbohrter Fusswurzelknochen vom Rind, ein bearbeitetes Stück Horn. Gespaltene und zerschlagene Knochen. Bruchstück eines flachen Tellers mit Ornament, beiderseits glatt. Hüttenbewurf.

34. H. c 60 × 60 cm, Steine, einzelne Scherben, Knochen, Hüttenbewurf, Asche.

35. W. 1,50 m D, 60 cm tief, flach auslaufend.
Hüttenbewurf mit Abdrücken dicker Stangen, 20 Stück roh vorgeschlagene Steinwerkzeuge, Glätt- und Schleifsteine. Schulter und Hals einer grossen Urne von 43 cm D, Halsweite 29 cm, kleiner, oben etwas ausgeschweifter Becher H = 13 cm, D = 12 cm, kleines, geradwandiges Gefäss, halbkugeliger Becher, D 9 cm, grosse Partien einer rauhen, dickwandigen Urne, grosse Partien einer glatten, dünnwandigen Urne, Scherben mit Strichverzierung, Warzen und Schnurösen, Randstücke von Schüsseln, eine Gelenkpfanne vom Rind als Schöpflöffel hergerichtet. Ein vollständiges Fuchsgebiss (Schädel.)

36. W. 2 m D, 60 cm tief. Scherben, angebrannte Knochen, verbrannte Erde, Bruchstück einer Unioschale.

37. W. 3 m D, 60 cm tief. Am Boden Brandspuren, Boden und Halsstücke eines grossen Gefässes, Unioschalen.

38. W. 2 m D, 50 cm tief.
Brandspuren, einzelne kleinere Scherben und Knochenstückchen.

39. H. 60 × 60 cm. Asche, Scherben, Knochen, Hüttenbewurf.

40. A. 1 m D, 70 cm tief.
Viele Knochen, ein kleiner Scherben mit Verzierung, eine Schale von Unio sinuatus.

41. H. 65 tief, 1,20 m D. Asche mit Holzkohle, einige kleinere Scherben, Rollkiesel und Knochen.
Ein tassenartiges Gefäss mit Standfläche und 4 Schnurösen H = 10 cm, ob. D = 14 cm, unt. D = 8 cm. Taf. VI, 12.

42. V. 1 m D, 70 cm tief.
Grosse Stücke einer grossen, roten, glatten, sehr weitbauchigen Urne mit weiter Öffnung mit Fingerspitzenornament am Rand H = 40cm, D = c. 42 cm. Trümmer einer ebenfalls sehr grossen und sehr dickwandigen Urne (Wandstärke 30 mm) mit zwei griffartigen, abwärtsgerichteten Ansätzen, auf der rauhen Oberfläche Tupfenornament (zerfiel an der Luft). Schulter und Hals einer grossen Urne mit 7 horizontalen Schnurösen und Fingerspitzenornament am Hals. Taf. V, 27. Ein Scherben mit undeutlichen dreieckigen Eindrücken, ein vierkantiger Krughenkel.

43. W. 5 m Durchmesser, 1,50 m tief, ohne besonderen Inhalt.

44. H. 1,20 m D, 60 cm tief, flach auslaufend. Auf dem Boden Aschenschicht, darin kleiner rundlicher Becher H = 3,5 cm, D = 5,5 cm. Grosses Stück einer sehr grossen, glockenförmigen Urne (mindestens 60 cm D) mit Durchbohrungen unter dem Rand, trichterförmiges, dünnes Halsstück eines anderen Gefässes. Viel Hüttenbewurf und einzelne Scherben, besonders Randstücke von Schüsseln in vielen Profilen.
Ein Unio sinuatus, ein Tellerstück mit Löchern, D = 20 cm.

45. und 46. A. 120 bis 130 cm D, 30 cm tief. Scherben und Knochen (Ausgegraben 1889) (K.A.V. Heft I Taf. n. 26).

47. **Grab: (?)** Tierknochen, Geweihstück, Kornquetscher, Mahlstein, Rippenstück mit Schneide L = 15 cm, Heft I Taf. 31. Unio sinuatus, Steinbeilchen L = 5 cm, Heft I Taf. 28. Weites Thongefäss mit Randösen H = 46,5 cm, ob. D = 29 cm, Heft I, Taf. 3 und beifolg. Taf. V 18. Grosse Thonschüssel mit fast aufrechtem Rand H = 21 cm, D = 32 cm. Heft I Taf. 6 und beifolg Taf. VI, 1. Tulpenförmiger Becher H = 24 cm, D = 22,5 cm. Thontiegel H = 18,5 cm, D = 15 cm, Heft I Taf. 11. Schöpfgefäss mit 2 Löchern, Heft I Taf. 17 und beifolg Taf. VI, 17. Grosses, rohverziertes Randstück. Grosse Wandstücke eines rohen Thongefässes. Menschliche Skelettreste waren nicht mehr nachweisbar. (Ausgegraben 1889).

48. **A.** 80 cm D, ca. 45 cm tief, in der Furche, grösstenteils zerstört, wenige Scherben.

49. **A.** 1,30 m D, 80 cm tief, hiervon 40 cm Ackerboden, enthielt nur Scherben u. a. Stücke mit Warzen und Schnurösen, ein Stück mit 3 nebeneinanderliegenden Schnurösen, oberes Randstück eines Kruges mit Henkel, Kopfstück eines Steinbeiles und einen kurzen Hornzapfen von Bos.

50. **Grab einer alten Frau.** Taf. IV, 6. 1,0 m D 1,05 m H, darüber noch 50 cm Ackerboden. Grube mit schwarzer speckiger Erde ausgefüllt; Skelett auf dem Rücken liegend, in Holzaschen-Breccie eingeschlossen, Richtung SO nach NW, Kopf in SO, Beine in Spreizstellung (Kniee aufwärts), linker Arm am Körper anliegend, rechter im Bogen der Grubenwandung folgend, Taf. VI, 25, am Schädel grosser Stein, daneben ein Henkelgefäss (Henkel abgebrochen), neben diesem ein Haufen Knochen von Schwein und Rind. Unter dem Skelett ein Steinpflaster (Steine teilweise verbrannt). Unter diesem wieder 25 cm hohe Aschenschicht mit einzelnen Scherben und dem Bodenstück eines grösseren Gefässes. Auch unter dem grossen Stein lagen einzelne Tierknochen und Scherben. Sonst fand sich nur ein grösserer, keilförmiger Sandstein, ein halbkugeliger Reibstein aus Granit und etwas Hüttenbewurf. Die Schädelmasse sind S. 42 angeführt. Dieses Grab weicht in mehrfacher Beziehung von den anderen ab; erstens durch die geringen Beigaben, zweitens durch die reichliche Aschenschicht und drittens durch das flache Steinpflaster, wozu die eigentümliche Lage des Skelettes noch hinzutritt.

51. **V.**(?) 1 m D, 1,50 m tief (hiervon 60 cm Ackererde), Trümmer einer grossen, dickwandigen Urne. Keine Asche, nur schwarzbraune Erde und viele Knochen.

52. **H.** 80 cm D, 40 bis 50 cm tief. Brandspuren, Scherben, Knochen.

53. (?) 80 cm D, 50 cm tief. Hüttenbewurf, mulmige, schwarze Erde, flacher Schleifstein, Stück einer Hirschstange, 7 durchbohrte Zähne, wie aufgereiht nebeneinanderliegend, Taf. VI, 28. Weitbauchiger Krug mit engem Hals und Strichverzierung auf parallelen Bändern H = 22,5 D = 20,4 ob D = 10, Boden D 11, Taf. VI, 21. Zwei Rollkiesel.

54. **H.** 1 m D, 55 cm tief. Hüttenbewurf, schwarze, leichte und mulmige Erde, am Boden 2 bis 3 fingerhohe, pulverige Holzkohlenschicht, darunter Aschennester und Herdsteine. Kugelige Urne mit Trichterhals H = 35 cm, gr D = 28,3 cm, ob D = 14 cm, Boden = 6 cm. Flaches Bodenstück und Bruchstück eines hohen Napfes mit Strichornamenten, anscheinend in 4 parallelen Reihen. Vertiefungen mit weisser Masse ausgefüllt.

55. **H.** 80 cm, D 50 cm tief. Mit schwarzer Erde ausgefüllt, am Boden Asche und Brandspuren. Die ganze Grube enthielt 98 Fusswurzelknochen vom Rind, einer davon durchbohrt, ein anderer der Länge nach gespalten, einige Bruchstücke einer Schüssel mit Tupfenornament am Rand, (mit weisser Masse ausgefüllt), einen Rollkiesel, eine Knochennadel (L = 7½ cm), Stück eines anderen Knochenwerkzeuges, Stücke eines flachen Tellers, einen Sandstein und eine Muschelschale.

56. **H.** 80 cm D, 50 cm tief, grösstenteils zerstört. Trümmer einer Urne und einer Schüssel mit Ornament, Reibstein, Mahlstein, Rollkiesel, Kalksteine (Herdsteine). Ein Pfriem L 14 cm, zwei verbrannte Pfrieme, verbrannte Knochen, zwei Unioschalen, Hüttenbewurf.

57. **H.** 1 m D 1,10 m tief, Taf. IV, 3, enthielt oben 60 cm tief braune Erde, dann 25 cm hoch schwarze Erde und Holzkohle mit einzelnen Scherben und Knochen, darunter einen flachen, spitzen Pfriem, am Boden eine 25 cm hohe Aschenschicht. In dieser Aschenschicht standen drei Herdsteine im Dreieck in gegenseitigem Abstand von ca. 30 cm.

58. **Grab**(?). Grosses rohes Thongefäss, am Rand Fingerverzierung H = 52 cm, ob D 49 cm. Vergl. K. A.V. Heft I, Taf. 5 und beif. Taf. V, 1, grosses Thongefäss, oval, mit aufrechtem Hals H = 53 cm, ob D = 24 cm, Taf. V, 20, grosses Thongefäss, oval, kürzer, mit aufrechtem Hals H = 33 cm, ob D = 27 cm, Taf. n. 4 und Taf. VI, 16, grosses Thongefäss, oval, mit hohem aufrechtem Hals H = 38, D = 21, Taf. n. 2 und Taf. V, 20, grosse flache Thonschüssel H = 12 cm, D = 38 cm, Taf. n. 13 und Taf. VI, 10, weites Thongefäss H = 15 cm, D = 25 cm, Taf. n. 7 und Taf. VI, 3, tiegelförmiges Thongefäss, roh H = 16 cm, ob. D = 16 cm, Taf. n. 12, Thonbecher, tulpenförmig, H = 21,5 cm, ob. D = 20,5 cm, Taf. n. 18 und Taf. V, 13, bauchiger Krug mit Henkel H = 23,5 cm, D = 9 cm, Taf. VI, 23, bauchiger Krug H = 20 cm, D = 11 cm, Taf. n. 15 und Taf. VI, 14,

bauchiger Krug H = 17 cm, D = 8 cm, Taf. I, 14, Schöpfgefäss, L 15,4 cm, Taf. n. 16 und Taf. VI, 5. Menschliche Skelettreste waren nicht mehr nachweisbar. (Ausgegraben 1889.)

59. Grab(?). 80 cm D, 60 cm tief, nur teilweise erhalten, vielleicht Grab(?) wegen der symmetrischen Anordnung des Inhaltes. Dreifingerhohe Aschenschicht, darüber schwarzer, zäher Boden, zwei tulpenförmige Becher unversehrt über Kreuz liegend, daneben ein dritter und wenig entfernt das ovale Bodenstück eines vierten. 1. H = 15 cm, D = 15 cm, Taf. V, 17. 2. Mit einem Kranz von Bückeln an Stelle der Einschnürung H = 16½ cm, D = 16½ cm, Taf. V, 14. 3. Mit erhabenem Zickzack-Ornament auf einer Seite H = 15½ cm, D = 17 cm, Taf. V, 15. 4. Bodenstück H = 9½ cm, D = 7½ cm, Taf. V, 19. Den Bechern gegenüber, ebenfalls über Kreuz lagen in der Asche und teilweise angebrannt zwei Knochenwerkzeuge aus Schulterblatt (Spaten) L = 30 und 16 cm, Taf. VII, 26. Drei Stücke eines versprungenen Kornquetschers. Zwei Stücke eines versprungenen Schleifsteines oder Bodensteines einer Handmühle. Bruchstücke eines dickwandigen Bechers mit länglicher Warze. Hohe Schüssel mit Tupfenornament am Rand H = 23 cm, ob. D = 38 cm, Boden D = 13 cm.

60. 1 m D, 70 cm tief, fast ganz mit gebranntem Hüttenbewurf angefüllt, wenig Scherben und Knochen; unter ersteren ein Tellerstück.

61. A. 60 cm tief, Scherben, Knochen, ein Feuersteinsplitter, ein Geweihstück. (Ausgegraben 1889).

62. H. 80 cm D, 50 cm tief, in der Furche, zum Teil zerstört. Trümmer einer grossen Urne und einige Knochen, am Boden Holzasche.

63. A. 1,30 m D, 55 cm tief. Scherben, Steinbeilchen, Feuersteinsplitter (vergl. Heft I Taf. n. 30 und bei folgende Taf. VI, 48), Beinwerkzeuge (vergl. Heft I Taf. n. 24, 25), zwei durchbohrte Fusswurzelknochen (Taf. n. 23 und beifolgende Taf. VI, 31, 32), bearbeitetes Tierknochenstück. (Ausgegraben 1889).

64. 25 cm tief. Wenig Reste. (Ausgegraben 1889).

65. A. 1 m D, 70 cm tief. Direkt unter dem Ackerboden Trümmer zweier mittelgrosser, rauher Urnen, von einem hohen Becher, einem ziemlich geraden grösseren Becher und einem grösseren glatten Gefäss. Alles durch Frost sehr verwittert und durch den Pflug zertrümmert. Unter den Scherben schwarze Schicht, die zwei grosse Körbe voll Knochen vom Schwein und Rind enthielt. Ein Feuersteinsplitter, Sandsteinsplitter, Stück eines Reibsteines.

66. A. 80 cm D, 50 cm tief. Scherben Knochen.

67. A. 1,20 m D, 50 cm tief. Scherben, Knochen, ein Werkzeug (Beil?) von Knochen L = 12 cm (Vergl. K.A.V. I, Taf. n. 22 und Taf. VI, 29). (Ausgegraben 1889).

68. H. 90 cm D, 60 cm tief. Herdgrube mit vollständiger Herdsetzung an der Wandung (Siehe Taf. IV, 4.) Der Zwischenraum zwischen den Steinen zur Hälfte mit Holzasche ausgefüllt, in der noch der ausgeglühte Boden eines grösseren Gefässes steckte. Ganze Grube mit Trümmern von ca. 15 Gefässen ausgefüllt, von denen nur wenige zusammengesetzt werden konnten, da durch Zerstörung des oberen Teiles der Grube viel fehlte. Eine Kanne H = 19 cm, Umfang = 53 cm, Öffnung = 9 cm, Boden = 6 cm, Taf. VI, 14. Ein Becher H = 21 cm, D = 17 cm. Grosse Schüssel D = 46 cm, H = 13 cm, Boden 11 cm, Rand 6 cm, Bodenstärke 20 mm.

69. H. 1,20 m D, 50 cm tief. Einzelne Scherben, Knochen, Sandsteinbrocken; am Boden 25 cm hohe weisse Aschenschicht, in dieser eine hübsche kleine Schale H = 5½ cm, D = 13½ cm, Boden = 2½ cm. Taf. VI, 7.

70. H. 70 cm D, 50 cm tief. Scherben, Knochen, ein als Werkzeug bearbeitetes Schulterblatt, kleiner Feuersteinsplitter, am Boden Brandspuren.

71. H. 70 D, 60 cm tief. Nur Brandspuren, ohne sonstigen Inhalt.

72. W. 2 m D, 50 cm tief. Viel Asche mit Holzkohle, einzelne Scherben und Knochen, darunter eine Hirschhornsprosse. Ein abgebrochener Pfriem, kleines bearbeitetes Knochenstück, Hüttenbewurf.

73. H. 1 m D, 75 cm tief, Sohle spitz zulaufend. Viel Asche und Branderde. Eine grosse, rauhe, 3½ cm dickwandige Urne H = 60 cm, D = 45 cm, Boden glatt, ein tulpenförmiger Becher H = 23 cm, D = 20 cm, ein geradwandiger Becher H = 22 cm, D = 18 cm, eine Schüssel H = 15 cm, D = 30 cm, Boden D = 8 cm, Randhöhe 4,5 cm, ein flacher Backteller D 26 cm, mit eingedrückten Furchen am Rand. Bruchstück eines zweiten Tellers und eines Gefässes mit Hals, Bruchstück eines Steinbeiles. Zerschlagene und verbrannte Knochen, ein Pfriem (Spitze abgebrochen) Sandsteinstücke mit Polierfläche. Kalksteine (Herdsteine) i. d. Asche, Hüttenbewurf.

74. H. 1 m D, 50 cm tief. Viele Brandspuren, Holzkohle, Asche, Scherben, ein Reibstein, 1 abgebrannter Pfriem, Hirschgeweihsprosse mit stumpf bearbeiteter Spitze, zerschlagene Knochen und Geweihstücke.

75. W. 2 m D, 75 cm tief. Herdsteine, Asche, Holzkohle, Handmühle (Bodenstein und Läufer, letzterer kindskopfgross), Kopfstücke zweier Steinbeile, kleines Steinmesser, zwei lagenweis verwitterte Steinbeile, ein Feuersteinsplitter, ein Kiesel, ein Zahn, viele tierische Fusswurzelknochen, verbrannte und

zerschlagene Knochen, ein Schöpfbecher, ein bauchiges Gefäss mit Hals (verziertem Rand) mit 7 horizontal durchbohrten Schnurösen auf der Schulter H = 38 cm, ob D 30 cm grösst. D 37 cm, Boden D 16 cm, Randh. 8 cm. Einzelne Stücke derselben sind durch Gluthitze verschlackt. (Abbildung im Text S. 45.)

76. H. 1 m D, 80 cm tief, vollständig mit Branderde und Asche ausgefüllt, oben viel Hüttenbewurf, dann dichte Lage Scherben, alles zu compakter Masse verkittet, ein Reibstein, ein Mahlstein, ein Kiesel, flache Schüssel mit zwei Schnurösen, Bodenstück eines Gefässes mit Ringwulst und vielen Schnurösen (vertikal). Grosses Gefäss, Wandung aussen nachträglich mit Lehmbrei überstrichen H = 50 cm D = 46 cm. Ein kleineres glockenförmiges, rauhes Gefäss mit Randornament H = 44 cm, D = 35 cm
» » » » » » » und Buckeln D = 27 cm
» » » » » ohne » H = 37 cm, D = 29 cm

77. A. 80 cm D, 40 cm tief, teilweise zerstört. Stücke eines grossen Gefässes und eines Tellers, Knochen, Sandsteinstücke.

78. A. 1 m D, 75 cm tief. Gespaltene Knochen, Ober- und Unterkiefer vom Schwein, Scherben, ein Reibstein, ein Pfriem, Hüttenbewurf, Bruchstücke zweier Backteller, ein vollständig unversehrtes Gefäss H = 16 cm, D = 17 cm, Boden D 6 cm.

79. W. 2,20 m × 60 cm, Hüttenbewurf. Knochen, Hals eines Gefässes, Herdsteine, ein Reibstein.

80. H. 1 m D, 80 cm tief; Ganz mit Scherben ausgefüllt, diese teilweise vollständig ausgeglüht, eine rauhe, dickwandige, etwas konische Urne H = 43 cm, D = 35 cm. Ein kugeliges Gefäss mit engem Hals D = 33 cm, H = 40 cm, ob. D 17 cm, Randh. 7 cm. Ein tulpenförmiger Becher H = 22 cm, ob. D = 19 cm. Ein hoher, oben weit ausgeladener Napf mit 2 Reihen Stichornament H = 24 cm, ob. D = 30 cm, Boden 12 cm. Abbildung im Text S. 45. Eine flache Schüssel mit zwei Schnurösen einerseits, und je zwei Durchbohrungen am Boden und Rand der Schüssel auf der anderen Seite H = 13 cm, ob. D = 40 cm, Randhöhe = 7½ cm, Boden 10 cm. S. 45. Ausgeglühte Trümmer einiger anderer Gefässe, ein Werkzeug aus Hirschhorn, Knochen, Hüttenbewurf.

81. W. 1,50 m D, 60 cm tief; 25 cm hohe braune, dann 20 cm hohe schwarze, mulmige Erdschicht, Scherben, Knochen, ein grosser Reibstein, ein Feuerstein, ein Werkzeug aus einem grösseren Zahn.

82. W. 80 cm D, 50 cm tief. Holzkohlen, Asche, Knochen, wenig Scherben.

83. W. 1,40 m tief, 2,50 m D; in schwarzer Erde, oben Knochen und einzelne Scherben, in 70 bis 95 cm Tiefe reine braungelbe Erdschicht, dann steinharte, aus Asche, Hüttenbewurf und einzelnen Scherben zusammengebackene Masse, in dieser zwei tulpenförmige Becher und Herdsteine. 1) H = 20 cm, D = 19 cm. 2) H = 22 cm, D = 19 cm.

84. (Grab?) 1 m D, 120 cm tief, 50 cm hoch dunkelbraune, speckige Erde, 20 cm leichte mulmige Erde, am Boden 20 cm hoch verkohltes Getreide. Ein tulpenförmiger Becher, unten spitz, H = 22 cm, ob. D = 20 cm. Bodenstück eines zweiten, mit verkohltem Getreide und Asche gefüllt, eine hohe Schüssel mit zwei Reihen Stichornamenten am gebrochenen Rand, H = 23 cm, ob. D = 34 cm, eine glatte Schüssel ohne Verzierung, H = 24 cm, ob. D = 28 cm, ein dickwandiger, cylindrischer Becher, H = 19 cm, ob. D = 13,5 cm, ein glattes, etwas grösseres Gefäss, H = 31 cm, ob. D = 22,5 cm, ein grosses, rauhes Gefäss mit zwei breiten Handhaben, H = 32,5 cm, ob. D. = 28,5 cm, ein rauhes Gefäss mit Fingerspitzen-Ornament am Rand, H = 40 cm, ob. D = 32 cm, ein rauhes, fast cylindrisches Gefäss mit glattem Boden, H = 31 cm, ob. D = 27 cm, ein grosses, wenig rauhes Gefäss mit weiter Öffnung und Kugelboden, H = 30 cm, ob. D = 34 cm, ein Backteller, D = 18 cm, zwei Bruchstücke eines sehr grossen, rauhen Gefässes (siehe Bemerkung bei Nr. 85), grösserer Teil eines kleineren, rauhen Gefässes, H = ca. 20 cm, zwei Knochenpfrieme, Hüttenbewurf, ein Mahlstein (Sandstein).

85. A. 1 m D, 1 m tief, unten spitz auslaufend. Die Hälfte einer grossen rauhwandigen Urne. Die in Grube 84 gefundenen beiden Bruchstücke gehören zu diesem Gefäss. Die Gruben sind ca. 15 m von einander entfernt, zwei Bodenstücke tulpenförmiger Becher, Bruchstücke zweier gradwandiger Becher, viele kleine Scherben und verbrannte Unioschalen, drei Schulterblätter vom Rind, eines bearbeitet, Hüttenbewurf.

86. A. 90 cm D, 60 cm tief. Bruchstücke einer Schüssel mit zwei Reihen Stichornament und Schnurösen am abgesetzten Rand, drei Pfrieme 8,5 cm, 7 cm und 5,5 cm lang.

87. A. 1,5 m D, 50 cm tief, mit speckiger, schwarzer Erde angefüllt. Einige Scherben, Knochen, ein Reibstein, zwei Pfrieme 7 cm und 5,5 cm lang.

88. H. 1,20 m D, 60 cm tief, mit brauner Lehmerde angefüllt, am Boden Brandspuren. Drei grössere rauhe Gefässe mit Fingerspitzenornament am Rand, die einseitige Hälfte eines kleineren tulpenförmigen Bechers H = 16 cm. Ein Reibstein, viele Sandsteinstücke, einige Knochen.

89. **H.** 1 m D, 50 cm tief, direkt neben voriger, mit schwarzer zäher Erde angefüllt, auf dem Boden Branderde mit Holzkohle. Hohe weit ausgeladene Schüssel, mit beiderseits je zwei Schnuröse im oberen Drittel H = 33 cm, ob. D = 46 cm, Boden D = 17 cm. Ein kleiner tulpenförmiger Becher H = 15 cm, ob. D = 15,5 cm. Zwei grössere Rollkiesel (Reibsteine). Bodenstein einer Handmühle aus Sandstein. Scherben eines Bechers mit Stichornament am Boden und Schnuröse, einige Knochen.

90. **H.** 1 m D, 50 cm tief. 30 cm hohe, harte Brandschicht, nur einzelne Scherben, Steinbrocken und Knochen enthaltend.

Die Grabhügelgruppe bei Salem (A. Überlingen).

Von *E. Wagner.*

Salem, früher Cisterzienserabtei, zwei Stunden landeinwärts vom Nordufer des Überlinger Bodenseearms, im Aachthal, befindet sich jetzt im Besitz der Markgrafen von Baden.

Im dortigen Hardtwalde, zwei km östlich vom Kloster, liegt auf der höchsten Erhebung des Thals, trocken im Delta zwischen zwei Flussläufen, von der Strasse nach Deggenhausen durchschnitten, eine Gruppe von 20 ansehnlichen Grabhügeln.* Sie bestehen, wie der dortige Waldboden überhaupt, aus etwas lehmigem, rötlichgelbem Sand.

Denselben wurde erstmals auf Veranlassung des Dekans Wilhelmi in Sinsheim durch den verewigten Markgrafen Wilhelm von Baden Aufmerksamkeit zugewandt, welcher durch den Forstinspektor Bleibimhaus in den Jahren 1830 und 1834 acht von den Hügeln ausgraben liess. Von mir wurden später in den Jahren 1878, 1891, 1892, 1896 und 1897 mit Unterstützung zuerst des Herrn Forstmeisters Helmle und später, 1897, des Herrn Oberförsters von Litschgi in Salem, sämtliche übrigen untersucht, so dass jetzt eine Übersicht über die ganze Gruppe ermöglicht ist.

Sie zerfällt in eine nördliche (A—E, s. Plan Taf. VII, 1), mittlere (Q—T) und eine südliche Abteilung (G—P); vereinzelt stehen die Hügel F und U; die südliche Abteilung von neun Hügeln wird durch den stattlichsten derselben G, der bei 26 m Durchm. die Höhe von 3,40 m erreicht, dominiert. Ob die Gruppe sich ursprünglich weiter ausgedehnt hat, so dass im Laufe der Zeit weitere Hügel eingeebnet worden wären, ist schwer zu sagen. Im südlichen Teil ist hievon keine Spur zu entdecken; eher könnte der nördliche westwärts noch weiter gegangen sein.

Wir geben zunächst die Ausgrabungsresultate bei den einzelnen Hügeln.

Nach dem Bericht des Forstinspektors Bleibimhaus vom 12. Juni 1834 wurde »auf höchsten Befehl des Herrn Markgrafen Wilhelm 1830 die schon früher begonnene Eröffnung der vier Hügel der mittleren Gruppe (Q—T) fortgesetzt. Man begnügte sich dabei aus Schonung für den Waldbestand, von dem Gipfel der Hügel hinab eine senkrechte, 2—3 m weite, bis auf den Grund reichende Grube zu machen, wobei freilich ein grosser Teil der Hügelmasse ununtersucht blieb. Dessen ungeachtet wurden viele, jedoch ganz zerstreut liegende Teile von Thon-Gefässen aufgefunden; ausser

---

* Über dieselben s. E. Wagner, Hügelgräber und Urnen-Friedhöfe in Baden, Karlsruhe, b. G. Braun 1885, p. 3 ff. und Sinsheimer Jahresberichte von K. Wilhelmi IV, p. 9 und V, p. 14 Anm. 34.

diesen zeigten sich mehrere von Rost durchdrungene, zerbrochene Stücke Eisen, welche bei verschiedener, 30 cm nicht übersteigender Länge, ca. 21 mm breit und 9 mm dick sind und an denen man noch die Stellen bemerkt, auf welchen sie mittelst Nägeln an einen länglich runden hölzernen Körper, von dem sich auch noch Spuren zeigten, befestigt waren.

»Im Jahr 1834 wurde dann in vier Hügeln der nördlichen Gruppe (A—D) mit den Nachgrabungen fortgefahren, bei dreien auf die oben angegebene Weise, bei dem vierten (D) mit einem breiten Durchschnitt durch den Hügel.«

Über die damalige Ausbeute wird im Bericht folgendes bemerkt:

Hügel A. Dm. 21 m, H. ca. 2,60 m.

»Es fanden sich in der Mitte, 1 m über der Grundfläche, viele Scherben von Thongefässen.«*

Hügel B. Dm. 16 m, H. ca. 2 m.

»In der Mitte, 1,50 m über der Grundfläche, einige sehr dünne Plättchen von Bronze; auf einzelnen derselben mit vielem Fleiss eingravierte Parallellinien und Reihen kleiner concentrischer Kreise (Taf. VIII, 9).« Es sind unzweifelhaft die Reste eines mit gestanztem (?), einfachem Ornament gezierten, rechteckigen Gürtelblechs von Bronze, wie solche aus den Gräbern der Hallstatt-Periode in Süddeutschland bekannt sind.

Hügel C. Dm. 14 m, H. 1,80 m »gab gar keine Ausbeute«.

Hügel D. Dm. 23 m, H. 3 m.

»Derselbe zeigte sich, nachdem von Süd nach Nord ein 2,50—2 m breiter Durchschnitt bis auf die Grundfläche herab gemacht worden, am ergiebigsten.« Von seiner Ausgrabung ist noch ein Situationsplan (Taf. VII, 2) vorhanden. Darnach fand man ausser zerstreuten Kohlen- und Aschenresten und Knochenstückchen zuerst in der Mitte, 1,20 m über dem gewachsenen Boden (a), in einander liegend zwei grosse, hohle Halsringe von Bronze, den einen mit 17,5 cm, den andern mit 13,5 cm innerem Durchm., beide 1,6 cm dick, offen, an den Enden jeder mit verschiedenem Strichornament und kleinen Kreisen verziert und so federnd, dass je ein Ende ca. 1 cm in das andere schliessend hineinragte (Taf. VIII, 13, 14). Die Ringe seien »mit einer unkenntlichen, weisslichen, leichten Masse« angefüllt gewesen, von der sich leider später

---

* Die aus den Hügeln A—C und Q—T noch erhaltenen Thonscherben ergaben folgende Gefässe:

1. graue, birnförmige Thonurne, Bauch mit senkrechten, triglyphenartigen Streifen, zwischen welchen leere Felder, verziert. H. 26 cm, Weite 34 cm (Taf. VIII, 3),
2. rote, birnförmige Urne, ohne Verzierung, H 27 cm, Weite 24 cm (Taf. VIII, 4),
3. etwas gedrückte, birnförmige Urne, schwarz mit dunkelroten Zierbändern, H 18,5 cm, Weite 27 cm (Taf. VIII, 2),
4. Fragmente einer birnförmigen Urne, Bauch mit roten Bändern, welche Trapeze einschliessen, verziert; letztere mit Reihen kleiner, eingedrückter Vierecke gefüllt, welche, sowie die säumenden Bandlinien mit weisser Kreidemasse ausgefüllt sind. Am unteren, unverzierten Teil eine Reihe von 16 aufrechten, kleinen Parallelstrichen eingeritzt (Taf. VIII, 1), deren Bedeutung nicht festzustellen ist.
5. runde Schüssel, Dm. 32,5 cm, H. 9,5 cm, innen dunkel-blaurot, mit graphitschwarzem Rand und ebenso aufgemalten Zierlinien, aussen nicht gefärbt (Taf. VIII, 6),
6. runde Schüssel, Dm. 27 cm, H. 8 cm, von braunem Thon, in der innern Fläche ursprünglich vielleicht ähnliche, dunklere Linien, der Rand bedeckt mit einem Bandornament aus Rauten, Parallellinien mit kreuzweise zwischengelegten Diagonalen und kleinen concentrischen Kreisen, alles in fein tremolierstichartig gereihten Strichelchen verlaufend (Taf. VIII, 5).

Ausserdem stammen aus den genannten Hügeln noch Stücke von zwei Bronze-Bogenfibeln ohne Verzierung, die eine mit 4,8 cm, die andere mit 3,5 cm Bogendurchmesser (Taf. VIII, 7, 8).

nichts mehr vorfand; das Bronzeblech derselben ist sorgfältig gerollt, die Berührungslinie der beiden Kanten auf der inneren Seite sichtbar geblieben.

In einiger Entfernung nordwestl. lag, ca. 30 cm höher (b), ein rechteckiges (20,3 cm l., 8,5 cm br.), nicht verziertes Bronze-Gürtelblech, mit einem durch zwei Nietnägel an der einen Schmalseite befestigten Haken, während an der andern fünf kleine Nietnägel in zwei Reihen zum Teil noch kenntliche Stückchen von Leder festhielten (VIII, 15). Daneben waren noch mehrere Knochenstücke erhalten.

Südlich von den Halsringen, in gleicher Höhe wie sie, erschien (c) ein massiver Armring von Bronze (innerer Dm. 6 cm) mit 6 mm dickem Querschnitt, nach aussen mehr convex als nach innen (VIII, 16).

Südwestlich von ihnen, ca. 30 cm tiefer gelegt (c), waren Thonscherben zusammengehäuft, aus welchen schon damals drei Gefässe zusammengesetzt wurden, eine grosse birnförmige Urne (H. 28,5, Weite 35,5 cm) mit graphitschwarzem Hals und einer Schulterverzierung, in welcher rot umbänderte Trapeze und Dreiecke mit Zickzackreihen kleiner, eingedrückter Dreiecke gefüllt sind (VIII, 10) und zwei kleine, halbkugelige, graue Schalen von 11,5 und 12 cm Durchmesser bei 4,4 cm Höhe (VIII, 11, 12).

Wenig südlich von diesen Gefässen stiess man dann (d), wohl 1 m tiefer, ziemlich auf gewachsenem Boden auf ein 75 cm langes und samt den noch vorhandenen Resten einer hölzernen Scheide 6 cm breites Eisenschwert. Klinge und Scheide, welche letztere mit einem gewobenen Zeuge überzogen war, waren so von Rost durchdrungen, dass der Handgriff beim Herausnehmen abfiel und das Ganze überhaupt sich ziemlich zerbrechlich zeigte«; leider ist von demselben auch nichts mehr vorhanden (wahrscheinliche Form VIII, 17).

Nach der angegebenen, gegenseitigen Lage der Fundstücke zu schliessen, dürfte eine ursprüngliche erste Bestattung in der Tiefe des gewachsenen Bodens stattgefunden haben; von ihr wäre ausser dem seither gleichfalls verlorenen Eisenschwert nichts mehr übrig geblieben. Die übrigen, ungefähr 1 m höher gefundenen Stücke dürften einer weiteren nachherigen Bestattung (dass es eine solche war, beweisen die Knochenstücke in der Nähe des Gürtelblechs) angehört haben, bei der die Leiche (nach der Lage der Halsringe und des Gürtels) von S.O. nach N.W. gebettet war, während die Thongefässe sich seitlich in der Nähe des Kopfes befanden (ähnliches s. u. bei Hügel M.): Auf Erklärung der Lage des Armrings muss verzichtet werden.

Hügel E. Dm. 18 m, H. 1,60 m (1896).

Die Ausgrabung ergab ca. 1,70 m südwestlich vom Mittelpunkt in 1 m Tiefe eine Brandstelle mit Asche und Kohlen, sonst abgesehen von einigen wenigen kleinen Thonscherben keine Fundstücke.

Hügel F. Dm. 21 m, H. 1,50 m (1878).

Über die Untersuchung des einsam stehenden Hügels F ist schon früher* berichtet worden. Wir wiederholen die Angaben, teils der Vollständigkeit halber, teils um an dem einen Beispiel besonders deutlich zu zeigen, wie fast immer in unseren Grabhügeln, zumal in lockerem Boden, durch allerlei zerstörende Einflüsse, Bodenfeuchtigkeit, Baumwurzeln u. dergl. bedingt, die ursprüngliche Lage und der Charakter der Bestattungen verwirrt und nahezu unkenntlich erscheinen. Die Ausgrabung wurde damit begonnen, dass man rings um die Mitte C des Hügels (Taf. VII, 3) bis auf den gewachsenen Boden hinab einen Ringgraben von 5 m innerem Halbmesser und 2 m Breite bloss-

* E. Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe 1885, pag. 7 f.

legte und dann das mittlere kuchenförmige Stück von oben herab in der ganzen Fläche allmählig abhob.

Sämtliche Fundstücke lagen ungefähr in der Tiefe des gewachsenen Bodens und schienen zwei getrennten Bestattungen anzugehören. Man stiess zuerst 3 m westlich von der Mitte auf eine nicht unbedeutende Steinsetzung S in Form unregelmässig angehäufter grösserer und kleinerer unbehauener Steine, wie sie dort, allerdings spärlich, im Boden gefunden werden; die grössere Zahl schien weiterher beigebracht. Unter denselben, von ihnen eingeschlossen und zerdrückt, lag eine ansehnliche Menge von Thonscherben, aus welchen sich acht Gefässe wieder herstellen liessen.

Es waren vier grosse birnförmige, verzierte Urnen:

1. Taf. VIII, 18 (H. 29 cm, Weite 33 cm), über die Schulter mit schwarzen und blauroten Bändern verziert, welche hellrote Dreiecke einschlossen, deren Flächen durch eingeritzte, mit weisser Kreidemasse ausgefüllte Reihen sich kreuzender Parallelen in kleine Rauten eingeteilt waren,
2. VIII, 19 (H. noch 28,5 cm), mit Rauten- und Dreiecksmustern, in denselben Reihen eingedrückter kleiner Vierecke, mit wenig deutlicher Farbe,
3. VIII, 20 (H. 25,5 cm), bläulichrot mit triglyphenartigem Streifenmuster,
4. VIII, 21 (H. noch 25 cm, grösste Weite 28 cm), glatt, blaurot, mit aufgemalten schwarzen Linien, Parallelen und kreuzweisen Diagonalen;

ferner eine blaurote runde Zier-Schüssel, VIII, 22 (Dm. 25 cm, H. 8 cm), innen in der Mitte und am Rande farbig mit abwechselnd roten und schwarzen Streifen verziert, welche rötliche Dreiecke mit Reihen von eingedrückten und mit Kreidemasse ausgefüllten kleinen Vierecken einschlossen,

endlich eine grössere (VIII, 23; Dm. 15, H. 5,6 cm) und zwei kleinere halbkugelige Schalen (24, 25) in der rötlich-gelblichen Naturfarbe des Thons.

Unmittelbar westlich von der Steinsetzung, aber nicht mehr unter ihr, zeigte sich (g) etwas Kohle (von Buchen- und Tannenholz) untermischt mit sehr kleinen calcinirten Knochenstückchen (Tier oder Mensch?); dicht dabei (e) lag ein noch 9 cm langes Bruchstück eines hohlen, 1,4 cm dicken Halsrings von Bronze (VIII, 40) und (f) ein massives, offenes Bronzeringchen, Dm. 4,8, für einen Armring zu klein (VIII, 35), ferner, mehr gegen den Mittelpunkt hin noch unter den Steinen (d), ein 35,4 cm langer Eisendolch (VIII, 28) in eiserner, an der Spitze nach zwei Seiten in Bogen auslaufender Scheide, mit silbertauschirten Linien-Einlagen in dem nach oben in eine Querstange mit drei aufgesetzten, ebenso verzierten Knöpfen auslaufenden Griff. Endlich kam wenig nördlich von der Steinsetzung (h) noch ein grosses Rand- und Schulterstück (35 cm Dm.) eines runden Kessels von Bronze (VIII, 41) zum Vorschein, dessen Boden nur noch in kleinen Fragmenten erhalten war und an welchem auf zwei Seiten je zwei Nietnägel die Stellen bezeichneten, an welchen wagrechte Griffe angesetzt gewesen waren.

Von diesem Complex getrennt lag 2—3 m südlich vom Mittelpunkt eine zweite kleinere Anhäufung von Steinen S′, welche die Bestattung mehr gegen S.W. begrenzt, als sie bedeckt zu haben schien. Auf ihrer nordöstlichen Seite war (l) ein nur noch 6 cm langes, von der Berührung mit Bronze grün gewordenes menschliches Knochenstückchen (Arm oder Bein), das einzige, aber sichere Überbleibsel einer menschlichen Leiche. Von Beigaben fanden sich in der Nähe (k), ohne Gewähr für die genauere ursprüngliche Lage, zwei gleiche, 8 mm dicke hohle Bronzearmringe (inn. Dm. 8,5) mit einer Wulstverzierung an dem durch Ineinanderschieben der Enden bewerkstelligten Verschluss (VIII, 33) und Stücke eines dritten kleineren, zwei

Fragmente eines weiteren zierlichen, hohlen Bronzearmringchens mit ovalem Querschnitt und Schloss mit Drahtringchen und Ösen (VIII, 39), ein massives Bronzeringchen (inn. Dm. 1,7) mit kreisrundem Querschnitt (0,5 cm Dicke) (VIII, 35), ein gleichfalls massiver geschlossener Fuss- oder Arm-Bronzering (m) mit 8,2 cm innerem Durchmesser und rundem Querschnitt bei 6 mm Dicke (VIII, 34) und die Fragmente von zwei Bronzefibeln (k), einer Schlangen- und einer Bogenfibel mit grosser Spirale und kurzer Nadel (VIII, 31, 32).

Näher bei der Steinsetzung lagen neben einander (n) die Reste von zwei Speerspitzen von Eisen mit Tüllen (VIII, 29), 39 cm lang und wenig breit, zusammen mit einem nicht mehr zu definierenden länglichen, noch 12 cm langen Stück Eisen (VIII, 30). Weiter fanden sich in der Nähe (p) zwei geschlossene Eisenringe (5,4 cm inn. Dm.) (VIII, 38), und weiter entfernt (q) ein dritter solcher kleinerer (2,7 cm inn. Dm.); ihre Bedeutung war nicht festzustellen; ebenso wenig die von zwei jenseits der Steinsetzung (r) liegenden Fragmenten von Bronze, das eine, 11,5 cm lang, vielleicht der spitzig zulaufende Stiel eines Löffelchens (VIII, 37), das andere (VIII, 36) ein 7 cm langes an den Enden nach entgegengesetzten Seiten gebogenes Stängchen (Stück irgend eines Geräts?).

Abgesondert fanden sich noch 2 m östlich von der Mitte (t) die Bruchstücke von zwei kleinen halbkugeligen Thonschalen (VIII, 26, 27).

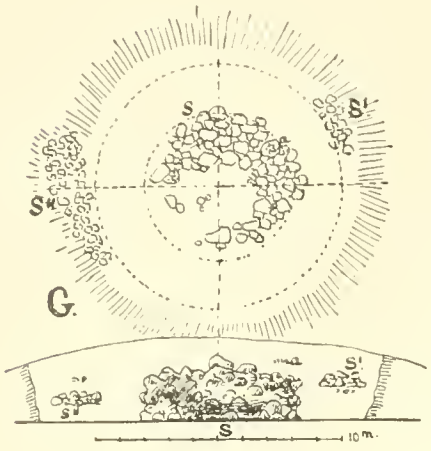
Ein Überblick über das durch die Ausgrabung erlangte Gesamtbild ergibt, dass man es, vorzugsweise wegen der zwei Steinsetzungen, wahrscheinlich mit zwei, vermutlich ziemlich gleichzeitigen Bestattungen zu thun hatte, da sie beide auf dem gleichen Niveau des gewachsenen Bodens lagen. Da bei der einen Eisenspeere, bei der andern ein Eisendolch sich fanden, so dürften beide als männliche anzusprechen sein. Verhältnismässig am deutlichsten erscheint noch die südliche; dass es eine Bestattung und nicht Leichenbrand war, beweist das gefundene Knochenstückchen und die Abwesenheit von Asche und Kohlen. Denkt man sich die Eisenspeere (n) der Länge nach neben den Leichnam gelegt, so dass die Spitzen etwa die Schultern erreichten, so könnte derselbe wohl von S.O. nach N.W. gelegen haben.

Es muss auffallen, dass in der zugehörigen Steinsetzung S′ sich keine Reste von Thongefässen befanden, während in der anderen S deren mindestens acht, darunter besonders grosse und schöne untergebracht waren. Sollten letztere beiden Leichen zusammen angehört haben, oder sollte alles zusammen doch nur einer Bestattung gewidmet gewesen sein? Man könnte versucht sein, das letztere zu glauben, weil kein Fundstück in beiden Abteilungen sich wiederholt. Jedenfalls wären die wenigen calcinierten Knochenstückchen bei g nur ein sehr schwacher Beweis dafür, dass hier etwa Leichenbrand stattgefunden hätte; es dürfte eher etwa an Reste eines Leichenmahls zu denken sein.

Hügel G. Dm. 26 m, H. 3,40 m (1892).

Der Grabhügel G erschien nach Höhe und Umfang und nach seiner ganzen kompakten Gestaltung als der bedeutendste, die ganze südliche Gruppe dominierende und erweckte deshalb gespannte Erwartung, welcher freilich in Beziehung auf Funde der Erfolg nachher wenig entsprach. Die Ausgrabung von zunächst 10 m Durchmesser um die Mitte (s. beistehende Grund- und Aufrisszeichnung) führte 2,70 m nordöstlich von letzterer in 70 cm Tiefe auf eine Kohlenplatte (a) von $1\frac{1}{2}$ m Durchmesser mit zwei oder drei kleinen Scherbenstückchen. Schon in 1 m Tiefe stiess man dann aber auf eine ausserordentlich grosse Steinsetzung S aus meist sehr grossen (Abmessungen an einzelnen von 50—90 cm) unbehauenen, ziemlich regellos aufeinander

gesetzten Steinen, welche weither zusammengebracht sein mussten. Sie wurde ringsum freigelegt und erschien nun, über 2 m vom gewachsenen Boden aufsteigend, als ein nach S.W. offener, grosser Steinkreis von fast 6 m Durchmesser, einem Gebirgsstock im kleinen vergleichbar, der, in der nördlichen Partie am breitesten, ungefähr in seiner Mitte einen freien Raum von fast 2 m Durchmesser umschloss. Letzterer zeigte über dem gewachsenen Boden eine 20—30 cm mächtige Schicht von dunkelgrauer Erde.



Als darauf die ganze Steinsetzung, welcher der Hügel die Erhaltung seiner hohen Gestalt verdankt hatte, abgehoben wurde, zeigten sich wohl innerhalb derselben in verschiedenen Tiefen zwei oder drei mit Kohlen bedeckte Stellen, auch einige kleine Thonscherben; unter ihr aber und in dem von ihr umschlossenen Raum konnte auch nach sorgfältiger, noch weiter in die Tiefe gehender Untersuchung durchaus nichts gefunden werden. Da an frühere Ausraubung nicht zu denken war, so musste bei der Bestattung nichts Haltbares mitgegeben worden, und diese selbst vollständig vergangen sein.

Man erweiterte nun den Kreis, um nach etwaigen Nachbestattungen zu suchen und kam in der That etwa $5^1/_2$ m nordöstlich von der Hügelmitte in 2 m Tiefe auf eine zweite 2 m lange und 1 m breite Steinsetzung S', und unter ihr auf Fundstücke, einen (VIII, 45) massiven glatten Armring von Bronze (innerer Dm. 8,1, Dicke 0,5 cm), ca. 12 cm nördlich von ihm auf das erhaltene untere Ende eines linken Oberarmknochens, östlich auf zwei parallel gelegte gleiche, 5,7 cm lange Bronze-Schlangenfibeln (VIII, 42) und noch weiter östlich auf zwei Eisenspeer-Spitzen mit Tüllen und, soweit noch ersichtlich, ziemlich breitem Blatt (VIII, 44). Etwa 1 m nördlich vom Armring fanden sich die beiden eigentümlichen Bronzestückchen (VIII, 43) mit Ringchen und Knöpfchen, deren Bedeutung (Befestigung von Riemen ?) bis jetzt nicht festgestellt werden konnte. Einzelne regellos herumliegende kleine Thonscherben vollendeten die ganze Erscheinung, welche, genau vermessen und aufgezeichnet (s. den kleinen Situationsplan Taf. VIII unten links), durch den Armknochenrest eine Bestattung zweifellos macht, deren ursprüngliche Lage freilich sich nicht mehr sicher bestimmen liess.

Über 5 m westlich von der Mitte erschien schliesslich 80 cm über dem gewachsenen Boden eine dritte von N. nach S. ca. 5 m lang verlaufende Steinsetzung S'' von zwei Lagen nicht sehr grosser Steine über einander; unter derselben lag nichts, wohl aber zeigten sich ca. 70 cm über derselben verstreut ziemlich viele Einzelscherben von zum Teil farbig verzierten Thongefässen, ferner (VIII, 46—48) Eisennägel mit 3,5 cm breiten, wenig gewölbten Köpfen, zum Teil durch längliche Eisenstücke gesteckt, manche mit anhängenden Holzresten (offenbar Radreifen und Nabenstücke), einige kleine Stückchen von Bronzeblech, wenige grössere und kleinere Bronzenägel mit halbkugeligen Köpfen (VIII, 49), und zwei sehr kleine, calcinirte Knochenstückchen. Die spärlichen Reste dürften am ehesten einem Wagen angehört haben.

Befand sich, wie doch wohl anzunehmen, die Hauptbestattung unter der mittleren grossen Steinsetzung S, so wäre unter S′ eine zweite Bestattung anzunehmen, während das, was über S″ lag (Wagenteile?), etwa noch als Beigabe zu S gerechnet werden könnte (?).

Hügel H. Dm. 24 m, H. 2,20 m (1897).

Die Untersuchung des dem grossen Hügel G benachbarten H führte in dessen Mitte wieder auf eine ziemlich kompakte, auf dem gewachsenen Boden aufgesetzte Anhäufung von grossen Steinen, ca. 3,50 m breit, 4,60 m lang und 1,50 m hoch. Innerhalb derselben lagen mehr nach N. hin in ca. 60 cm Tiefe einige nicht zusammensetzbare Thonscherben und ein ganz kleines Fragment von Bronze. Sonst, wie in der grossen Steinsetzung von G, keine Fundstücke. Auch hier demnach eine Bestattung ohne haltbare Beigaben.

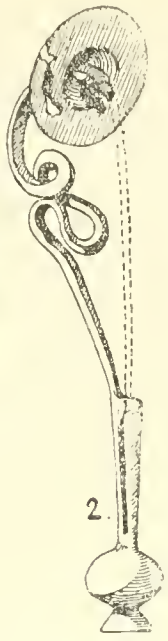
Hügel I. Dm. 24 m, H. 2,25 m (1896).

Um so reicher erschien der Inhalt von Hügel I. An seiner äusseren Erscheinung fiel auf, dass gegen seinen südlichen und östlichen Rand hin besondere, etwas unregelmässig rundliche Erhebungen sichtbar waren, welche von späteren Bestattungen herrühren konnten. Ihre sorgfältige Ausgrabung ergab indessen, dass die Annahme sich nicht halten liess, da in denselben bis auf den gewachsenen Boden hinab nichts einschlägiges gefunden werden konnte. Die Untersuchung des Hügels selbst in einem Umkreis von 8 m Durchmesser um den Mittelpunkt führte dagegen in 50—70 cm Tiefe von oben wieder auf eine 1,50 m hohe Steinsetzung mit einer Grundfläche von ca. 4 m im Geviert, diesmal aus kleineren Steinen und viel Kies bestehend (1000 m von der Stelle entfernt befindet sich eine alte Kiesgrube). Nach Abhebung der Steinsetzung blieb unmittelbar östlich vom Hügel-Mittelpunkt ein von neun auffallend grossen (bis 1 m Länge auf 40 bis 50 cm Breite und Höhe) auf dem gewachsenen Boden ruhenden Steinen im Viereck abgegrenzter Raum (2—2,10 m im Licht) übrig (s. beistehenden Situationsplan).

Auf den zwei westlichen dieser Steine und den sie ursprünglich umgebenden kleineren lagen grössere Stücke von menschlichen Ober- und Unterschenkelknochen (a) und weiter südlich spärliche Schädelreste (b). Die Beisetzung hatte somit von Süd nach Nord (Füsse ungefähr im Mittelpunkt C) stattgefunden. Wenig unterhalb der Schädelstücke fanden sich (bei c) zwei gleiche, noch leidlich erhaltene 11,5 cm lange Schlangenfibeln von Bronze (Abb. 2 S. 62), die in der Halsgegend getragen worden sein dürften; besonders erfreulich war aber der Fund einer etwas östlich von den Schenkelknochen (bei d) liegenden kleinen, zierlichen Henkelkanne von Bronze (Abb. 1 S. 62). Dieselbe, 7,4 cm hoch bei

7 cm Dm., ist mit Reihen von Punkten und von kleinen konzentrischen Kreisen in getriebener Arbeit einfach verziert. Die obere und untere Hälfte sind ursprünglich besonders hergestellt, die obere ist dann am untern Rand über die untere etwas eingestülpt. Der Henkel besteht aus einem 7 mm breiten Bronzebändchen, das unten zweifach angenietet ist und oben in zwei verdickte Hörnchen endigt. Er ist einmal in der Mitte gebrochen und darum hier wieder zusammengenietet. Zu seiner weiteren Stärkung findet sich an dem Gefässhals ein kleiner Bronzearm angenietet, der über der Bruchstelle in den Henkel eingebohrt ist.

1.



2.

Der von den grossen Steinen eingegrenzte Raum war zum guten Teil mit einer gehäuften Menge von Scherben eingedrückter Thongefässe, welche auf dem gewachsenen Boden auflagen, gefüllt. War es schon nicht leicht, diese feuchten, brüchigen Scherben, welche sich mit Erde und kleineren Steinen untermischt fanden, herauszuheben, so musste auch auf die Festsetzung der Ordnung, in welcher die Gefässe ungefähr gestanden haben mochten, verzichtet werden. Immerhin dürfte die nach der Restaurierung derselben, welche unter der kunstfertigen Hand unseres erfahrenen Aufsehers Eckert vorzüglich gelang, im Plane angenommene Anordnung sich von der ursprünglichen nicht allzusehr entfernen.

Die Zusammensetzung der Scherben ergab zunächst drei grosse, farbig verzierte birnförmige Gefässe. Das grösste (Taf. XI, 1), 32,5 cm hoch, 46 cm weit, erschien besonders sorgfältig bearbeitet; in der Verzierung wechselt mit der rotgelben Thonfarbe dunkelrot und graphitschwarz; um den Hals geht zwischen Parallelbändern ein Zickzackornament; das breite Band um den Gefässkörper ist in fünf durch breite senkrechte Streifen getrennte rechteckige Muster abgeteilt, von denen nur eines in gleicher Zeichnung wiederkehrt (s. XI, 1 und 1a). Besonders bemerkenswert sind in der Verzierung kleine wirkungsvoll tief eingeschnittene Dreiecke; davon, dass sie ursprünglich (etwa mit weisser Masse) ausgefüllt gewesen wären, fand sich keine Spur. Ein zweites (XI, 5) 27 cm hoch, 40 cm weit, ist um die Mündung und über den ausgebauchten Körper graphitschwarz mit dunkelroten hohlgekehlten Streifen, welche dreimal ein viereckiges Muster wiederholen. Das dritte (XI, 4), in gedrückter Form, 27 hoch, 44 cm weit, besitzt ebenfalls graphitschwarzen Hauptkörper, diesmal mit senkrechten dunkelroten Bändern, am schwarzen Hals mit einer doppelten Reihe von Dreiecken, teils eingraviert, teils durch feine Punktreihen begrenzt.

Neben diesen grösseren Gefässen standen zwei Paare runder Schüsseln und ein Paar ebensolcher Teller, jedes Paar gleich mit Dreiecks- und Rautenmustern farbig, dunkelrot und graphitschwarz verziert, wo die natürliche Thonfarbe nicht ausgespart ist. Die Unterseiten sind sämtlich schwarz gefärbt. Die Schüsseln (XI, 7, 8)

haben 24 cm Dm. bei 7 cm Tiefe; die Teller (XI, 6) sind ebenfalls 7 cm tief, aber flacher bei grösserem Durchmesser (28,5 cm) und mit breiterem Rand.

Endlich fanden sich noch zwei kleine halbkugelige, ursprünglich graphitschwarze Schalen von 9,5 und 10 cm Dm. (XI, 2, 3), ohne weitere Verzierung. Sie dürften als Trinkschalen zu den grossen birnförmigen Gefässen gehört haben, mit welchen sie oft häufig zusammen vorkommen und welche darum wahrscheinlich einst als Gefässe für Getränke dienten. Unter den Thonscherben lagen auch Kieferstücke und Knochen vom Schwein. Hätten sich solche auch in den andern Grabhügeln gefunden, was freilich nicht der Fall war, so wäre man zu der Annahme berechtigt, dass die Schüsseln zur Aufnahme von Esswaren, hier von Schweinsbraten, gebraucht worden wären. Dagegen spricht übrigens vielleicht die häufige farbige Verzierung ihrer Innenfläche.

Zur Vervollständigung des Gesamtbildes ist noch zu erwähnen, dass zu Füssen des Skeletts (bei g) nicht unbeträchtliche Kohlenreste gefunden wurden (Anzeichen eines Totenmahls?). Solche fanden sich auch weiter entfernt schon in 1,10 m Tiefe bei h und k. Die häufig wiederkehrende Wahrnehmung, dass im Erdaufwurf des Hügels einzelne Thonscherben, selbst verzierte, zerstreut lagen, wurde auch hier gemacht.

Das gewonnene Gesamtbild führt in Beziehung auf die Herstellung des Hügels ungezwungen auf folgende Anschauung: Es war eine Einzelbestattung, nach den Beigaben zu schliessen, weiblich. Zunächst mag auf dem geebneten Boden durch zusammengelegte Steine (darunter die zwei grossen 1 und 2) eine 40—50 cm hohe Plattform (in der Richtung von g nach b) hergestellt worden sein, auf welche die Leiche von Süd nach Nord gerichtet gelegt wurde. Auf der Ostseite bildete man das Gehege mit den grossen Steinen 3—9 und stellte dann in dem Innenraum die Thongefässe und das Bronzekännchen auf. Darauf wurden über dem Ganzen Steine mit Kies und Erde bis 1,50 m hoch aufgetürmt und schliesslich über allem der Erdhügel gewölbt. Wie nachher die besprochenen weiteren Erhebungen dazu kamen, ob es wirklich Nachbestattungen waren, deren Inhalt dann spurlos verloren ging, bleibt dahingestellt.

Hügel K. Dm. 10 m; H. ca. 0,70 m (1892).

Der verhältnismässig kleine und niedere, an den grossen G hart anstossende Hügel trug einige grössere Bäume, welche unregelmässige Grabung nötig machten; ihre Wurzeln hatten auf den Grabinhalt störend eingewirkt; Feuchtigkeit war stark eingedrungen und hatte die vorhandenen Scherben von Thongefässen so sehr verdorben oder vernichtet, dass eine Reconstruktion der Gefässe nur mit Mühe und durch Nachhilfe mit Gips geschehen konnte.

Zunächst erschien in 60—70 cm Tiefe 2 m nordöstlich von der Mitte eine ziemlich ausgedehnte Brandstelle mit Kohle, Asche und kleinen sehr rohen schwarzen Thonscherben ohne Zusammenhang, dann der Mitte näher, nördlich von ihr eine zweite Brandplatte, viel Kohle mit Sand untermischt (ca. 1 m im Durchmesser und bis 0,40 m tief gehend), darin kleine Fragmente eines Bronzeringchens. Genauer in der Mitte lag in derselben Tiefe eine Ansammlung von Thonscherben, aus welchen sich fünf Gefässe zusammensetzen liessen, deren Form, vom selben Grundtypus wie die bisherigen, doch von ihnen etwas abweicht; es waren ein weit geöffnetes, stark gedrücktes bauchiges Gefäss mit schwarzem Rand, um den Körper mit einer Verzierung von eingeritzten Linien, zum Teil eingedrückten kleinen Dreiecken, anscheinend in der natürlichen Thonfarbe, nur die Dreiecke ursprünglich mit weisser Masse gefüllt, H. 16,5, Weite 29 cm (Taf. IX, 2), und ein zweites noch niedrigeres

mit schwarzem Rand und einer entsprechenden Verzierung von schwarzen Trapezbändern und Reihen eingedrückter kleiner Dreiecke und kleiner kreisförmiger Höhlungen, H. 11, Weite 27 cm (IX, 1), ferner ein grosser flacher Teller, Dm. 39,5, H. 6 cm (IX, 3 und 3a), der äusserste Rand schwarz, das übrige anscheinend ohne Farbe, nur mit concentrischen Kreislinien und kleinen eingedrückten Dreiecken verziert, und ein Paar gleicher Schüsseln oder Teller, Dm. 31, H. 6 cm (IX, 4), ebenfalls mit schwarzem Rand und in sechs Feldern verteilter Verzierung mit eingeritzten Linien und eingedrückten Dreiecken, vielleicht ursprünglich mit dunkelroter Färbung in einzelnen Feldern. Endlich ein kleiner Deckel von Thon (ursprünglich schwarz?), Dm. 7,7 (IX, 5), mit zwei runden Löchern (wohl zum Durchziehen einer den Deckel an das betreffende Gefäss befestigenden Schnur).

Von Knochenresten war keine Spur mehr zu finden; ebenso fehlte eine Steinsetzung. Der Hügel hatte nach der ganzen Anordnung wohl nur einer Person als Grab gedient; ob sie bestattet, oder ob hier der Brandstellen wegen etwa Leichenbrand anzunehmen war, liess sich nicht entscheiden. Auch über etwaige Beziehungen der so nahe bei einander liegenden Hügel G, J und K zu einander fand sich keinerlei Aufschluss.

Hügel L. Dm. 20 m, H. 2 m (1896 von Herrn Forstmeister Helmle und Aufseher Eckert ausgegraben).

Ziemlich in der Mitte des Hügels ergab sich eine grosse Steinsetzung (5—6 m Dm.) von unregelmässig zusammengehäuften, mit Erde untermischten grösseren und kleineren Steinen (der grösste 50/31/15 cm). Innerhalb derselben lag, seitlich von ihr eingeschlossen, auf dem gewachsenen Boden eine Anhäufung von Thonscherben, den Resten von 14, zum Teil verzierten Thongefässen. Sonst keinerlei Fundstücke, auch keine Spur der Leiche mehr.

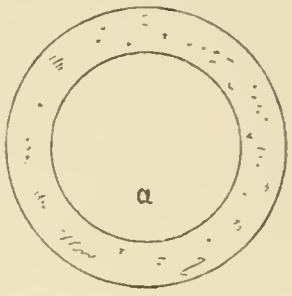
Die 14 Gefässe waren folgende: 1. Vier birnförmige Gefässe, ein sehr grosses, H. 43, Weite 46,5 cm (IX, 6), ziemlich roh, in der grauen Thonfarbe, am Oberkörper mit einfacher Verzierung in eingeritzten und eingedrückten Strichen, ein kleineres, H. 22, Weite 40,5 cm (IX, 8) graues, mit wenigen schiefen Canelluren verziert, ein drittes graues, ganz unverziertes, H. 27,5, Weite 40,8 cm (IX, 9), und ein viertes von rotem Thon mit schwarzem Rand, H. 28,5, Weite 31,5 cm (IX, 7), sonst ohne Verzierung; 2. fünf runde farbig verzierte Schüsseln, ein Paar gleiche mit rot und schwarzen Trapezen am Rand und entsprechender Verzierung des inneren Bodens, Dm. 35, H. 9 cm (IX, 12), ein zweites Paar mit roherer schwarzer und roter Verzierung am Rand, Dm. 31, H. 10 cm (IX, 10), und eine fünfte mit roter und schwarzer Zickzackverzierung am Rand und in der Mitte, Dm. 30, H. 7,5 cm (IX, 11); ob die Stücke, aus welchen diese letztere zusammengefügt wurde, nicht ursprünglich auch zwei gleichen Exemplaren angehörten, lassen wir dahingestellt. 3. fünf halbkugelige Trinkschalen von verschiedener Grösse, ob. Dm. 15,3—9,6 cm (IX, 13—17), wahrscheinlich ursprünglich alle graphitschwarz, eine derselben (IX, 16) besonders hoch und dickwandig, mit eingedrücktem Boden, entschieden schwarz und, bis dahin einzig, im oberen Teil mit punktierten, wohl durch ein Rädchen hergestellten Linien verziert.

Hügel M. Dm. 30 m, H. 2,50 m (1897).

Man begann mit der Aushebung eines Kreises von 8 m Durchmesser um die Mitte (C) des Hügels (s. Taf. VII, 4). Dieselbe führte bald auf eine ca. 1,60 m über dem gewachsenen Boden sich erhebende, ziemlich cylindrische, von mit einiger Sorgfalt aufgeschichteten grösseren und kleineren Steinen gebildete Steinsetzung von 4—5 m Durchmesser, welche, um sie als ganzes überschen zu können, erst ganz frei

gelegt wurde. Dabei fanden sich etwa 2 m südlich von ihr schon in 80 cm Tiefe, mit Asche und verbrannten Knochenstückchen vermischt, Thonscherben, welche zu einem birnförmigen unverzierten Thongefäss, H. 16,5, Weite 23 cm (IX, 22) zusammengefügt werden konnten (schwerlich eine Nachbestattung).

Bei der schichtenweisen Abtragung der Steinsetzung stiess man dann zunächst in halber Tiefe derselben (85 cm) (s. Taf. VII, 4. A) etwa 120 cm südlich vom Mittelpunkt C auf einen intakten grossen, schön patinierten hohlen Bronzehalsring (a) von 24 cm äusserem Durchmesser und 6 cm innen etwas verflachtem Querschnitt, der schief auf den Steinen lag (Taf. IX, 30)*.



Links vom Halsring lagen aufeinander, gegen Süden gerichtet, drei lanzettförmige Speerspitzen von Eisen (b), jede ca. 42 cm lang, ohne Mittelrippe und mit defekter Tülle (Taf. IX, 32); neben ihnen zwei weitere, je 47 cm lang, mit bis zur Spitze verdickter Mittelrippe und 9 cm langer Tülle, deren einer mit einem durchgehenden, an beiden Enden mit Knöpfchen verzierten Bronzestift am Schaft befestigt war (IX, 33); dass eine der letzteren zum Teil über den Bronzering zu liegen kam, dürfte einer zufälligen Verschiebung beim Zerfall der Leiche zuzuschreiben sein.

Auf derselben Steinfläche fand sich, 30 cm vom Bronzehalsring gegen N.O. entfernt, ein zweiter, etwas kleinerer (c), von 21 cm Dm. in derselben Art bearbeitet. Neben ihm lagen ein mit einem Bronzenägelchen durchbohrtes Stückchen Bronzeblech und ein Stückchen Eisenbeschläg mit zwei Bronzenägeln (c'), beides vielleicht Reste eines kleinen Bronzegefässes. Weiter nordöstlich, 10 cm vom Halsring beginnend, erschienen dann in einer Reihe nach einander drei Bogenfibeln von Bronze mit langen Nadelhaltern und Endknöpfen (d), die erste und dritte (IX, 27) mit glattem, wenig verdicktem Bogen, 13,5 cm lang, die mittlere (IX, 28) etwas kürzer, mit dickerem, durch Querstriche verziertem Bogen, und links von der mittleren eine vierte (e) noch kleinere (IX, 29, Bogendurchmesser 4,5 cm) mit glattem dünnem Bogen. Es machte den Eindruck, als seien die vier Fibeln ziemlich an der ursprünglichen Stelle der Bekleidung (auf der Brust) liegen geblieben. Von Knochen fehlte jede Spur. Da aber von den zwe Halsringen der grössere zusammen mit Waffen, der andere mit Schmuck gefunden wurde, so durften zwei Bestattungen neben einander angenommen werden, die eine, nach dem grösseren Halsring und den Speeren zu schliessen, eine männliche, von Nord nach Süd, mit dem Kopf gegen Süden liegend, die andere mit dem kleineren Halsring und mit den Fibeln, wahrscheinlich eine weibliche, von Nordost nach Südwest gelegt.

* Der Bronzering ist nicht offen mit in einander geschobenen Enden, wie Taf. VIII, 13, 14, sondern geschlossen und eine Zusammenfügungsstelle seiner Enden ist nirgends zu sehen, seine technische Herstellung durch Biegen eines Hohlstabs in der Hitze darum schwer denkbar. Von technischer Seite wurde uns aber durch den gelungenen Versuch eines Metallarbeiters bewiesen, dass das Resultat sich auch durch Hämmern eines breiten flachen Metallrings (s. obenstehende Zeichnung a) über einem Dorn von Hartholz oder Bronze unter öfterem Ausglühen in der in der Zeichnung angedeuteten Weise (b, c) erreichen lässt. Vielleicht war auch der ursprüngliche Metallring nach Art eines kleinen Fassreifs senkrecht stehend gebildet und dann über einem Dorn weiter bearbeitet. Jedenfalls ist die glückliche Überwindung der nicht unbedeutenden technischen Schwierigkeiten aller Anerkennung wert.

Einige kleine Thonscherben in der Nähe des Hügelmittelpunkts C konnten, da sie in gleicher Tiefe gefunden wurden, einem zugehörigen Gefäss angehört haben.

Als dann die Steinsetzung vollends bis zum gewachsenen Boden abgehoben war, zeigte sich, auf diesem liegend, in ca. 150 cm Tiefe eine weitere Bestattung (Taf. VII, 4 B). Es lag hier in der Richtung von Nord nach Süd die noch 73 cm lange (nur die Spitze fehlte) Klinge eines Eisenschwerts (f; Taf. IX, 34), an dem nahe beim Hügelmittelpunkt liegenden Griff noch mit drei Bronzenägeln zum Festhalten der Schalen desselben versehen und da und dort mit Leinwandresten der Umwickelung oder der Scheide bedeckt, in der Nähe des Griffs 6,5 cm breit, dann schmaler bis zu 4,5 cm, um sich im letzten untern Drittel nochmals zu verbreitern. Längs des Schwerts waren unmittelbar westlich von demselben noch die Knochen des rechten Ober- und Unterarms (g) erhalten, während ein bei h gefundener Zahn die Stelle des Schädels bezeichnete. Das Schwert war demnach auf der rechten Seite der Leiche mit der Spitze gegen das Haupt gelegt. Eine bei k liegende gekrümmte Bronzenadel (IX, 35) war vielleicht der Rest einer den obigen ähnlichen Bogenfibel. Vom Skelett war sonst nichts mehr erhalten; dafür stiess man aber zu Häupten der Bestattung auf gehäufte Thonscherben, aus welchen sich zehn Thongefässe, fünf birnförmige verzierte Urnen, zwei verzierte Schüsseln und drei halbkugelige Trinkschalen wiederherstellen liessen (ihre mutmassliche Aufstellung bei h).

Die birnförmigen Gefässe zeigen bei verschiedener Verzierung dieselbe Grundform in verschiedenem, mehr oder weniger gedrücktem Profil. Die erste (IX, 19) höchste (H. 31, Weite 36 cm), grauer Thon, Hals und Rand der Öffnung ursprünglich schwarz, um die Schulter zehn grosse gestreifte Dreiecke eingeritzt.

Die zweite (IX, 21) H. 24. Weite 31 cm; ganz graphitgrau, mit canellierten Streifenverzierungen um die Schulter und den Oberkörper in sieben Feldern.

Die dritte (IX, 18) H. 26, Weite 40 cm; Hals und Mündung schwarz, über dem Körper sechs schwarze canellierte Streifen, zwischen denselben dunkelrote Felder, unten gelbrote Thonfarbe.

Die vierte (IX, 20) mit niederem Fuss, H. 24, Weite 34,5 cm; Hals und Mündung schwarz, um den Körper Verzierung von 12 Trapezen mit schwarzen und roten Bändern, Mittelfelder Thonfarbe mit Reihen kleiner eingedrückter Dreiecke.

Die fünfte, nur in kleinen Bruchtücken übrig; gelbe Thonfarbe mit eingeritzten Streifen, Vierecken und Dreiecken.

Die beiden runden Schüsseln, Dm. 36,5, H. 8,6 cm; Verzierung in Rand und Mitte mit schwarzen und roten Bändern und Reihen kleiner eingedrückter Quadrate (IX, 23).

Von den drei kleinen Trinkschalen sind zwei (IX, 25. 26) grauschwarz, von der gewöhnlichen Form; die dritte (IX, 24) H. 4,6, Weite 13,4 cm, bisher in ihrer Art einzig gefundene erschien, innen und am Rand schwarz, aussen am ganzen Körper mit schwarzen und roten Bändern in Dreiecken mit Reihen kleiner eingedrückter Quadrate farbig verziert.

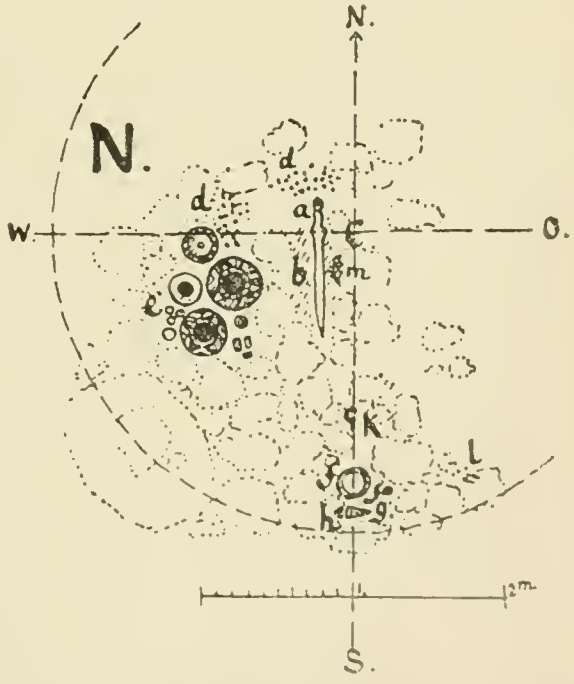
Nach dem beschriebenen Erfund darf man annehmen, dass die erste Bestattung (mit dem Schwert und den Thongefässen) auf dem zugerichteten gewachsenen Boden niedergelegt worden ist. Über ihr wurde dann die Steinsetzung aufgetürmt, entweder nur in einer Höhe von ca. 1,10 m, oder gleich in der ganzen Höhe von 1,60 m, worauf alles mit dem jetzt noch 2,50 m hohen Erdhügel zugedeckt wurde. Im ersten Fall wäre dann später der Erdhügel wieder geöffnet worden, um auf der Plattform der Steine die beiden Leichen mit den Halsringen niederzulegen und sie mit der oberen Steindecke von 85 cm Höhe zu bedecken; im zweiten hätte man auch

die Steinsetzung bis zur genannten Tiefe weggenommen, um sie nach der zweiten Bestattung wieder aufzusetzen. Vielleicht wurden aber auch alle drei Leichen zu gleicher Zeit in der Anordnung, wie sie erschienen, beigesetzt.

Hügel N. Dm. 20 m H. 1,50 m (1891).

Auch hier wurde um die Mitte des Hügels ein Kreis von 4 m Halbmesser gezogen und dieser allmählich ausgehoben. Man stiess schon in 50 cm Tiefe wieder auf eine Steinsetzung von unregelmässig zusammengelegten und auf einander getürmten Steinen verschiedener Form und Grösse (ein besonders grosser, 2 m südwestlich von der Mitte mit Ausdehnungen von 66 und 62 cm). In dem gelben, sandigen Lehm waren wieder kleine Kohlenreste und Thonscherben verstreut. Die Steinsetzung zeigte eine Mächtigkeit von ca. 1,10 m; da aber unter ihr der gewachsene Boden erst in 1,80 m Tiefe erschien, so musste, entgegen den bisherigen Wahrnehmungen, für die Begräbnisstätte in diesem erst eine Vertiefung von ca. 30 cm hergestellt worden sein, in welche dann die Steinsetzung noch ca. 10 cm hineinreichte.

Schon in 50 cm Tiefe, von der Hügeloberfläche gerechnet, stiess man 3 m südöstlich von der Mitte in der Erde auf eine kleine Gruppe von Gegenständen, das Stück eines noch 16,4 cm langen, 4,5 cm breiten Bronzeblechbands (Taf. X, 23), an dem einen Ende mit zwei Bronzestiftchen, dazwischen Resten von Eisen, wohl von einem Haken, ohne Zweifel das Bruchstück eines Gürtelblechs, dabei die halbkreisförmige Klinge eines gebogenen Eisenmessers (Sehnenlänge 12 cm) mit dem breiteren Rücken innen und der Schneide nach aussen (X, 17) und ein gerades Eisenstück (X, 18), endlich dünnwandige, verzierte Thonscherben eines birnförmigen Gefässes, oder doch des kleineren Teils eines solchen (X, 5). Da sämtliche Scherben gut erhalten waren, man sich also für das Fehlen der übrigen keinen Grund denken konnte, so ist anzunehmen, dass auch ursprünglich hier nur Bruchstücke eines Gefässes lagen. Die Verzierung derselben erschien dunkelrot und schwarz, in geraden Linien, gestrichelten Flächen und Reihen kleiner Kreise in schwarzen Bändern. Sämtliche Linien und kleinen Kreise waren vertieft und zierlich mit weisser Masse ausgefüllt; da in der Gegend unter dem Moorboden viel weisser Pfeifenthon gefunden wird, so mag derselbe hiezu das Material hergegeben haben. Die gegenseitige Lage dieser Fundstücke gab für die Annahme, dass sie etwa einer Nachbestattung angehört haben könnten, keinerlei Anhaltspunkte; auf die Deutung ihres Zusammenseins musste demnach verzichtet werden.



Nach Abtragung der Steine trat in der Mitte (C) des Hügels und etwas westlich von derselben, ziemlich auf dem gewachsenen Boden liegend und noch teilweise von Steinen umgeben, die eigentliche Bestattung zu Tage (s. beistehende Zeichnung). So anziehend aber die zu ihr gehörigen Fundstücke erscheinen mochten, so bot doch deren Zustand und gegenseitige Lage soviel Rätselhaftes, dass

auch hier wieder auf eine befriedigende Deutung des ganzen verzichtet werden musste.

Zunächst erschien, wie im vorigen Hügel, nahe an der Hügelmitte C wieder ein von Nord nach Süd gelegtes, grosses Eisenschwert a, diesmal ziemlich in seiner ganzen, respektabeln Länge von 94 cm noch erhalten (X, 24). An dem in seiner Form noch wohl erkennbaren 17 cm langen Griff sind die beiderseitigen noch in Resten erkennbaren Schalen von Holz durch drei cylindrische, 5 mm dicke und 19 mm lange Bronzestifte zusammengehalten gewesen. Er selbst endigt mit einer flachen, kreisförmigen Scheibe von 3,5 cm Durchmesser, welche über einem nach oben gehenden Eisendorn noch einen jetzt fehlenden Knopf getragen haben mag. Die Klinge wird vom Griff, wo sie 5 cm breit ist, abwärts schmaler bis zu 4 cm, um sich im letzten Drittel nochmals zu 5 cm zu verbreitern. Nur die äusserste Spitze (vielleicht noch 2—3 cm) fehlte; auf der Eisenklinge lagen noch starke Holzreste von der Scheide und über denselben angerostete Stücke der Leinwand, in welche sie vermutlich gewickelt war.

Nun lag aber das Schwert fast seiner ganzen Länge nach auf einer lang gezogenen Schicht von ganz kleinen, unzweifelhaft durch Brand calcinierten Knochenstückchen (b) mit, übrigens wenig deutlichen, Kohlen- und Aschenresten vermischt, während allerdings etwas reichlichere Kohlenablagerungen (d, d) über dem Griff westlich hinziehend, wahrgenommen wurden. Auf der östlichen Seite des Schwerts fanden sich einige Topfscherben (m), westlich von demselben lag zwischen Steinen eine grössere Ansammlung von solchen (e), aus welchen mehrere Gefässe zusammengesetzt werden konnten. Skelettreste fehlten vollständig; nach Analogie von Hügel M wäre längs des Schwerts der rechte Arm zu erwarten gewesen; statt dessen sah man nur die Schicht anscheinend verbrannter Knochenstückchen; sollte Leichenbrand stattgefunden haben? Aber warum waren dann dessen Reste so eigentümlich nur in Armes-Länge gelegt?

Einiges Eigentümliche ergab die Thonscherben-Ansammlung bei e. Zunächst zwei grössere, birnförmige Gefässe mit ziemlich reicher Verzierung. Die eine (X, 1) H. 28,7, Weite 35,5 cm, mit schwarzem Rand und mit schwarzen und dunkelroten Streifen und Reihen eingedrückter, kleiner Vierecke mit weisser Ausfüllung in Dreiecksflächen über Hals und Körper bedeckt, die andere (X, 2) H. 22,8, Weite 32,2 cm, ebenfalls mit schwarzem Rand, dabei einer entsprechend farbigen Verzierung von drei grossen, gestreckten Rauten mit zwischenliegenden Dreiecken um den Körper und acht kleinen um den Hals; ferner: ein bauchiger, unverzierter Topf von hellem Thon (X, 3) H. 20, Weite 20,5 cm, mit fünf länglichen Warzen in gleichen Abständen am Hals; eine graphitgraue Schüssel (X, 4) Dm. 23,5, H. 6 cm, mit stark umgebogenem Rand, welchen Bänder und Kreuze von eingedrückten Linien zieren, ein Randstück eines verzierten Tellers (X, 7), eine halbkugelige Trinkschale (X, 9), Dm. 11, H. 5,8 cm, tiefer als die sonst gewöhnlichen, mit schwarzem Rand und ursprünglich ohne Zweifel ebensolcher Innenfläche. Eine in diesen Gräbern seltenere Erscheinung war die des Bruchstücks eines Gefässdeckels von Thon von ca. 10 cm Durchmesser (X, 8), vielleicht ursprünglich schwarz, mit kegelförmiger Endigung in der Mitte. Noch merkwürdiger war unter der Scherbenmasse der Fund von vier kleinen Thongefässen, einem roten Schüsselchen (X, 13) von 11 cm Durchmesser mit Zickzacklinien und eingedrückten, kleinen Dreiecken am Rand, und drei zierlichen, bauchigen Näpfchen, 4—4,5 cm hoch (X, 14—16), mit eingedrückten Verzierungslinien; hätte man sie nicht mit den grossen Gefässen zusammengefunden, so hätten sie als Kinderspielzeug gelten können. Am eigenartigsten und bis jetzt nicht zu deuten erschienen aber die Bruch-

stücke von zwei flachen, rechteckigen Plättchen von Thon (X, 10—12), L. 7,2, Br. 5,3, Dicke 0,6 cm, auf der unteren Fläche eben, auf der oberen mit Linien und eingedrückten kleinen Dreiecken bedeckt, letztere an einem der beiden Exemplare noch mit weisser Masse gefüllt. Das andere, vollständigere (10), dem nur eine Ecke fehlt, ist an der gegenüberliegenden durchbohrt, was an die Möglichkeit eines Anhängens denken lässt. Hat man es mit Spielzeug, oder nach der Art der Verzierung etwa mit einer Art von Amulet zu thun?

Etwa 1 m weiter südlich von der Schwertspitze wurde man durch die Erscheinung eines hohlen Bronze-Halsrings (f) von 19 cm äusserem Durchmesser mit kreisrundem Querschnitt (Dm. 15 mm) überrascht (X, 21). Derselbe war (im Gegensatz zu den Halsringen von Hügel M) offen, derart schliessbar, dass beide gleich weit geöffnete Enden über einem eingeschobenen 2,5 cm langen Bronzeröhrenstück sich zusammenfügten. Hart neben dem Halsring lag (X, 19) eine Bronze-Bogenfibel g, (Sehne 3,5 cm) derselben Art wie in Hügel M, nur kleiner, die Nadelscheide nur noch teilweise erhalten, und dabei ein Bronzeringchen von 2,6 cm Durchmesser (X, 21a); dann 30 cm nördlich vom Halsring eine zweite Fibel k derselben Art (X, 20), nur wenig grösser und dicker. Nahe am Halsring, gegen Süden, fanden sich endlich bei h zwei neben einander liegende, mit Bronzenägeln besetzte Eisenstücke (X, 22). Das eine (rechts) noch 13 cm lang, spitzte sich nach einem Ende zu. Da dieses schmale Ende noch den Ansatz einer Krümmung zeigte, so wird das ganze Stück als Gürtelhaken anzusehen sein. Das zweite kleinere, aber breitere Stück (links) zeigte auf der Unterseite ein nach vorne abschliessendes, die ganze Breite einnehmendes Bronzeblech, bis zu welchem die noch vorhandenen auf der Oberseite eingelassenen Bronzenägel reichten. Hier dürfte das Gürtelband (von Leder) eingefügt gewesen sein. Über einem Teil der Oberfläche beider Stücke waren deutlich wahrnehmbar noch Leinwandreste. 60—70 cm östlich vom Halsring zeigte sich bei l etwas Kohle mit verbrannten Knochenstückchen untermischt. Zwei dieser Stückchen waren noch 7 und 10 cm lang und könnten Armknochen angehört haben.

Nach Analogie mit dem Erfund von Hügel M könnten diese südlich liegenden Stücke zusammen wohl als Reste einer zweiten (weiblichen?) Bestattung angenommen werden; ihre Anordnung bleibt aber schwer begreiflich, selbst wenn man sie als durch den Zerfall der Leiche hervorgebracht erklären will.

Zu bemerken ist noch, dass sich unter den zufällig in der Erde des Hügels gefundenen Thonscherben (3 m westl. v. d. Mitte in 1,20 m Tiefe) ein Randstück (Rand 4 cm hoch) eines sehr grossen, rohen, dickwandigen Thongefässes befand, um dessen Hals eine Art Schnurverzierung (X, 6) lief. Es beweist, dass auch Gefässformen früherer Perioden noch immer gangbar waren.

Hügel O. Dm. 22 m, H. 1,80 m (1896). Untersucht von Herrn Forstmeister Helmle und Aufseher Eckert.

Auch hier durch die Zeit und durch die zerstörende Einwirkung von Baumwurzeln Schwierigkeiten für die Deutung der Anlage; von Resten der Leichen selbst keine Spur mehr vorhanden.

Man stiess ca. 2 m östlich von der Mitte schon in 65 cm Tiefe auf zwei gleiche massive dünne Bronzearmringe von 9,6 cm Dm. (X, 31) und auf die nur in kleinen Stückchen vorhandenen Reste eines Gürtelblechs von Bronze (X, 29) mit solchen von dem untergelegten Leder (X, 29a) vermischt. Die Verzierung des Blechs bildeten Reihen von gestanzten Ringchen und kleinen Buckeln. In den in engen Reihen durchlöcherten Lederresten waren zum Teil noch kleine eingesteckte Bronzebuckeln

erkennbar.* Es kamen dazu die Scherben eines kleinen Thonbechers, H 5,5 cm, mit verhältnismässig hohem Fuss (X, 26).

Weit davon entfernt, 3,50 m südwestlich von der Mitte, erschien in derselben Tiefe ein auffallend kleiner hohler, offener Bronzehalsring (X, 30) von nur 14 cm äusserem Durchmesser bei 0,9 cm Dicke. Seine Enden fügten sich in einander und waren durch einen durchgehenden Bronzestift zusammengehalten. In seiner Nähe lagen noch spärliche Reste weiterer hohler, mit einem Holzkern ausgefüllter Bronzeringe, wahrscheinlich Armspangen (X, 32). Die Funde machten den Eindruck von zwei späteren in dem Hügel niedergelegten Bestattungen.

Wenig tiefer stiess man auf eine grössere, unregelmässig gestaltete Steinsetzung und unter ihr, ziemlich in der Hügelmitte, in der Tiefe des gewachsenen Bodens auf eine Anhäufung von Scherben. Ihre Zusammensetzung ergab vier ganz gleiche und gleich verzierte graphitgraue birnförmige Urnen (X, 25) von 30—32 cm H. und 36—39 cm Weite, eine bis dahin noch nicht beobachtete Erscheinung. Die Verzierungen bestanden aus eingeritzten Linienzügen mit Reihen eingedrückter kleiner Dreiecke in dreieckigen Feldern; ausser dem gleichmässigen Grau keine Farben. Es kamen dazu noch zwei kleine graue halbkugelige Trinkschalen (X, 27, 28). Sonst keinerlei Fundstücke; die Bestattung selbst, zu welcher die Gefässe gehörten, war vollständig vergangen.

Hügel P. Dm. 20 m, H. 1,34 m (1892).

In 80 cm Tiefe erschien eine Steinsetzung von ca. 3,50 m Durchmesser bei 40—50 cm Mächtigkeit, in derselben einzelne grössere Steine, sog. Wacken und viele kleinere, an der Oberfläche ziemlich eng Stein an Stein gefügt.

Unter diesen Steinen, ziemlich in der Hügelmitte, zeigte sich, auf dem gewachsenen Boden liegend, eine Ansammlung von Thonscherben, aus welchen fünf Gefässe zusammengesetzt werden konnten. Sonst keine Fundstücke, auch keine Knochenreste.

Es ergaben sich ein grösseres birnförmiges Thongefäss, H. 27,5, Weite 39 cm (X, 33) mit schwarzem Rand, Hals mit 17 roten und schwarzen Dreiecken, dazwischen solche kreuzweise gestrichelt, Oberkörper mit sechs durch senkrechte rote Streifen getrennten, schwarz und rot gebänderten und gestrichelten Rauten- und Dreiecksflächen verziert; ein kleiner grauer Teller, Dm. 19,5, H. 4,3 cm (X, 34) und drei kleine graue halbkugelige Trinkschalen (X, 35—37).

Hügel Q. Dm. 21 m, H. 2,40 m
„ **R.** Dm. 23 m, H. 2,50 m } (1830 und 1834) s. o.
„ **S.** Dm. 20 m, H. 1,80 m

Hügel T. Dm. 22 m, H. 2 m.

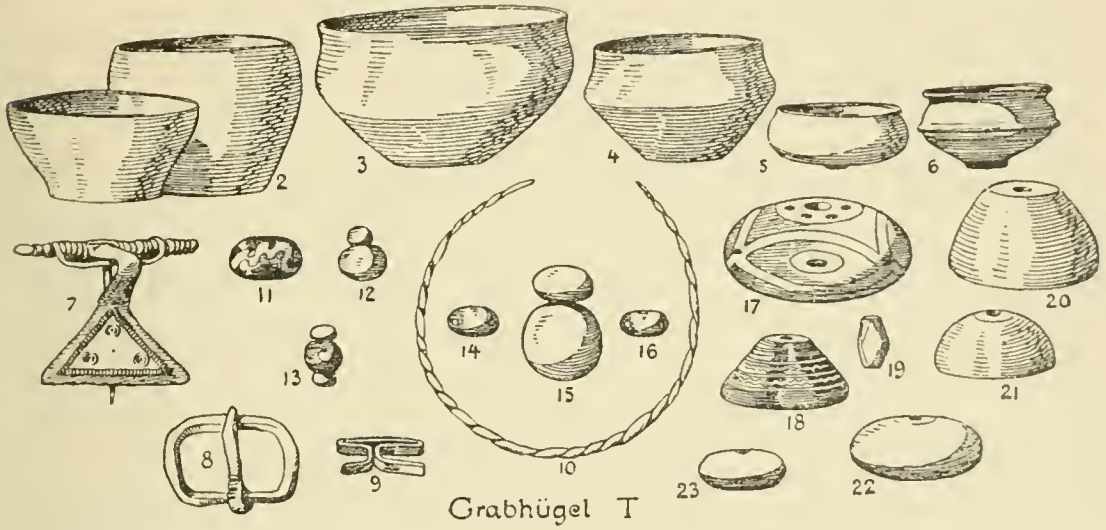
Auch dieser Grabhügel war schon 1830 und 1834 (s. o.) durch Aushebung der Mitte untersucht worden, wovon noch eine mittlere schwache Vertiefung Zeugnis ablegte. Da bei den Arbeiten von 1891 eben noch Zeit zur Verfügung stand, so wurde, zum Zweck der Kontrole der früheren Grabungen, der Hügel nochmals regelrecht durchgegraben.

Er enthielt keine Steinsetzung. Man fand aber zerstreut noch immer eine ziemliche Anzahl von Thonscherben, aus welchen sich zwei gleiche runde Schüsseln, Dm. 31 und 32 cm, H. 7 und 7,5 cm (X, 38) wieder herstellen liessen, deren steiler Rand mit roh eingeritzten Zickzacklinien verziert war. Dazu kamen auch noch eine kleine graue Trinkschale (X, 39) und verlorene, bei der ersten Ausgrabung

* cf. E. Wagner, Hügelgräber und Urnen-Friedhöfe in Baden, p. 11 unten.

übersehene Scherben grösserer grauer Gefässe, flach, oder nur mit einfacher Strichverzierung. Ausserdem fanden sich verstreute kleine Reifstücke mit Nägeln, Ringchen u. dergl. von Eisen; ob von Wagenrädern?

Die zweite Ausgrabung lohnte sich aber noch besonders durch einen weiteren unerwarteten Fund. Man stiess nämlich 3,50 m westlich von der Mitte in 1 m Tiefe auf eine neue, ganz unberührt gelassene Bestattung, nach noch vorhandenen Zähnen und Wirbelknochenstückchen zu schliessen, einem Kind (Mädchen) von zehn bis zwölf Jahren angehörend. Die Leiche schien, wenn auch sichere Bestimmung nicht mehr möglich war, von Süd nach Nord, mit dem Kopf nach Norden gelegt. Um die gefundenen Zähne herum lag eine Anhäufung von Perlen (s. beistehende Zeichnung),



Grabhügel T

36 aus Bernstein, grössere (20—22), zum Teil gewölbt konische (2,9 cm Dm.) und kleinere (14—16, 23), dazu 34 aus farbigem gefrittetem Thon und aus Glas, meist blau (11, 12, 13, 18, 19), darunter eine sehr grosse (Dm. 3,3. cm), grün mit gelben Linien und weiss und schwarzen Augen (17), alles zusammen einem Halsschmuck angehörig. Daneben eine Armbrustfibel von Bronze (L. 3 cm) mit dreieckiger Platte auf dem Nadelhalter, deren obere Fläche ein dreieckiges Silberplättchen mit gestanzten Ringchen und einer Randverzierung trug (7), eine kleine Schnalle (8) von Bronze (Breite 2,8 cm), eine Hafte (9) und ein dünnes, offenes, gezwirntes Armringchen von Bronze (10). Gegen Süden zu umstanden die Bestattung im Halbkreis geordnet fünf grössere und kleinere unverzierte Thongefässe (das grösste H. 11, Weite 20 cm, das kleinste H. 6, Weite 10,4 cm), vier in der natürlichen Farbe des Thons (1—4), eines schwarz (6).* Art und Gestalt der Fundstücke, sowohl der Thongefässe als besonders die Fibel, weisen auf viel spätere Zeit, die früh alemannische Periode des IV. Jahrhunderts nach Chr. hin; man hatte es somit mit einer Nachbestattung aus der genannten Zeit zu thun, für welche der wahrscheinlich auch später noch als geheiligt geltende Boden des alten Grabhügels gewählt worden war.

Hügel U. Dm. 20 m, H. 1 m (1896).

Der südlich von den übrigen vereinsamt liegende Hügel enthielt in ca. 30 cm Tiefe die gewöhnliche Steinsetzung mit einer Mächtigkeit von ca. 50 cm, wenig westlich von der Mitte in gestreckter Form 1—2 m breit von Nord nach Süd ver-

* Gefäss 5 hat sich nachträglich als nicht zugehörig erwiesen; es ist eine Trinkschale, wahrscheinlich aus Grabhügel F.

laufend. Von Skelettresten oder Metallstücken keine Spur; dagegen unter den Steinen eine Ansammlung von Scherben. Aus ihnen liessen sich zusammenfügen: ein birnförmiges Gefäss, H. 21, Weite 33,5 cm (X, 40) mit niederem, steilem, schwarzem, oben gekerbtem Rand (an demselben eine — vielleicht auch zwei? — kleine Buckel), der Oberkörper durch senkrechte schwarze Bänder in zehn viereckige mit eingekerbten Linien und Punkten verzierte Felder geteilt; ein zweites weitgeöffnetes, gedrücktes Gefäss (H. 15, Weite 25 cm) mit steilem, niederem schwarzem Rand, die Körperfläche durch schwarze und rote Bänder in Rauten und Dreiecke verteilt, diese mit Reihen kleiner eingedrückter Quadrate und Dreiecke ausgefüllt (X, 41); endlich eine unverzierte runde Schüssel (Dm. 26,5, H. 7 cm), vielleicht ursprünglich mit schwarzem Rand (X, 42).

Etwa 2,80 m östlich von der Mitte, ganz ausserhalb der Steinsetzung, reichte noch 20—30 cm in den gewachsenen Boden hinein eine Brandstätte von ca. 50 cm Durchmesser mit viel Kohle, dabei lagen einzelne grössere, die Spuren von Feuer zeigende Steine.

Während der Ausgrabungen von 1891 wurden von einem Arbeiter im Wald in der Nähe gefundene Stücke einer Paukenfibel von Bronze (L. noch 4,5 cm) (X, 45) beigebracht. Wahrscheinlich war sie bei den früheren Arbeiten ausgeworfen worden und giebt Zeugnis, dass die auch sonst in der Bodenseegegend (z. B. beim Gemeinmärker Hof)* vorkommende Form der Fibel in unserer Hügelgruppe wenigstens mit einem Stück vertreten war.

Die gegebenen Fundberichte sollten den Standpunkt reiner Lokalforschung nicht verlassen; sie beschränken sich darauf, mit thunlich zuverlässiger Genauigkeit die an einer der bedeutenderen Fundstätten der Bodenseegegend erreichten Grabungsresultate wiederzugeben, um etwaigen weiteren vergleichenden Studien brauchbares Material zu bieten. Hiezu mögen auch die folgenden zusammenfassenden Bemerkungen genügen.

Die 20 Grabhügel von Salem mit ihrer immerhin reichen Ausbeute zeigen im allgemeinen ziemlich gleichmässige Anlage, so dass man mit der Annahme nicht fehl gehen wird, dass sie alle im ganzen derselben Periode und demselben (keltischen?) Volksstamme angehören. Regellos zerstreut, sind sie alle kreisrund, an Grösse wenig von einander verschieden. Bemerkenswert sind die Steinsetzungen, über welchen ein Teil der Hügel sich erhebt. Sie konnten in 10 Fällen sicher nachgewiesen werden; in andern waren sie bestimmt nicht vorhanden; die Ausgrabungen von 1830 und 1834 scheinen davon keine Notiz genommen zu haben; in den Hügeln D und T haben sie sicher gefehlt. Sie waren mit grösserer oder geringerer Sorgfalt errichtet; als besondere Auszeichnung scheinen sie nicht gegolten zu haben, wenigstens kommen unter Steinsetzungen reichere oder geringere, selbst gar keine Beigaben vor, während auch Hügel ohne Steine bedeutendere Fundstücke lieferten. Die Grabhügel sind sämtlich kreisrund und enthalten die Bestattung in der Mitte; es darf also angenommen werden, dass jeder zunächst nur einem Toten galt. Manchmal fanden sich allerdings zwei und drei Bestattungen in demselben Hügel, bald auf demselben Niveau, bald übereinander; ob diese dann gleichzeitig oder in Zwischenräumen nach einander stattgefunden haben, liess sich sicher nicht entscheiden. Vielleicht diente der eine oder der andere Hügel in diesem Falle als Familiengrab; jedenfalls dürften die Grabhügel angesichts der im ganzen geringen Zahl von Toten nur für Vornehmere errichtet worden sein. Wo freilich

* s. E. Wagner, Hügelgräber und Urnen-Friedhöfe in Baden, p. 11.

dann die Geringeren ihre Ruhestätte gefunden, lässt sich nicht entscheiden. Dass übrigens die Hügel auch später noch als geweihter Boden angesehen wurden, beweist vielleicht die Nachbestattung in T aus alemannischer Zeit.

Obgleich die Leichenreste selbst nur noch sehr spärlich vorhanden waren, ist doch nicht zu bezweifeln, dass die Bestattung der Toten Regel war. Einige Vorkommnisse könnten immerhin auf Leichenbrand gedeutet werden, sie erscheinen aber doch nicht sicher genug, um bestimmte Annahmen auf sie zu gründen.

Unter den Fundstücken erscheinen als zahlreichste und bedeutendste die Thongefässe. Es wurden deren mehr als 80 gefunden, welche aber in wenigen Hauptformen erscheinen. Es sind die grossen, meist verzierten, birnförmigen Gefässe (wir bezeichnen sie nicht gerne als »Urnen«, weil sie niemals Reste von Leichenbrand enthielten), zugehörige kleine halbkugelige Trinkschalen (meist schwarz, nur in 2 auch sonst seltenen Fällen, Taf. IX, 16 und 24, verziert), runde Schüsseln und Teller, gewöhnlich in der Innenfläche verziert. Einzelne rohere sind einfarbig und schmucklos, die meisten in geometrischen Mustern geradlinig oder mit Einfügung kleiner Kreise verziert. Bald sind die Verzierungen nur mehr oder minder tief eingeritzte Linien oder eine Art vertiefter Caneluren, gewöhnlich treten aber Farben, graphitschwarz, dunkelrot, thongelb und weiss dazu. Manchmal sind die Zierlinien nur aufgemalt (schwarz auf rotem Grund, Taf. VIII, 6. 21), häufig erscheinen sie wie die eingedrückten kleinen Dreiecke und Vierecke mit weisser Masse ausgefüllt. Wenige Formen der Gefässe weichen von den gewöhnlichen ab; so die stark gedrückten Taf. IX, 1. 2 und X, 40. 41, welche einzig den Grabhügeln K und U angehörten, dann der Topf X, 3 aus Hügel N, die kleinen wie für Kinder berechneten Gefässchen X, 13—16, die Deckel IX, 5 und X, 8, und, wenn man will, die merkwürdigen verzierten Thontäfelchen X, 10—12. Bemerkenswert ist (s. o.) auch der ziemlich rohe Scherben X, 6, dessen Verzierung einer viel früheren Periode angehört. Im ganzen hat unsere Fundstätte ziemliche Mannigfaltigkeit dieser polychromen Keramik in mehr oder weniger feiner Ausführung geliefert; man erkennt an ihr, was auf diesem Gebiet in der Bodenseegegend geleistet wurde. Übrigens ist der eigentümliche Typus dieser Gefässe auch sonst bekannt, aus Baden (s. E. Wagner, Grabhügel und Urnenfriedhöfe in Baden 1885), aus Württemberg (v. Föhr und L. Mayer, Hügelgräber auf der Schwäb. Alb, Stuttgart 1892), aus Oberbayern (aus den Werken von J. Naue) u. a. m.

Ziemlich mannigfaltig sind weiter die Fundgegenstände aus Metall, zunächst aus Bronze.

In erster Linie stehen hier zwei Gefässe, der grosse Kessel VIII, 41 und die zierliche verzierte Kanne aus Grabhügel J (Abb. im Text), beides von auswärts eingeführte Stücke. Daran schliessen sich die Halsringe, verzierte und glatte, deren sich sieben (Hügel D, M, N, O) gefunden haben. Über ihre technische Herstellung s. o. bei Hügel M; entweder sind sie ganz glatt geschlossen (M), oder offen; dann schiebt sich zum Verschluss die eine konisch zulaufende Endigung in die Öffnung der andern ein (VIII, 13. 14), wo sie auch wohl durch einen Bronzestift festgehalten wird (X, 30), oder ist ein weniger dickes Ringstück eingesteckt, über welches sich beide Endigungen schieben (X, 21). Sämtliche Halsringe sind hohl; Reste irgend einer ausfüllenden Masse wurden nicht wahrgenommen, ausser in dem Falle X, 32, wo das Ringstück über Holz geschoben schien. Die Armringe (in Grab F vielleicht ein Fussring?) sind sämtlich glatt, hohl oder massiv, offen mit entsprechendem Verschluss (VIII, 33 und 39) oder geschlossen. Ob ein Bronzeringchen aus Grab F als Fingerring angesehen werden darf, bleibt dahingestellt. Von Bronze-Fibeln wurden 15 Stück

in verschiedener Erhaltung gefunden; es sind teils Bogenfibeln (VIII, 7, 8; IX, 27—29; X, 19, 20) von verschiedener Grösse, die grösseren mit Knöpfen am Ende der Scheide, teils zierliche Schlangenfibeln, kleinere (VIII, 31, 42) und grössere mit runden Scheiben am Kopf (s. im Text zu Hügel J), dazu eine Paukenfibel (X, 45). Die Schlangenfibeln erscheinen immer paarweise (ausser im Hügel F, wo ohne Zweifel das zweite Exemplar verschwunden war), und dienten, nach Analogie eines zuverlässigen entsprechenden Funds bei Dürrn, A. Pforzheim, unter dem Kinn mit abwärts gerichteten Nadeln neben einander stehend zur Festhaltung eines Gewandstücks. Im Grabhügel M (s. Taf. VII, 4, A) liegen vier Bogenfibeln mit abwärts gerichteten Nadeln unter einander, offenbar von der Brust abwärts, wohl zu ähnlichem Zweck. Reste von Gürtelblechen wurden in vier Gräbern (B, D, N, O) nachgewiesen, entweder glatte Bänder mit Nieten und Hacken (VIII, 15; X, 23), oder solche mit gestanzten Reihen von Ringchen und kleinen Buckeln verziert (VIII, 9 und X, 29). Im letztern Fall (X, 29a) fanden sich auch Gürtelreste von durchlochtem und mit Reihen kleiner Bronzebuckel-Häkchen verziertem Leder, wie sie schon von Lindenschmit (Hohenzollern'sche Sammlungen Taf. XVII, 3—6) geschildert werden. Als nicht sicher zu deutende Besonderheiten seien noch die Löffelchen (?) VIII, 37 und die eigentümlichen Gebilde VIII, 43 (Schliessen?) erwähnt.

Von Eisen sind in erster Linie die Waffen zu nennen, unter diesen besonders die gewaltigen Schwerter, deren drei gefunden wurden, das best erhaltene (X, 24) im Grabhügel N mit noch 94 cm Länge, ein zweites (IX, 35) noch 73 cm lang, und ein drittes, nicht mehr vorhandenes (VIII, 17). An den Griffen waren die Schalen mit drei Bronzestiften zusammengehalten, die elegante Schweifung der Klingen berührt sich mit den Bronzeschwertern der späteren Bronzezeit. Die Scheiden waren von Holz und scheinen bei der Niederlegung im Grabe mit Leinwand umwickelt gewesen zu sein. Wertvoll ist ferner der Eisendolch in eiserner Scheide aus Grabhügel F (Taf. VIII, 28, genauer abgebildet in den »Hügelgräbern und Urnenfriedhöfen von Baden«, Taf. VI, 17), welcher beweist, dass das kunsttechnische Verfahren der Silbertauschierung auf Eisen schon in dieser frühen Periode geübt worden ist. Von eisernen Speerspitzen sind neun erhalten (VIII, 29. 44; IX, 32, 33) mit langen und kurzen Tüllen, mit und ohne erhöhte Mittelrippen. Als Reste gerader Messerklingen können die Eisenstücke VIII, 30 und X, 18 angesehen werden; eine halbkreisförmig gebogene mit der Schneide nach aussen (X, 17) fand sich im Grabhügel N. Wir erwähnen noch den mit Bronzenägeln verzierten eisernen Gürtelhaken (X, 22) aus demselben Hügel, einige Eisenringe (VIII, 38) unbekannter Verwendung und die mehr oder weniger sicheren Reste von Wagenteilen, Eisennägel, Reifen- und Nabenstücke (VIII, 46—48 und im Grabhügel T), bei denen nur ihre Spärlichkeit zu bedauern ist.

Sämtliche Fundstücke, Gefässe wie Metallbeigaben tragen einen wissenschaftlich bereits als einheitlich anerkannten Charakter. Sie gehören alle der späteren Eisenzeit, dem Ende der sog. Hallstatt-Periode, also, wie jetzt angenommen wird, dem VI. und V. Jahrhundert vor Chr. an. Wie lange freilich deren Kulturerscheinungen in der Bodenseegegend die herrschenden waren, wird sich sicher noch nicht bestimmen lassen.

Gallische Schanze bei Gerichtstetten (Amt Buchen).

(Vgl. Tafel XII.)

Von *K. Schumacher.*

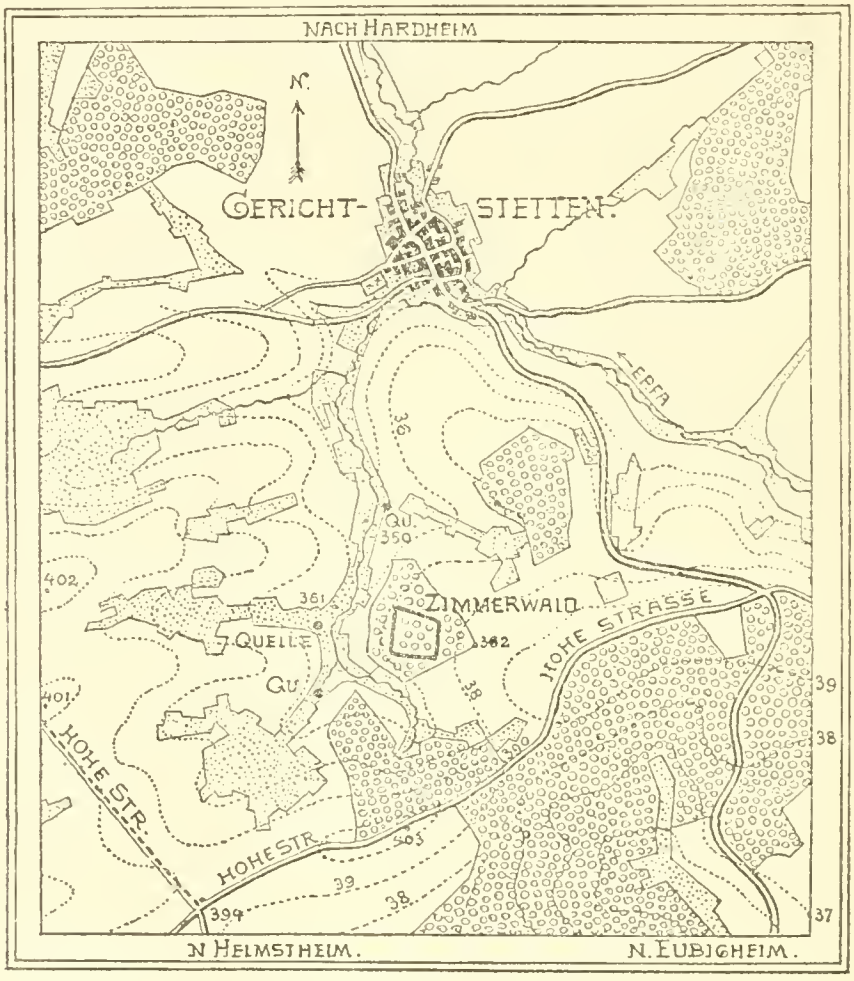
Von Gestrüpp fast verborgen, befindet sich im Zimmerwalde, einen starken Kilometer südlich des Dorfes Gerichtstetten, eine uralte Erdschanze, die den Besucher durch die stattliche Erhaltung der Wälle und Gräben nicht wenig überrascht. Ein Kloster soll daselbst gestanden haben, sagt das Volk und erzählt sich, dass es an dem Platze nicht recht geheuer sei. Unterrichtetere Kreise dachten an ein römisches Kastell oder an eine mittelalterliche Befestigung. Von Kreisrichter Conrady in Miltenberg darauf aufmerksam gemacht, unterzog sie im Jahre 1885 der Grossh. Konservator Geh. Rat Wagner einer vorläufigen Rekognoszierung. Als dann die Reichslimesarbeiten begannen, liess Conrady im Juli 1896 eine orientierende Grabung daselbst vornehmen (vgl. Limesblatt Nr. 21 S. 588) und gelangte zu dem wichtigen Ergebnis, dass das Erdwerk nicht römischen und nicht mittelalterlichen, sondern prähistorischen Ursprungs sein müsse. Da die Limeskommission von einer eingehenderen Untersuchung Abstand nahm, liess sie Geh. Rat Wagner mit badischen Mitteln weiterführen. Die Grabungen geschahen vom 1. bis 5. September und 15. bis 20. Oktober 1896 unter Leitung des Berichterstatters.

Ich gebe zunächst eine Beschreibung des Erhaltenen (vgl. Taf. XII). Die Schanze stellt, auf der Wallkrone gemessen, ein etwas verschobenes Viereck dar von 131 u. 130 m (Nord- und Südseite) zu 123,50 m (West-) bezw. 111 m (Ostseite). Der Erdwall hat am Fusse eine Breite von etwa 8 bis 13 m, auf der Krone bis gegen 2 m; die grösste Höhe beträgt noch 1,65 m (vgl. die Profile a b und c d auf Tafel XII). Die schwankenden Masse der Höhe und Breite hängen im wesentlichen mit der verschiedenartigen Verflössung zusammen, wenn auch die überhöhte Ostseite etwas stärker gewesen sein mag. Das Material zu dem Walle besteht der Hauptsache nach aus der dem vorliegenden Graben entnommenen Erde und zeigt nirgends einen Steinkern. Die Ecken sind nicht abgerundet, wenigstens nicht in der ausgesprochenen Weise, wie dies bei den römischen Kastellen der Fall zu sein pflegt, wenn auch die Böschungen am Zusammenstoss der beiden Wallkanten naturgemäss sich etwas abrunden; nach aussen ist eine kleine Verstärkung des Walles zu beobachten, namentlich an der Südost- und Südwestecke. Eine Brustwehr oder ein Palissadenzaun auf oder vor dem Damme liess sich nicht nachweisen.

Als Thoreingänge dienten wohl drei 4 m, 5,70 m und 3,50 m breite Unterbrechungen des Walles, welche allerdings nicht genau in der Mitte der Nord-, West- und Südseite liegen; doch war über die ursprüngliche Einrichtung des Thorverschlusses

nichts mehr zu ermitteln. An der Westwange des Südeingangs fanden sich zwar längs des inneren Wallfusses einige quadratische, mit Holzasche ausgefüllten Löcher von 0,50 bis 0,60 m D. für stärkere Holzpfosten, welche von einer einfachen Verrammlung, ebensogut aber auch von einer Holzbaracke herrühren könnten.

Der 6 bis 7 m breite und etwa 1,50 m tiefe Spitzgraben, dessen Profile die Schnitte a b und c d zeigen, ist vor den Eingängen nicht unterbrochen und war also hier überbrückt. Thatsächlich lagen auch vor dem Westeingang in dem Graben grosse



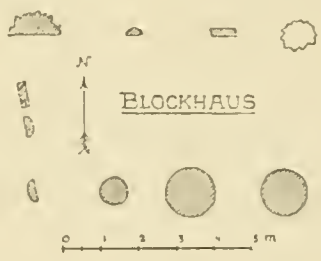
1 : 25000.

Massen verbrannten oder verkohlten Holzes, welche wohl auf eine solche Überbrückung hinweisen. Die Wege, welche zu den Thoren führten, hinterliessen keine bemerkbaren Spuren.

Im Innern der Schanze kam unter einem Schutthügel, welcher bis dahin als ein Grabhügel angesehen wurde, ein viereckiges Steinhaus zum Vorschein. Es misst an der Südseite 7,30 m im Lichten, auf den drei übrigen Seiten 8 m, bei 0,65 bis 0,70 m Mauerstärke. An den besterhaltenen Stellen zeigt die Mauer im aufgehenden noch 8 bis 9 Schichten in einer Höhe von 0,70 bis 0,80 m. Sie besteht aus wenig gerichteten, in ziemlich gleichmässigen Schichten horizontal gelagerten, mittelgrossen Kalkbruch-

steinen in schwachem Lehmverband und ist zwischen den etwas grösseren Verkleidsteinen mit kleineren Brocken ausgefüllt. Die Mauerfluchten sind nicht besonders scharf, auch ist das Mauerwerk vielfach unter dem Erddruck vorgewichen. Als Fundament dienen zwei horizontale Steinschichten von 0,15 bis 0,20 m Höhe auf zähem Lettenuntergrund. Von Verputz oder Mörtel fanden sich keine Spuren. Das Mauerwerk unterscheidet sich kaum von manchem römischen, mit geringerer Sorgfalt ausgeführten und ist jedenfalls weitaus besser als z. B. dasjenige des kleinen Gleichbergs (vergl. Jakob, die Gleichberge bei Römhild S. 3). Der Eingang befand sich in der Mitte der Westseite, wo die Mauer auf 2,50 m Breite aussetzt. An der Nordwange kam ein quadratisches, mit Holzkohle gefülltes Loch von ca. 0,70 m D. zum Vorschein, in welchem ein mit kleinen Steinen verkeilter Thürpfosten stund, während an der Südwange ein solcher nicht sicher nachgewiesen werden konnte. Den Boden des Gebäudes bedeckte eine festgestampfte Lehmschicht. Der Oberbau bestand aus Fachwerk, von dessen Lehmausfüllung vielleicht die im Innern des Gebäudes vorgefundene starke Lehmschicht herrührt. Doch sind wegen des Fehlens von Lehmpatzen mit Abdrücken der Holzeinlagen wohl kompakte Lehmmauern anzunehmen (nicht wie gewöhnlich nur Lehmverkleidung) *. Die Bedachung bildete ein leicht vergängliches Material: Stroh, Reisig oder Schindeln.

Ausser diesem Steinhaus fanden sich hinter der Westseite des Walles Reste einer viereckigen, hölzernen Baracke von rund 7,50 auf 4,20 m **. Die Nord- und Südwand war von je vier durch Fachwerk verbundene, senkrechte Pfosten gebildet, deren noch 0,50 bis 1 m tiefe Löcher sich genau erkennen liessen. Die mit Holzkohle angefüllten und teilweise von verbranntem Lehm umgebenen Gruben sind bald rund oder halbkreisförmig, bald rechteckig, je nachdem ganze oder halbe Baumstämme oder starke Bohlen zur Verwendung kamen. Doch lässt der Umfang der grösseren runden Löcher nicht ohne weiteres auf die Gestalt und Stärke der betreffenden Pfosten schliessen, da die Grube sicherlich manchmal grösser als notwendig angelegt und nach Einfügung des Balkens mit Erde etc. ausgefüllt wurde. Im Innern des viereckigen Raumes und in dessen nächster Umgebung fand sich eine etwa 0,10 m hohe Abfallschicht, welche mit Scherben, einzelnen Knochen und vielen Stücken verbrannten Fachlehms mit Rutenabdrücken durchsetzt war. Die Wände der Baracke bestunden also aus Lehmfachwerk, die leichte Bedachung ist spurlos verschwunden.



Ähnliche Baracken haben wohl beiderseits des Südeingangs unmittelbar hinter dem Erdwall gestanden. Wenigstens wurden hier in einer ca. 5 m breiten Abfallschicht, welche vom Thore aus gegen Westen auf 18 m, gegen Osten auf 9 m Länge untersucht wurde, ebenfalls vier Pfostenlöcher gefunden. Drei derselben sind rechteckig (0,40 auf 0,60 m), eines ist rund (0,30 m D), die Tiefe beträgt 0,80 bis 0,85 m. Da wegen grösserer Bäume nicht die ganze Fläche durchgraben wurde, mögen leicht noch weitere Pfostenlöcher vorhanden sein. Die Abfallschicht beginnt 0,30 bis 0,40 m unter der jetzigen Erdoberfläche und hat eine Dicke von 0,10 bis 0,25 m. Ausser

* Vergl. Much, Mitt. d. anthropolog. Ges. in Wien VII S. 335 f.

** Es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass die Hütte noch länger war, wenn es auch nicht sehr wahrscheinlich ist; wegen grösserer Bäume konnte nicht weitergegraben werden.

Asche und Kohlenresten enthält sie Scherben und Knochen, auch Stücke von Rutenabdrücken.

Eine gleiche Kulturschicht kam einige Meter westlich des Steinhauses zum Vorschein, ferner in der Nordwestecke der Schanze und an mehreren Punkten unmittelbar hinter dem Erdwall, namentlich in der Nähe der Eingänge. Hier stunden also vielleicht ähnliche Baracken. Im Innern der Umschanzung ergaben sich dagegen trotz zahlreicher Probelöcher und Versuchsgräben keine weiteren Spuren von Behausungen.

Hinter dem Südwalle lag eine sog. Trichtergrube, welche aber wegen eines starken Baumes und der die Grube zum Teil bedeckenden Erdmasse des Walles nur zur Hälfte ausgeschachtet wurde. Die runde (oder etwas ovale?) Grube besteht aus einem 2 m langen und 0,60 bis 0,80 m tiefen westlichen und einem 3 m langen und an seinem tiefsten Punkt 1,75 m tiefen, trichterförmigen östlichen Teile. Der »gewachsene« Boden wird oben aus Lehm, gegen unten aus grauem steinigtem Letten gebildet, von welchem sich die spätere Einfüllung scharf und deutlich abhebt. Der Boden der Grube war zu einer roten, ziegelartigen Masse verbrannt, über ihr lag eine gelegentlich bis 0,60 m starke Kohlen- und Aschenschicht, durchsetzt und bedeckt mit Scherben, Knochen und Stücken geglätteten Lehmbewurfs. Fast ganz auf der Sohle wurde das Bruchstück eines gläsernen Armrings gefunden. Die südliche Hälfte der Grube ist mit einer gleichmässigen, nur wenige Abfallreste enthaltenden Lettenschicht ausgefüllt, unter welcher sich der Brand- und Kohlenstreifen hindurchzieht. Die Lehmeinfüllung rührt augenscheinlich vom Erdwall her, in dessen Linie die Grube hälftig fällt. Die Trichtergrube muss also älter als der Erdwall sein, was auch für die Kulturschicht am Südthore gilt, da sie sich noch etwas unter den Erdwall erstreckt. Doch kann zwischen der Anlage der Grube und des Erdwalles nur ein kurzer Zeitraum verstrichen sein, da die auf der Sohle des Wallgrabens gefundenen Scherben sich in nichts von den aus der Grube entnommenen unterscheiden. Vielleicht waren auch an andern Stellen der ausgedehnten Schanze hinter dem Walle solche Grubenwohnungen vorhanden, welche jetzt eingeebnet sind.

Um die Zeit unserer Anlage genauer zu bestimmen, müssen wir die bei den Grabungen gemachten Fundstücke einer kurzen Betrachtung unterziehen (vergl. Taf. XII).

An Eisensachen kamen folgende Gegenstände zum Vorschein:

1. Eine Mittel-La Tène-Fibel (abgeb. Fig. 1), gefunden im Steinhause, noch 8,8 cm lang. Sie besteht aus zwei, ohne Zweifel zusammengehörigen Stücken. Es fehlt die eine Hälfte der Spiralrolle mit der Nadel, der Fuss und das umgebogene Schlusstück, dessen Ansatzstelle auf dem Bügel sich noch durch eine kleine Erhöhung erkennbar macht. Die Gesamtform nähert sich bereits der in Spät-La Tène gebräuchlichen Gestaltung, wie sie so zahlreich in Nauheim entgegentritt. Hinweise auf ähnliche Beispiele sind bei der Häufigkeit dieser Form unnötig.

2. Eine Doppelaxt (Fig. 11), gleichfalls aus dem Steinhause, 29,5 cm lang. Die Durchbohrung für den Stiel zeigt einen leicht ovalen Querschnitt. Die Form kommt bereits in der La Tène-Periode vor, wenn auch selten gegenüber dem einfachen Beil*; so besitzt die Karlsruher Sammlung ein ähnliches, wenn auch etwas schöner gearbeitetes Exemplar aus Oberitalien (vergl. Bronzenkatalog n. 771 (Taf. XIV, 55), welches wahrscheinlich zusammen mit dem La Tène-Schwert n. 736 und der Lanze n. 758 gefunden wurde. (Vergl. auch die Axt bei Jakob, d. Gleichberge bei Römhild S. 30). Die Form hat sich ohne wesentliche Abänderungen auch in der römischen Zeit erhalten.** Das Geräte kann als Waffe und Handwerkszeug gedient haben.

3. Eine Pfeilspitze (Fig. 4, L. noch 4 cm). Gefunden in der Abfallschicht westlich des Steinhauses. Die Spitze, einer der Widerhaken und das untere Ende der Tülle sind abgebrochen. Pfeilspitzen kommen in der La Tène-Zeit nicht gerade häufig vor. Vergl. Vouga, les Helvètes à la Tène pl. VII 8 bis 9.

* Vergl. Osborne, das Beil S. 57.

** Vergl. z. B. die Axt aus Dahlheim Publ. d. Luxembourg XI pl. III. 27, aus Pommern a. d. Mosel Bonn. Jahrb. 1897 (Heft 101) Taf. V. 25, von der Saalburg (L. Jakobi Taf. XXXIII, 4), aus dem Kaukasus Ztschr. f. Ethnologie 1890 (S. 447), aus Boscoreale Mon. ant. VII S. 437 Fig. 33, mehrere in Mainz u. 's.

4. Eine Lanzenspitze (Fig. 5, L. noch 8 cm), aus der Kulturschicht westlich des Südeingangs. Die etwas ovale Tülle (D. 1,8 — 2,3 cm) zeigt keine Durchbohrung zur Befestigung des Schaftes durch einen Nagel.

5. Ein Messerchen (Fig. 7, noch 11,5 cm lang). Fundort wie bei n. 4. Ein gleiches von Nauheim befindet sich im Frankfurter Museum.

6. Ein verbogener Gegenstand unbekannter Verwendung (Fig. 3). L. der Sehne 16 cm. Die Spitze und das obere Ende der Öse sind abgebrochen. Er gleicht der Sattlerahle Vouga pl. XII, 14, XVII, 6 oder den Gliedern der Angelhakenketten wie Vouga pl. XVIII 8. Der Querschnitt scheint mehr viereckig gewesen zu sein, wenigstens gegen die Öse zu. Gefunden in der Nordwestecke der Schanze.

7. Ein Beschlägstück (Fig. 6, lang 12,2 cm, oben abgebrochen). An ein messerähnliches Geräte, wie Vouga pl. XV. 14 u. s., ist wegen der gleichmässigen Dicke weniger zu denken. Fundort wie bei n. 4.

8. Zwei Klammern (Fig. 12, lang 24,5 cm), aus dem Steinhaus. Da die beiden umgebogenen Enden auf der einen Seite die schmälere, auf der andern die breitere Fläche nach aussen richten, scheint das eine Ende in Holz, das andere in einer Steinfuge befestigt gewesen zu sein. Sie geben also vielleicht einen Hinweis auf die Art der Verbindung des hölzernen Oberbaus mit der Steinunterlage. Ähnliche Klammern sind auch in der Station La Tène gefunden worden, vergl. Vouga pl. XIV n. 3.

9. Ein Nagel mit gewölbtem, noch 2,4 cm breiten Kopf (Fig. 13), wie Vouga pl. XV. 17, aus dem Blockhaus. Ferner 2 Nägel wie unsere gewöhnlichen Schmiedenägel, aus der Abfallschicht am Südthor.

10. Zwei gekrümmte Eisenstückchen (Fig. 8 und 9), wovon das eine dem Bügel einer Schnalle gleicht. Ferner mehrere kleinere, unbestimmbare Bruchstücke aus Eisen, darunter Stückchen von dünnem Eisendraht, vielleicht von Nadeln (aus der Kulturschicht am Südthor).

Gegenstände von Bronze wurden nicht gefunden, dagegen ein Glöckchen von Weissmetall oder aus einem andern, noch nicht näher untersuchten Material (Fig. 2, gefunden am Südthor). Der Durchmesser beträgt 4 cm, die Gesamthöhe 5 cm. Die obere, über die untere hervorragende Hälfte ist mit kleinen (gegossenen) Blättchen verziert und zeigt wie der untere Teil zwei runde Löcher. Im Innern befindet sich ein loses Kügelchen von Eisen. Möchte man auf den ersten Anblick an ein modernes Fabrikat denken, so schliessen Form und Erhaltungszustand keineswegs den antiken Ursprung aus, auch die Verzierungsweise, welche bei La Tène-Gefässen und Geräten häufig begegnet, spricht nicht dagegen.

Aus Stein fanden sich im Innern der Schanze in einer unbedeutenden Aschenschicht zwei Splitter von Feuerstein, von welchen der erstere bearbeitet ist und von einem kleinen Schaber oder ähnlichen Geräte herrührt (Fig. 43). Steinartefakte kommen gelegentlich neben denen aus Metall bis in die La Tène-Zeit vor, wenn sie auch vielfach nur als Amulete verwendet waren. Wirklich im Gebrauch war aber das 6 cm lange Bruchstück eines schwärzlichgrauen Wetzsteines (Fig. 15), welcher auf allen Seiten tief eingewetzte Rillen zeigt; er ist im Blockhaus gefunden. Von einem zweiten 14 cm langen Bruchstück eines etwas roheren, grauen Wetzsteins bleibt der antike Ursprung zweifelhaft.

Von Glaserzeugnissen fanden sich zwei Bruchstücke von gepressten Armringen. Das eine (Fig. 10) ist auf dem Grund der Trichtergrube gefunden und besteht aus weissem Glas mit gelber Unterlage. Nach aussen ist es durch verschiedene Wülste profiliert, ähnlich wie ein Glasring aus dem Mittel- La Tène-Grab von Dühren (Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins N.F.V. Taf. III n. 3). Das andere Bruchstück, welches in der Abfallschicht westlich vom Steinhaus gefunden wurde, war aus tiefblauem Glas und zeigte nach aussen einen verzierten Wulst wie der Dührener Glasring a. o. Taf. III n. 4. Diese Glasringe sind namentlich für die Mittel-La Tène-Periode charakteristisch, kommen indes gelegentlich auch noch in Spät-La Tène-Schichten vor, wie in Nauheim (vergl. meine Ausführungen Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins V S. 414, ferner Meyer, Gurina im Obergailthal S. 75 f., Jakob, die Gleichberge b. Römhild Taf. VI u. a). Von bearbeitetem Bein wurden kleinere Stücke gefunden, sie boten aber keinen Anhalt zur Feststellung der betreffenden Gegenstände.

Von Thongegenständen sind zunächst drei sog. Spinnwirtel zu erwähnen. Der eine (Fig. 14) besteht aus schlecht gebranntem, aussen rötlichen, innen schwarzen Thon, der andere aus gut gebranntem schwarzen Thon, welcher kleine Glimmerstückchen enthält. Beide Wirtel sind auf der einen Seite glattt. Der dritte (Fig. 24) ist in roherer Weise aus einem rötlichen Scherben zurecht gemacht. Ähnliche von Nauheim in Frankfurt, von Nierstein in Mainz u. s.

Die Bedeutung der beiden nussförmigen Gegenstände (Fig. 17 und 18) ist unsicher (L. noch 3 bezw. 4 cm). Sie wurden in der Abfallschicht in der Nordwestecke und am Südthor gefunden und zeigen ziemlich harten, schwarzen Thon. Man hat an Schleuderkugeln oder Kinderspielzeug gedacht. Ähnliche Gebilde, auch aus Stein, erscheinen in Nauheim und in dem Grabfund von Dühren (Taf. III. 10, Text S. 415). Von einem Früh-La Tène-Grabfund von Neckarzimmern schreibt Wilhelmi (Sinsheim. Jahresb. VII S. 62): »wo die Hände zusammenlagen, fand sich eine thönerne Kugel.« Über ähnliche Gegenstände aus römischer Zeit vergl. z. B. Picks Monatsschrift VI. S. 251 Anm. 1 (K. Christ).

Von Thongeschirr wurde eine Menge Scherben gesammelt, doch liessen sie sich zu keinem, auch nur einigermassen vollständigen Gefäss zusammensetzen. Man unterscheidet gröbere, aus der Hand und feinere, mit

Formen oder vielleicht z. T. auch mit der Töpferscheibe verfertigte Ware. Die erstere besteht aus schlecht geschlemmtem und schlecht gebranntem, innen schwarzen, nach aussen oft rötlichen oder braungelben Thon und zeigt ziemlich dicke Wandungen. Die Verzierung geschah durch Eindrücke der Fingerspitze oder des Nagels, durch Horizontal- und Vertikalstriche, durch Zickzackbänder und langgezogene Blättchen (eine Art »Stabornament«), welche mit einem Stäbchen eingeritzt sind. Öfters liegen die Striche so dicht und unregelmässig bei einander, dass sie mit einem kleinen Besen hergestellt erscheinen (Fig. 40, 41). Bemalung kommt nicht vor, wohl aber Schwärzung durch Schwelen oder Graphitanwendung. Erinnert die rohe Technik und Ornamentation auch an diejenige der ältesten Gefässe aus der Stein- und Bronzezeit, so ergeben sich doch im einzelnen und besonders bei den Profilen der Gefässformen soviele Anzeichen einer späteren Zeit, dass kein Zweifel an dem jüngeren Ursprung derselben obwalten kann. Gerade aus der La Tène-Zeit bieten sich zahlreiche Parallelen. Man vergleiche z. B. zu den Scherben mit den Fingereindrücken die Früh-La Tène-Gefässe aus Selz (Mitt. d. G. f. Erhaltung der hist. Denkmäler im Elsass 1894 T. IV) und aus Hermeskeil (Jahresb. d. Ges. f. nützliche Forschungen z. Trier 1894 T. III 24, 25, 30 und Text S. XII f. und 19 f. (H. Lehner), wo auch auf weitere Belege hingewiesen ist; verschiedenes Material auch in Dürkheim, bei Jakob, die Gleichberge bei Römhild Taf. VII u. s. Die Blättchen und Strichverzierungen zeigen beispielsweise La Tène-Gefässe von Hahnheim (Westd. Ztschr. XIV Taf. XV n. 1. 3) und viele Exemplare aus den Spät-La Tène-Funden von Nauheim (Mus. Darmstadt und Frankfurt) und aus den zahlreichen Mittel- und Spät-La Tène-Gräbern Rheinhessens etc. (in Mainz). Gerade unter den Nauheimer Gefässen finden sich sehr viele Parallelen zu diesen rohen Gefässen mit Fingereindrücken, aber auch zu den übrigen Verzierungsweisen und Gefässformen unserer Schanze.* Besonders zahlreich vertreten sind in Nauheim die hohen, becherartigen Gefässe wie Fig. 39, ebenso die kleinen Näpfe wie Fig. 16 und die flachen Schalen wie Fig. 27, welche die Vorläufer ähnlicher Formen der frührömischen Keramik bilden. Ein Teil derselben ist mit Formen oder der Drehscheibe hergestellt. Unter den rohen, aus der Hand gemachten Gefässen sind noch besonders zu erwähnen Bruchstücke von grossen, dickwandigen (oft über 2 cm dicken) Gefässen aus rötlichem, quarzsandreichen Thon, welche am oberen Rande einen starken, nach innen vortretenden Wulst zeigen (Fig. 30.)

Die Überreste der sorgfältiger verfertigten Gefässe bestehen aus einem besser geschlemmten und härter gebrannten, gelegentlich durch und durch roten, meist aber grauen oder schwarzen Thon mit glatter, tiefschwarzer Oberfläche und sind nur selten mit Rippen, Rillen oder runden flachen Grübchen (Fig. 36) verziert. Öfters enthalten sie kleine Glimmerstückchen. Die zahlreich vorhandenen Randstücke (vergl. Fig. 19 f.) weisen, mit denjenigen besser erhaltener Gefässe verglichen, auf die Mittel- und Spät-La Tène-Periode hin.

Diese chronologischen Aufschlüsse der Fundgegenstände setzen ausser Zweifel, dass die Schanze der La Tène-Zeit angehört und zwar einem mittleren und späteren Abschnitt derselben. Einige der Scherben könnten zwar noch aus der Früh-La Tène-Zeit herrühren, die Masse der Funde gehört aber unstreitig der späteren Periode, also im wesentlichen dem zweiten Jahrhundert und vielleicht noch dem Anfang des ersten Jahrhunderts vor Chr. an. Damit stimmt die Thatsache, dass noch nirgends Reste römischer Erzeugnisse begegnen, wohl aber Vorläufer der frührömischen, von der einheimischen gallischen Keramik so ausserordentlich beeinflussten Thonware.

Da im zweiten Jahrhundert vor Chr. das Land südlich des Mains noch in gallischem Besitz war, wissen wir jetzt, dass die Erbauer des Steinhauses, der Holzbaracken und der Umwallung Gallier waren.

Über die Wohnungen der Gallier geben uns die Schriftsteller und erhaltenen Reste manchen Aufschluss.** Nach Strabo*** war das belgische Haus kuppelartig aus Brettern und Weidengeflecht erbaut und mit Stroh und Schilf abgedeckt (vgl. auch Caesar, de bell gall. V. 43 u. s.). Zahlreiche Funde von Lehmpatzen mit Rutenabdrücken zeigen, dass das Holz- und Flechtwerk mit Strohlehm verkleidet war. In dieser Hinsicht unter-

* Viele Parallelen bieten natürlich auch die Funde des Hradischt bei Stradonic (Mitt. d. anthr. Ges. in Wien X S. 234 f., bes. S. 244), einzelne auch Aylesford (Archaeologia LII (1890) S. 315 f.), die Gleichberge bei Römhild (Vorgesch. Altert. d. Provinz Sachsen, Heft VII VIII, G. Jakob Taf. VII), Gurina im Obergailthal (Meyer, Gurina Taf. XIII, XIV) etc.

** Vgl. F. Keller, Mitt. d. ant. Ges. Zürich VII S. 190 ff., VIII S. 56 ff., auch A. Riese, d. Rhein. Germanien in d. ant. Litteratur S. 433 ff., A. Meitzen, das deutsche Haus S. 78 und Siedelung und Agrarwesen öfters, R. Henning, d. deutsche Haus S. 4.

*** Strabo 4, 4,5 p. 197 *τοὺς οἴκους ἐκ σανίδων καὶ γέρρων ἔχουσι μεγάλους, θολοειδεῖς, ὄροφον πολὺν ἐπιβάλλοντες*, vgl. Henning, d. deutsche Haus, Nachtrag S. 178.

schieden sich also die gallischen Hütten nicht von denjenigen der Germanen, von welchen Tacitus Germ. 16 sagt: colunt discreti ac diversi . . . ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus: materia ad omnia utuntur informi. Quaedam loca diligentius illinunt terra ita pura ac splendente, ut picturam ac liniamenta colorum imitetur. Solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant, suffugium hiemis et receptaculum frugibus. Die erhaltenen Hüttenreste aus Frankreich, der iberischen Halbinsel und England weisen neben diesen runden, bisweilen aus Stein errichteten Formen nicht selten auch vierseitige Wohnungen aus Holz und Stein auf, wie auch Caesar zwischen aedificia und casae der Gallier unterscheidet.* Über die in der Aeduerhauptstadt Bibracte ausgegrabenen Hütten schreibt Tischler in den Schriften d. phys. ök. Ges. in Königsberg 1884 S. 25: »An diesen Hängen, etagenförmig übereinander waren eine Menge von Hütten, in die Erde gebaut, oft ein Komplex mehrerer Räume . . . Die Hütten, wohl zum Schutze gegen die strenge Winterkälte in die Erde eingelassen, gegen die Feuchtigkeit unten mit Bruchsteinen ausgekleidet, dann ein mit Lehmpise ausgeschlagenes Holzrahmenwerk, welches wohl ein Strohdach trug. An der Hauptstrasse fand sich ein langer, hallenartiger Bau (d. h. man konnte immer nur die verkohlten Stümpfe oder die Balkenenden im Boden nachweisen), wahrscheinlich der Bazar.«

Mit diesen Schilderungen stimmt durchaus der Befund der Hüttenreste in unserer Schanze. Bezüglich der Holzbaracken genügt das oben Gesagte; über die Grubenwohnung seien wenige Worte beigefügt. Ihr runder Oberbau entsprach jedenfalls der strabonischen und taciteischen Beschreibung; er war nach den Funden mit einem schön geglätteten, vielleicht sogar gefärbten Lehmbewurf versehen.** In dem tieferen östlichen Teile der Grube befand sich die Feuerstelle, in dem flacheren westlichen wohl die Lagerstätte. Über den Zweck dieser Gruben, welche sich von der Steinzeit ab durch alle Perioden bis ins Mittelalter, ja in die Neuzeit verfolgen lassen, ist viel gestritten worden.*** Offenbar wurden sie nach Grösse und Gestalt in verschiedenster Weise benützt, bald als Herdstellen, Abfallgruben, Vorratsräume, aber auch (und namentlich von der Hallstatt Zeit an) als Wohnungen zum Schutz gegen die Winterkälte, wie schon Tacitus erkennen lässt. War die Grube tief genug, so konnte sie unmittelbar an der Bodenoberfläche abgedeckt werden, was häufig mit Mist geschah, andernfalls war ein niedriger Holzoberbau nötig.† Auch die römischen Soldaten der Grenzkastelle bedienten sich vielfach solcher Wohngruben, wie zahlreiche Funde bei den Limesgrabungen bewiesen haben (s. Fundber. a. Schwaben V. S. 32).

Besondere Beachtung verdient das Steinhaus: es ist m. W. das erste Gebäude dieser Art, welches in Süddeutschland gefunden wurde.†† An der Gleichzeitigkeit desselben mit der übrigen Anlage ist nach den Fundverhältnissen schlechterdings nicht zu zweifeln. Das Mauerwerk zeigt nur Lehmverband, da die Anwendung von Kalk den Galliern vor der Berührung mit den Römern unbekannt war. Derartige Trocken-

* Vgl. A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen I. S. 227.

** Wenigstens zeigen die geglätteten Stellen weissgraue Farbe.

*** Vgl. z. B. Ztschr. f. Ethnologie 1881 S. 237 (Hartmann), Corrbl. d. Gesamtvereins 1896 Nr. 12, S. 148 ff. (Florschütz), Globus LXXII Nr. 10 (Schumacher). Auch in Baden sind diese Trichtergruben zahlreich vorhanden, namentlich bei den von Wilhelmi untersuchten Früh-La Tène-Grabhügeln des Neckargebiets (vgl. Sinsheimer Jahresber. I S. 39 ff.), sowie im Donaugebiet und am Oberrhein.

† Vgl. z. B. Arch. f. Anthropologie XXIII S. 451 ff. und besonders die Abbildungen S. 454 (O. Montelius, z. ältesten Geschichte des Wohnhauses in Europa, speziell im Norden), auch bull. d. pal. ital. XXII (1896) S. 61 ff. (A. Colini).

†† Über gleichzeitige Steingebäude anderer Länder vgl. Hübner, Hermes XV S. 49 ff. und S. 597 ff., Meitzen, Siedelung und Agrarwesen (1895) S. 191 Anm. 1, S. 225 f.

mauern, die dem Oberbau aus Lehmfachwerk zur Unterlage dienten, kamen in Bibracte und andern gallischen Städten öfters zum Vorschein. Das Gebäude ist für die Beurteilung des Charakters der ganzen Anlage insofern von grosser Wichtigkeit, als die Holzbaracken gelegentlich von Leuten angelegt sein könnten, welche bei Kriegsgefahr ihre Zuflucht hinter die Verschanzung nahmen, während das Steinhaus beweist, dass eine für längere Dauer errichtete Wohnstätte vorliegt. Das Steinhaus stellt sozusagen das Herrenhaus dar, die Holzbaracken und die Mardellen bezeichnen die Hütten der Hörigen und des Gesindes.

Was bedeutet aber die nur durch Aufbietung vieler Menschen ermöglichte Umwallung? Ursprünglich war sie nicht vorhanden, wie die teilweise Verschüttung der Mardelle durch den Erdwall verrät, sondern sie wurde erst später bei besonderer Veranlassung errichtet.

Durch Cäsar wissen wir, dass die Gallier viele feste Plätze (oppida) besassen auf schwer zugänglichen Anhöhen, Landzungen, Flussinseln und auf trockenen Stellen inmitten von Sümpfen; zu Friedenszeit waren sie nicht oder nur teilweise bewohnt, im Kriege aber dienten sie der weit zerstreuten Bevölkerung mit ihrem beweglichen Hab und Gut, besonders den Herden, zur Zuflucht.*

Ausser diesen grösseren Gaufesten gab es aber noch kleinere Refugien, welche Cäsar einmal (de bello Gall. II 29) geradezu castella nennt. Sie lagen an abgelegenen Orten, in Wäldern und Morästen und bildeten den Zufluchtsort einzelner Dörfer und Gehöfte. Von beiden Arten von Sicherheitsplätzen sind in Frankreich, der Schweiz, am Rhein, in Süddeutschland etc. Dutzende von Beispielen bekannt, die unter dem Namen Ringwälle, Wallburgen, Erdschanzen u. s. w. gehen. Viele davon gehören zwar vor- oder nachgallischer Zeit an, andere aber haben sich mit Bestimmtheit als gallische Verschanzungen, namentlich der Früh-La Tène-Periode, erweisen lassen.

Zu einem derartigen refugium fehlen aber unserer Gerichtstetter Schanze alle Bedingungen, vielmehr weist die Lage an dem sanften Abhange eines zur Viehweide geeigneten, quellenreichen Thälchens deutlich auf ein landwirtschaftliches Gehöft hin, welches vielleicht schon damals an oder in einem beschattenden und verbergenden Walde lag.** Thatsächlich wird, wer die Lage unserer Ansiedlung gesehen hat (vgl. auch das obige Übersichtsplänchen), sich schwerlich dem Eindruck entziehen können, dass sie von Haus aus nur für landwirtschaftlichen Betrieb bestimmt war. Das für jene Zeiten seltene Steingebäude lässt darauf schliessen, dass das Besitztum einem hervorragenderen Manne, vielleicht einem Stammeshäuptlinge, gehörte.

Erst später, wohl in drohenden Kriegszeiten, wurde dasselbe mit Wall und Graben umgeben, im Interesse des Besitzers und der im Thalgrunde zerstreut wohnenden Stammesgenossen, um ihren Herden eine Zufluchtsstätte zu schaffen.*** War die Verschanzung, wie zu vermuten, schon damals mit Wald umgeben, so wurde sie nicht so leicht von einer feindlichen Horde, welche auf der »Hohen Strasse« oder sonst in der Nähe vorbeizog, an diesem versteckten Orte entdeckt.

---

* Vgl. F. Keller, Mitt. der antiq. Gesellsch. in Zürich XVI S. 56 f. Über die gleiche Sitte der Britannier vgl. Cäsar, de bello Gallico V. 21. oppidum Britanni vocant, cum silvas impeditas vallo atque fossa munierunt, quo incursionis hostium vitandae causa consuerunt.

** Vgl. Cäsar de bell. Gall. VI. 30 . . . aedificia circumdata silva, ut sunt fere domicilia Gallorum, qui vitandi aestus causa plerumque silvarum ac fluminum petunt propinquitates.

*** Vgl. über umwallte Viehgehege z. B. Arch. f. Anthropologie XXIII (1895) S. 82 ff. (G. Jakob)

Im eigentlichen Gallien* waren diese Refugien nicht nur gegen den äusseren Feind gerichtet, sondern bildeten ebensowohl Zufluchtsstätten der Landbevölkerung in den ewigen Kämpfen, welche die Adeligen unter einander, meist auf Kosten der kleinen Leute, führten. Treffend vergleicht sie Ferd. Keller mit den hochgelegenen, stark befestigten Kirchhöfen des Mittelalters, welche während der Fehden der Ritter gar oft den Dorfbewohnern zum Schutze dienten.

An der Peripherie des gallischen Besitzes dürften diese Händel allerdings weniger hervorgetreten sein; hier handelte es sich mehr um Schutz gegen die Einfälle und Beutezüge der äusseren Feinde, besonders der Germanen. Von den Verhältnissen an der germanisch-helvetischen Grenze berichtet uns Cäsar, dass dort die Gallier sich fast täglich mit den am rechten Rheinufer wohnenden Germanen herumschlugen** (de bello Gall. I,1 fere cotidianis proeliis cum Germanis contendunt, cum aut suis finibus eos prohibent aut ipsi in eorum finibus bellum gerunt), — und nicht viel anders wird es etwa 100 Jahre vorher am mittleren Main ausgesehen haben, als die Spitze der sich gegen Süden drängenden germanischen Bewegung diesen Fluss erreicht hatte. Welche germanischen und gallischen Stämme damals beiderseits des Maines hausten, wissen wir nicht, doch geben die Nachrichten über das erste Auftreten suebischer Völker und über die frühere Ausdehnung der Helvetier, sowie der bei Miltenberg gefundene Teutonenstein*** einige Fingerzeige. Der Cimbern- und Teutonenzug steht jedenfalls im engsten Zusammenhang mit der Keltenbewegung, welche sich damals in Süddeutschland bemerklich machte.

Wenn nun die Funde unserer Gerichtstetter Schanze, welche kaum 6 Stunden südlich des Maines (von Miltenberg) liegt, ungefähr mit dem Zeitpunkt beginnen, zu welchem die Germanen an diesem Flusse angelangt sein mögen, und aufhören mit dem Anfang der Spät-La Tène-Zeit, also ca. 100 v. Chr., sollte dies auf Zufall beruhen? Möchte man nicht vielmehr glauben, dass die Schanze beim Vordringen der Germanen geräumt wurde, nachdem sie längere Zeit Schutz gegen die Einfälle der bösen Nachbarn gewährt hatte? Natürlich ist dies vorerst nur eine Vermutung.

Die Möglichkeit, dass die Schanze den ersten vom Lande Besitz ergreifenden Germanen angehörte, erscheint völlig ausgeschlossen. Die Germanen haben zwar ähnliche Befestigungen errichtet (vgl. die allerdings fraglichen castra ac spatia der Cimbern, Tacitus Germania 37) und unterschieden sich in ihrer Kultur zum Teil wenig von den Galliern, wie ja die Nauheimer Funde sicherlich von Germanen herrühren†, indessen lässt die Lage und der Charakter der ganzen Anlage sowie das Vorhandensein des Steinhauses schlechterdings nicht an germanischen Ursprung so früher Zeit denken.

Die weiteren Spuren gallischer Besiedelung in dieser Gegend zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Nur noch wenige Worte über die erwähnte »Hohe Strasse.« Sie

---

* Eine ähnliche Schanze z. B. bei Amplepuis (département du Rhône), vgl. Rev. arch. XXIX (1896) S. 172: »enceinte fossoyée formant un carré presque orienté« von 70 (Süden) auf 73 (N.), bezw. 84 (W.) auf 90 m (O.), mit vielen gallischen Scherben. Über andere gallische oppida mit zahlreichen Hütten vgl. Hübner, Hermes XV S. 49 f. und besonders S. 83 Anm. 2 und S. 603 ff. (aus Portugal, Frankreich, England etc.). Vgl. Archaeologia Aeliana X (1884) S. 36 pl. I, wo auch ein ganz ähnlicher Grundriss wie derjenige unserer Anlage erscheint.

** F. Keller möchte auch die am Oberrhein auf der Schweizerseite sich zahlreich findenden Schanzen mit diesen Kämpfen zusammenbringen, doch ist die Zeit derselben noch nicht genügend gesichert; einzelne Funde weisen auf frühere Zeit hin.

*** Vgl. Conrady, Corrbl. d. Gesamtv. 1878 S. 85 ff., Kossinna, Westd. Ztschr. IX S. 213, Meitzen, Siedelung und Agrarwesen III S. 170.

† Tischler, Schr. d. phys.-ökon. Ges. in Königsberg 1884, Sitzungsber. S. 28 (20) und Kossinna, Corrbl. f. Anthrop. 1896 S. 30 f.

kommt vom Tauberthal und führt, soweit wie möglich, auf den Wasserscheiden über Buch am Ahorn und Gerichtstetten nahe an der Schanze vorbei gegen Rinschheim, wo eine Gabelung nach Westen und Norden statt hat. Sie muss einen vorrömischen Verkehrsweg darstellen, weil entlang desselben mehrere Grabhügel der Spät-Hallstatt- und Früh-La Tène-Zeit gefunden sind*, und an ihren Schnittpunkten mit dem römischen Grenzwall grössere Zwischenkastelle liegen, welche kaum anders denn als Wegsperren erklärt werden können. So wird auch die Lage des gallischen Gehöftes (in der Nähe dieses Weges) verständlicher, wie auch die Meierhöfe der gallisch-römischen Kolonisten im römischen Grenzgebiet meist in der Nähe der römischen Strassen an schönen Wiesengründen liegen, «ut fons ut campus ut nemus placuit».

Bei Besprechung der einzelnen Fundgegenstände habe ich bereits auf den wichtigen, im ganzen gleichzeitigen Mittel-La Tène-Grabfund von Dühren hingewiesen. Bei der Publikation desselben** schrieb ich (Ztschr. f. Gesch. d. Oberrh. V (1890), S. 423): «Bei einer letzten Herbst vorgenommenen Untersuchung der Stelle (wo 1865 der Grabfund gemacht worden war) stiess man in einer Entfernung von ca. 4 m (von jener Stelle) auf fette, von Kohlenresten und Scherbenstücken durchsetzte, gegen unten rotverbrannte Erde und in derselben auf eine ca. 40 bis 50 cm breite, verkohlte Bretterlage, die sich bis auf eine Entfernung von über 30 m verfolgen liess, ohne dass das Ende erreicht worden wäre. Anhaltender Regen verhinderte die Ausgrabung fortzusetzen und den Zusammenhang mit dem Grabe festzustellen.» Nach den neuen Aufschlüssen, welche die Gerichtstetter Schanze ergeben hat, scheint es mir sehr wahrscheinlich, dass auch in der Nähe jenes Dührener Grabes eine ähnliche Schanze lag, umgeben von einem Graben und einem Palissadenwerk, von dem jene Bretterreste herrühren könnten.***

Und hat sich einmal die Aufmerksamkeit diesen Erdschanzen zugewendet, und werden da und dort eingehendere Untersuchungen derselben mit Hacke und Schaufel vorgenommen†, so wird ohne Zweifel noch manche ähnliche Anlage zu Tage treten, welche dieser bis jetzt so spärlich erhellten Epoche unserer Vorgeschichte neues Licht bringen wird.

---

* Vergl. E. Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden S. 41 ff. und Fundberichte aus Schwaben II S. 10, III S.16, Schumacher, Neue Heidelberger Jahrb. 1897 S. 142 ff. Die Grabhügel bei Eberstadt haben sich durch neuere Funde als der Hallstatt-Zeit angehörig erwiesen.

** Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins N. F. V. S. 409 ff., vergl. auch Ztschr. f. Ethnologie 1891 S. 81 f., Neue Heidelberg. Jahrb. II S. 136.

*** Ob der Name des Dorfes Dühren, welcher bereits im Jahre 769 im Lorscher Codex als villa Durnina erscheint, mit dieser Schanze zusammenhängt, da die gallische Wurzel dur bekanntlich eine Feste (oppidum) bezeichnen soll, will ich dahin gestellt sein lassen. Vergl. übrigens auch Alemannia XXVI (1898) S. 287. Der Name von Gerichtstetten hat nichts mit einer Gerichtsstätte zu thun, sondern leitet sich von Gerich-Stetten (Stätte des Gerich) ab, vergl. Krieger, Topogr. Wörterbuch des Grossherzogtum Baden S. 193.

† Vergl. neuerdings S. Wetzel, altertümliche Erdarbeiten im Winkel zwischen Donau uud Iller, Württ. Vierteljahrsh. VI (1897) S. 385 ff.

Fränkisch-alemannische Friedhöfe von Eichtersheim (A. Sinsheim) und Bodman (A. Stockach.)

Von *E. Wagner.*

Von fränkisch-alemannischen Friedhöfen, aus der von Lindenschmit als merovingisch bezeichneten Periode, ist im Lauf der Jahre in Baden eine ziemliche Zahl bekannt geworden. Die Bestattungen derselben sind, wie noch jetzt, in grösserer oder geringerer Regelmässigkeit reihenweise geordnet; sie sind immer von West nach Ost gerichtet, so dass das an das westliche Ende gelegte Haupt nach Osten, nach der aufgehenden Sonne, schaut. Äusserlich nicht mehr sichtbar, werden sie gewöhnlich nur durch Zufall entdeckt; ist aber einmal ein Grab gefunden, so ist es bei der Regelmässigkeit der Anlage nicht allzuschwer, auch auf die übrigen zu stossen. In den meisten Fällen liegen die Bestattungen in einer Tiefe von $1^1/_2$—2 Meter; ist der Boden über ihnen abgeschwemmt oder abgepflügt, was bei der mit Vorliebe an Abhängen gewählten Lage leicht geschehen konnte, so treten sie auch schon in geringerer Tiefe zu Tage. Man bemerkt in der Regel, dass die Erde unmittelbar über ihnen etwas dunkler und lockerer wird; dies lässt sich aus der Verwesung der Körper und dem dadurch entstehenden leeren Raum, in welchen jene nachstürzte, leicht erklären.

Von solchen Friedhöfen sind im Jahr 1898 zwei eingehender untersucht worden, der eine im nördlichen Baden, bei Eichtersheim, A. Sinsheim, der als fränkisch zu bezeichnen sein wird, der andere, alemannisch, bei Bodman, A. Stockach, an den Ufern des Bodensee's.

I. Eichtersheim.*

Auf einem sanft abfallenden Abhang unmittelbar nordwestlich vom Dorfe Eichtersheim stiess man im Anfang April 1898 im Ackerfeld bei Anlegung eines Spargelbeets in der geringen Tiefe von 40—60 cm zufällig auf die Knochenreste einer weiblichen Leiche mit bemerkenswerten Beigaben, welche damals an die Grossh. Altertümer-Sammlung in Karlsruhe eingesandt wurden. Sie wurden hier als fränkische erkannt und veranlassten die weitere Untersuchung des anliegenden Terrains, die am 15.—17. April von uns vorgenommen wurde. Dabei fanden sich in 5 Reihen weitere 22 Gräber, alle von West nach Ost gerichtet, in Abständen von 2—4 m von einander.

* Schon 838 genannt, bis 1806 ritterschaftlich, Kanton Kraichgau; Besitzung des Freiherrn von Venningen.

Die Fundstätte war damit schwerlich erschöpft; indessen verhinderten teils der Anbau der Äcker, teils eintretendes schlechtes Wetter weitere Nachforschung.

Vorliegendes Schema giebt ungefähr die gegenseitige Lage der gefundenen Bestattungen; die Numerierung entspricht der Folge ihrer Auffindung; der leere Raum gegen Westen deutet gewissermassen an, dass Versuchsgräben, welche durch denselben von Nord nach Süd geführt wurden, ohne Erfolg blieben; gegen Osten grenzte bebautes Ackerfeld an.

Die Skelette erschienen in dem lehmigen Boden mehr oder minder gut erhalten; manche waren in ihrer Lage etwas gestört, wahrscheinlich durch äussere Einflüsse, das Graben von Rübenlöchern u. dergl., denn sie alle traten schon in der geringen Tiefe von 45—50 cm zu Tage. Die Schädel, soweit sie noch in ihrer Form zu erkennen waren, gehörten dem bekannten germanischen Reihengräbertypus an.

Die Beigaben waren im einzelnen folgende:

Bei dem ersten zufälligen Fund (bezeichnet mit a):

103 Stück farbige Glas- und Thonperlen, rot, blau, weiss, orange, hellgelb, grün, einige mit farbigen Augen etc. verziert, von verschiedener Form (rund, cylindrisch, prismatisch) und Grösse, eine besonders grosse doppelkonische in Millefiori-Art Dm. 2,6 cm (vielleicht ein Spinnwirtel?), die meisten 0,70—1,00 cm dick, die hellgelben gedrückt rund und besonders klein. Sie hatten mit zwei grösseren (1,5 cm dicken) durchbohrten, aber in ihrer natürlichen Form erhaltenen Stücken von Bernstein ohne Zweifel einen Halsschmuck gebildet. Ein Ohrring von Silber, Dm. 6 cm (Taf. XIII, 10). In einem gezwirnten Ring, der sich mit Häkchen und Ringchen schliesst, hängt ein hohler, polyedrischer, mit Filigran verzierter Körper mit dreieckigen Öffnungen und auf den vier Hauptflächen aufgesetzten quadratischen Umrahmungen, welche rote Steine (gewöhnlich Almandine) umschlossen

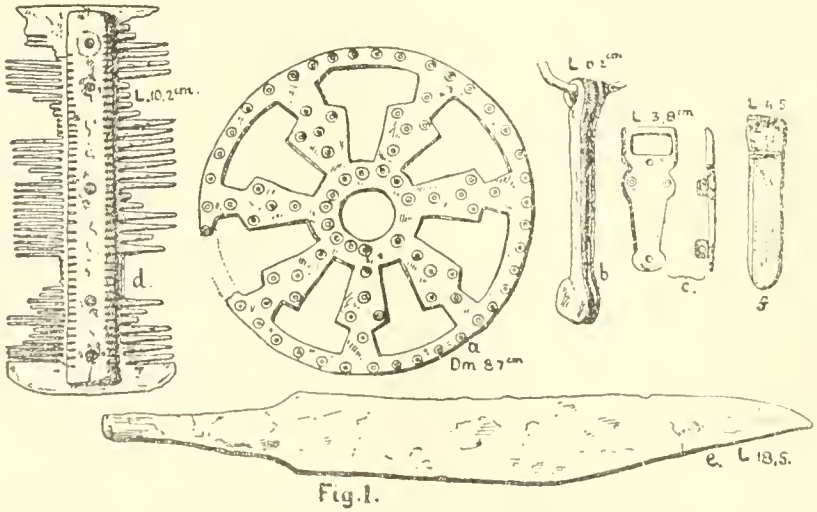


Fig. 1.

haben dürften. Die Dreiecke waren mit gelblichen, durchsichtigen Glasplättchen geschlossen, von denen eines sich im Innern erhalten hat. Die Form des Ohrringes, sonst aus Ungarn bekannt und auch in Gold vorkommend (Beispiele in der Grossh. Altertümersammlung), erscheint hier unseres Wissens zum ersten Male in Baden; leider konnte der correspondierende zweite Ring trotz nochmaligen Nachgrabens an der Stelle nicht mehr gefunden werden. Eine durchbrochene Zierscheibe von Bronze, Dm. 8,7 cm (Fig. 1, a), in Form eines Rads mit 7 Speichen, mit eingeschlagenen kleinen Kreisen leidlich präcis verziert (über dieselbe s. u. bei den Funden von Grab XII in Bodman). Ein Stück eines kleinen Eisenmessers und eine römische Kupfermünze des Magnentius (350—353 nach Chr.), am Rande durchbohrt und damit als Anhänger, vielleicht am Hals, gekennzeichnet; — ohne Zweifel weibliche Leiche.

Grab I. Skelett ziemlich erhalten keine Beigaben.

Grab II. Eine rotgelbe Thonperle, ein schwärzlicher Thontopf Fig. 2, b; ein Kamm aus Bein (Fig. 1, d); daran zwei Zahnreihen, eine gröbere und eine feinere, zwischen beiden mit fünf Eisenstiften eine Querleiste in einem Stück befestigt, diese beiderseits mit Zahnschnittlinien verziert. — Wahrscheinlich weibliche Leiche.

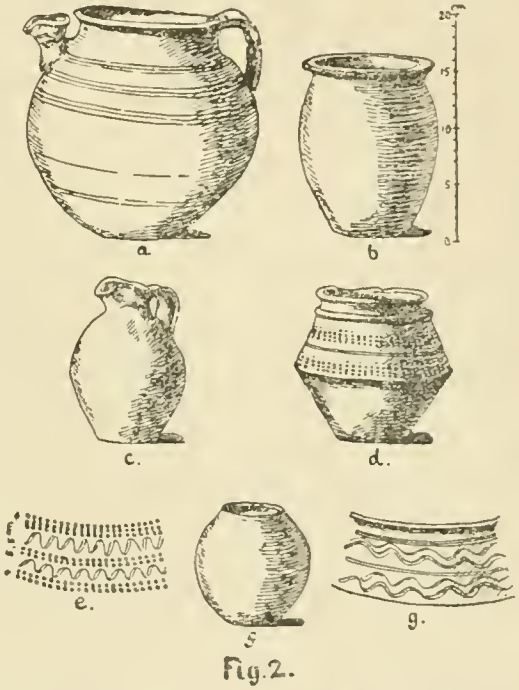


Fig. 2.

Grab III. 15 Stück mittelgrosser, farbiger Perlen von Thon und Glas; ein Messer von Eisen, Klinge 11,3 cm lang, mit Holzresten vom Griff (noch 7 cm l.); grüne Buckel von einem Glasgefäss; ein grauer Topf von Thon von der Form Fig. 2, b; Höhe 13 cm, ein zweiter, doppelkonisch, grauschwarz, mit Reihen eingedrückter, kleiner Vierecke verziert, H. 13 cm (Fig. 2, d), in demselben spärliche Knochenreste eines Wildschweins; zerstreut eine linke Tibia und ein Stück des rechten Oberschenkels eines Huhns, wahrscheinlicher eines Fasans (? s. u.). — Weibliche Leiche.

Grab IV. Kleine Schnalle von Eisen (Br. 2,7), Kamm aus Bein, wie Fig. 1, d; schwärzlicher Topf wie Fig. 2, b. Vier Vogelknochen, wahrscheinlich von einem Huhn; doch stimmen auch sie besser mit dem Skelett des Fasans. — Wahrscheinlich junges Mädchen.

Grab V. Zwei Pfeilspitzen von Eisen, mit Tüllen, 9 cm lang, die eine mit starken Widerhaken; Reste eines Eisenschnallen-Beschlägs und eines Kamms; dickes, kleines Bodenstück eines schwarzgrauen Thongefässes; ein Gelenkknochen vom Schwein. — Männlich.

Grab VI. Stark verdorbene Stücke eines einschneidigen Eisenschwertes, des Scramasax, mit Resten einer Scheide, welche mit Eisenblech gedeckt gewesen zu sein schien, daran angerostete Spuren von Leinwand. Sonst keine Funde; das Grab schien schon von der Bodenbearbeitung berührt. — Männlich.

Grab VII. Nur eine schlecht erhaltene rote Thonperle. — Ohne Zweifel weiblich.

Grab VIII. Ausser Randscherben eines grauen Topfs von der Art Fig. 2, b keine Beigaben.

Grab IX. Eiserne Gürtel-Schnalle mit Gegenbeschläg, mit Spiralen und geraden Linien in Silber tauschiert; Silberstreifen zum Teil vergoldet; kleiner Rest einer zweiten ähnlichen kleineren Schnalle. — Wahrscheinlich männlich.

Grab X. Eisenmesser mit wenig Holzresten vom Griff (Fig. 1, e); eine rotgelbe Thonperle und ein Randstück von einem grauen Topf. — Wahrscheinlich weiblich.

Grab XI. In demselben lagen zwei männliche Skelette unter wenig schiefem Winkel übereinander. Das untere schien verwühlt, so dass das obere den Eindruck einer zweiten Bestattung in das Grab des ursprünglichen ersten hervorrief. Die Beigaben, von denen nicht mehr mit Bestimmtheit sich erkennen liess, ob sie dem einen oder dem andern der Toten angehörten, bestanden aus zwei Stücken eines Gürtelbeschläges aus Eisen, einem viereckigen (6,2 auf 5,1 cm) mit vier Bronzenägeln an den Ecken, und dem Rückteil der Schnalle (9,2 cm lang) mit drei Bronzenägeln, ferner einem kleineren Stück einer Eisenschnalle, 2,5 cm breit (in der Schultergegend) und den verrosteten Eisenresten eines Scramasax. Rechts von den Skeletten, in der Brustgegend lagen Kieferreste mit Zähnen, sowie zwei Knochen von der rechten hintern und der linken vordern Extremität eines jungen Hirschs.

Grab XII barg das wenig mehr erhaltene Skelett eines Mädchens von 12—14 Jahren. Es ergab: fünf farbige Thonperlen, rot, weiss, gelb, blau, und weiss mit blauer Verzierung; eine kleine Eisenschnalle (3,7 cm breit); ein Eisenmesser (L. der Klinge 9,7 cm mit Holz(?)-Resten des Griffs; zwei getrennte, gleiche Stängchen von Eisen, 6,2 cm lang, am obern Ende in einem Eisenringchen hängend, am unteren je zu einer rundlichen Platte erbreitert; vielleicht ein Toiletten-Werkzeugchen (kein Zängchen, wie es scheinen könnte, da beide Stängchen gesondert eingehängt sind), Fig. 1, b; einige Bruchstücke eines dünnen Glasbechers und das grössere Stück einer Meerschnecke* (Cypraea pantherina, Lam.) mit Resten eines Eisenringchens, welche beweisen, dass sie als Hängeschmuck gedient hatte.

Grab XIII. Fünf farbige Thonperlen, zwei rot, zwei gelb, eine blau; Bruchstücke eines Glasbechers; zwei bauchige, graue Thonkannen, die eine, Fig. 2, a, mit einfachen Linienbändern, die andere sonst gleiche um die Schulter mit drei Bändern aus eingedrückten kleinen Vierecken und zwischen diesen mit flüchtigen Wellenlinien verziert (Fig. 2, e); ein grauer Topf von der Form Fig. 2, b. — Ohne Zweifel weiblich.

Grab XIV. Eisenmesserchen, L. der Klinge 9 cm, und Bartzängchen aus Eisen, L. 5,3 cm; das obere Stück eines schwarzen, verzierten Topfs wie Fig. 2, d. — Männlich?

Grab XV. Zwei kleine Thonperlen, rot und gelb; ein kleines Eisenmesser (L. der Klinge 9,5 cm); eine kleine Schnalle und eine mit Punktreihen verzierte Riemenzunge (Fig. 1, c und f), beide von Bronze; ein grauer Thontopf von der Form Fig. 2, b, und ein zweiter roher, eiförmiger, dessen Rand abgebrochen Fig. 2, f. — Weiblich.

Grab XVI. Sehr zerstört; Stück einer kleinen, roten, cylindrischen Thonperle, Reste einer Eisenschnalle und zwei Bronzenägelköpfe eines Riemenbeschlägs. — Weiblich?

Grab XVII, ohne Beigaben.

---

* Cypraea pantherina, Lam. aus dem roten Meer od. pers. Meerbusen, auch in württembergischen Reihengräbern vorkommend, bietet den lebendigen Beweis für alte auch schon viel früher vorhandene Handelsbeziehungen mit dem Mittelmeer.

Grab XVIII. Thonkrügchen mit Henkel und ausgelapptem Ausguss, Fig. 2, c, und Scherben eines Napfs von der Form Fig. 2, d von ganz hellgelbem, weichem Thon, vielleicht ursprünglich etwas verziert.

Grab XIX, XX und **XXI.** ohne Beigaben.

Grab XXII. Eisenmesserchen, Länge der Klinge 7,7; unbedeutende Wand- und Henkelreste eines kleinen Bronze-Gefässes, ein grauer Thontopf von der Form Fig. 2, b und ein zweiter wie Fig. 2, d. (H. 16, ob. Dm. 14 cm), mit flüchtiger Wellenlinien-Verzierung (2, g) über dem Schulterteil. — Wahrscheinlich weiblich.

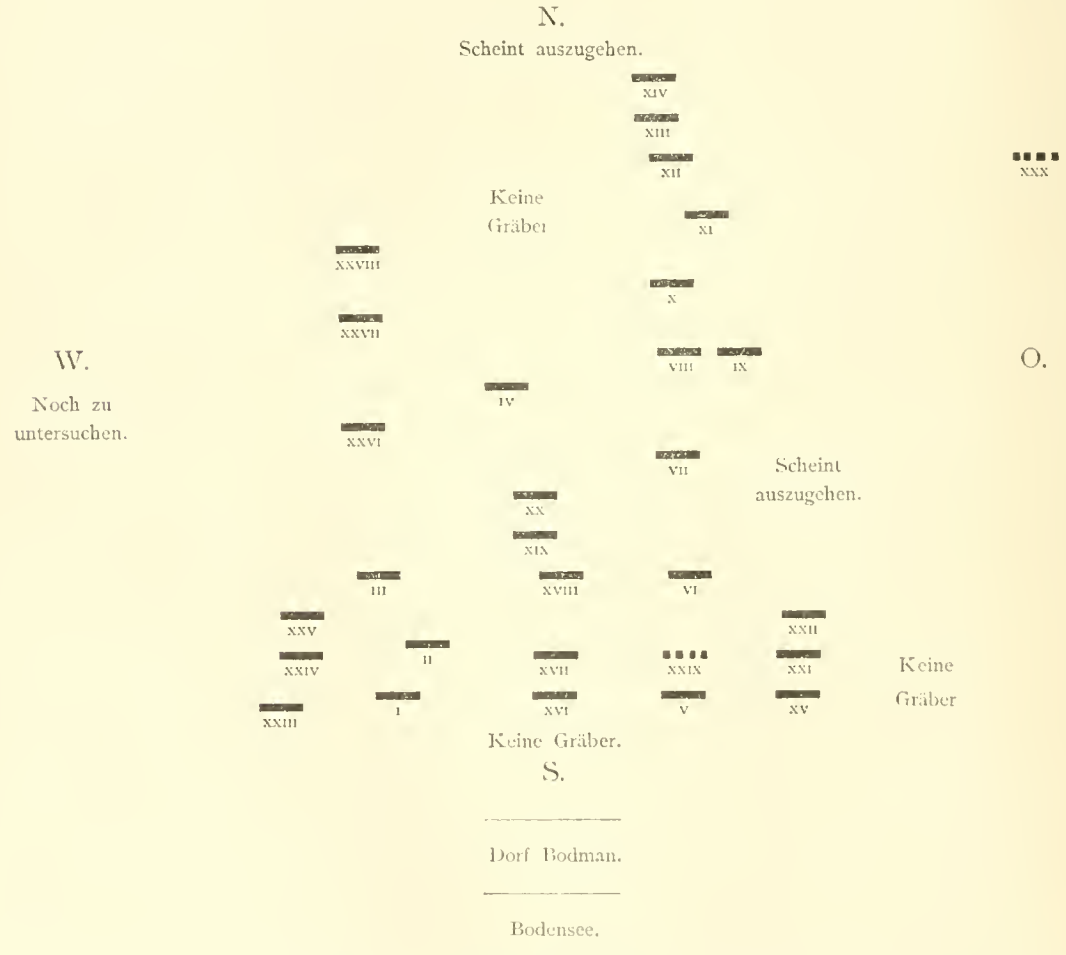
Von den 22 aufgefundenen Gräbern waren fünf ganz ohne Beigaben; die übrigen ergaben nicht besonders viel; das reichste war das zuerst zufällig gefundene (a); ein weniger reiches wäre vielleicht nicht besonders beachtet worden. Männliche Bestattungen fanden sich 5—6, weibliche 10, darunter ein Kind (XII); bei den übrigen musste die Geschlechtsbestimmung unentschieden bleiben. Wie immer in solchen Friedhöfen, waren die Gräber ohne besonders wahrnehmbare Rücksicht auf Geschlecht, Alter oder Ansehen aneinander gereiht.

Bei Betrachtung der Beigaben fällt vor allem der Mangel an Waffen auf; ausser zwei kurzen einschneidigen Schwertern, den Scramasaxen, die etwa unseren Hirschfängern oder Faschinenmessern entsprechen, und zwei Eisenpfeilspitzen, alles mehr auf die Jagd hinweisend, erinnert nichts an kriegerische Thätigkeit. Mehr Rücksicht scheint auf den Schmuck genommen; hier deuten die farbigen Perlen aus gefrittetem Thon, aus Glas und Bernstein wie die Meermuschel aus Grab XII auf Handelsbeziehungen zum Orient oder zu den Gegenden des Mittelmeers, während der silberne Ohrring, die mit Silbereinlage tauschierte Schnalle und der kreisförmige Bronzeschmuck eher Zeugnis einheimischer Kunstfertigkeit sind. Auch mit den Perlen wurde übrigens gespart; nur in einem Grab wurden deren 15 gefunden, in einem zweiten 5, in einem dritten 2, in vier weiteren je nur eine. Besonders reich entwickelt erscheint die Töpferei; ihre Erzeugnisse ganz oder in Scherben, waren in neun Gräbern nachzuweisen. Die Formen und Verzierungen (Fig. 2) sind die gewöhnlichen; seltener erscheint die Verwendung der flüchtig aufgetragenen doppelten Wellenlinie (Fig. 2 g) welche, auch aus Reihengräbern von Pforzheim bekannt, vielleicht als dem Kraichgau und seiner Nachbarschaft eigentümlich angesehen werden darf. Dass auch zwei Glasbecher zu Tage traten, freilich nur solche mit glatter unverzierter Wandung, mag auf etwas grösseren Luxus deuten.

In zwei Gräbern lagen Wildschweinknochen, im einen vom Schulterblatt, im andern vom Oberschenkel; in Grab XI Knochen eines jungen Hirsches; in zwei weiteren Gräbern Knochenreste vom Huhn, wenn nicht vom Fasan. In diesen Fällen ist wahrscheinlich an dem Toten mitgegebene Fleischnahrung zu denken, zu welcher die bauchigen Thonkrüge den Trank hinzugefügt haben mögen. Der Fasan ist in Deutschland in der Zeit Karls des Grossen bekannt; leider ist der Umstand, dass unsere wenigen kleinen Knochen allerdings ganz mit den seinigen, und weniger mit denen des Huhns stimmen, doch vielleicht nicht bedeutend genug, um daraus mit voller Bestimmtheit auf das Vorhandensein des Fasans in unseren Gegenden schon in so früher fränkischer Zeit zu schliessen. Zu genauerer Bestimmung der letzteren könnte nur die Münze des römischen Usurpators Magnentius einen Anhaltspunkt geben, da sie frühestens auf die Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. weist. Der Friedhof kann aber auch im Laufe des 5. Jahrhunderts oder noch später im Gebrauch gewesen sein.

2. Bodman.

Hart bei dem von der Sage und Geschichte berührten Dorfe Bodman am Südwestufer des Überlinger Sees (im 9. Jahrhundert genannt, bis 1806 zum Ritterkanton Hegau gehörig; Besitz der Freiherrn von und zu Bodman) erhielt man ebenfalls durch Zufall Kenntnis von einem ausgedehnten Reihengräberfeld. Es zeigten sich nämlich bei dem Graben von Probelöchern zur Gewinnung von Lehm für die herrschaftliche Ziegelei gegen das »Hinterthal« hin an einem unmittelbar südlich vom Orte sanft ansteigenden Abhang, dessen Lage mit der Aussicht über den See man sich für einen Friedhof kaum schöner denken könnte, an zwei Stellen im Ackerfeld in etwa 1 m Tiefe menschliche Knochenreste, neben welchen an einer der beiden Stücke von Eisen lagen, deren Charakter eine alemannische Bestattung unzweifelhaft machte. Systematische Grabungen vom 20. bis 26. September 1898 führten auch wirklich auf 28 weitere Gräber; es ist aber anzunehmen, dass der Friedhof sich gegen Westen oder vielleicht auch gegen Süden hin noch weiter ausdehnt; die Untersuchung des noch nicht berührten Terrains blieb für später vorbehalten. Das folgende Schema giebt eine Übersicht über die Lage der Gräber; die Numerierung entspricht wieder der Folge der Auffindung.



Es wurden fünf Reihen von Gräbern, welche ziemlich hart aneinander stiessen, aufgedeckt; die einzelnen Gräber waren durchschnittlich 1 bis 2 m von einander entfernt angelegt in wechselnder Tiefe von 0,70 bis 1,60 m; ursprünglich mögen sie tiefer

gegraben worden sein; nirgends wurden Bestattungen eine über der andern gefunden. Die Skelette zeigten sich meist leidlich erhalten, am wenigsten, wie sich erwarten liess, solche von Kindern.

Über die einzelnen Gräber und deren Inhalt ergab sich das Folgende:

Grab I. 0,80 m tief; Leiche weiblich, nach den Zähnen zu schliessen nicht mehr jung. In der Halsgegend und auf die Brust herabgeglitten 25 Perlen eines Halsschmucks, fünf von Glas, blau und weiss, die übrigen von farbigem gefrittetem Thon, teils einfarbig, teils bunt verziert. Über dem Becken eine kleine Eisenschnalle (also vom Gürtel), nur 4 cm breit; links vom untern Teil des linken Oberschenkels ein kleines Eisenmesser mit Resten vom Holzgriff, dabei Stücke von einem Kamm (wie Fig. 1, d) von Bein, und noch etwas weiter unten ein Schnällchen von Bronze, nur 1,7 cm breit und einige Bronzestiftchen mit breiten, runden Köpfen. Vielleicht hat beides einer kleinen Tasche angehört, welche man sich, wie Messer und Kamm, etwa an Riemen oder Schnüren ziemlich weit vom Gürtel herabhängend denken könnte. Ein im Grabe gefundener kleiner Scherben von römischer roter terra sigillata erinnerte daran, dass kaum $^1/_2$ Stunde von dem Gräberfeld entfernt sich noch die Trümmer einer römischen Niederlassung nachweisen lassen.

Grab II. 0,80 m tief; vielleicht weiblich. Über dem Becken rechts eine kleine Eisenschnalle (vom Gürtel); ferner wie bei I links vom untern Ende des linken Oberschenkels ein kleines Eisenmesser (Klinge 11 cm lang).

Grab III. 1,30 m tief. Vielleicht weiblich; abgeriebene Zahnkronen deuteten auf höheres Alter. Über dem Becken rechts kleine Eisenschnalle, Br. 3,2 m (Taf. XIV, 10), mit silbertauschierten Querbändchen geziert; an der rechten Hand ein Fingerring von Bronze (Taf. XIII, 26), dessen flache, verbreiterte, jetzt getrennte Enden wohl ursprünglich zusammenhingen und irgend einem Zierat aus Glasfluss oder dergl. als Grundlage dienten. Eine unter dem Skelett sich hinziehende dünne, verkohlte Schicht wies darauf hin, dass der Leichnam auf einem Totenbrett liegend begraben sein musste, dessen genauere Ausdehnung sich nicht mehr bestimmen liess.

Grab IV. 1,30 m tief; ohne Zweifel männlich. Sämtliche Fundstücke zwischen den Knieen und noch weiter abwärts; eine Anzahl kleinerer Stücke aus Eisen und Bronze dürften den Inhalt einer am Gürtel weit herabhängenden Tasche (wahrscheinlich aus Leder) gebildet haben, von welcher der 9 cm lange Eisenbügel mit zwei Löchern an den verbreiterten Enden und zwei kleinen Eisen-Züngchen (eines abgebrochen) in der Mitte, sowie ein Bronzeschnällchen zum Verschluss (XIII, 25) sich noch vorfanden. Für die Reconstruktion der Tasche selbst ergeben sich Schwierigkeiten. Bei Lindenschmit, Handbuch der Deutschen Altertumskunde, Braunschweig bei Vieweg 1880, sind sämtliche auf Taf. XXIV und Seite 458 dargestellten Taschenbügel mit abwärts gekrümmten Enden gezeichnet. Herr Dir. Lindenschmit, Sohn, schreibt mir darüber: »Da die Enden einiger mir vorliegender Taschenbügel stark gekrümmt und sehr spitzig sind, so würde es gewiss unpraktisch gewesen sein, dieselben nach oben zu richten. Auch erscheint die Gestalt der Tasche, wenn die Bügelenden nach oben stehend gedacht werden, absonderlich, während sie nichts Befremdliches mehr hat, wenn dieselben, wie auch heutigen Tages noch, nach unten gerichtet sind. Der Bügel muss oben an der Tasche in deren

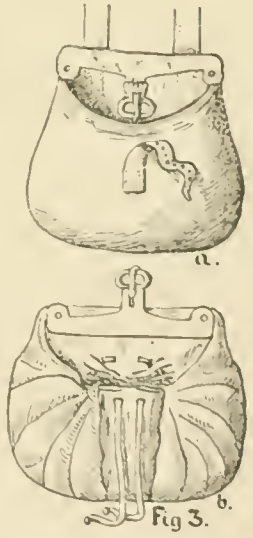


Fig 3.

Leder eingenäht, oder, zumal bei verzierten Stücken, auf dasselbe genietet (wenn Nietlöcher vorhanden sind) gewesen sein.« Die Schnalle war dann abwärts gerichtet (Fig. 3, a), um den von unten kommenden schliessenden Riemen aufzunehmen. Nun erscheint aber bei Lindenschmit pag. 458 Fig. 449 bei einem verzierten Fundstück aus Flonheim in Hessen die Schnalle über dem Bügel mit seinen abwärts gebogenen Enden nach aufwärts gerichtet; sie dient dann offenbar nicht mehr zum Verschluss der Tasche, sondern zu deren Befestigung an einem vom Gürtel herabhängenden Riemen. Hieran knüpft sich eine andere Art der Reconstruktion der Tasche, welche Herr Leutnant a. D. Gimbel in Baden für sein schönes Modell eines alemannischen Kriegsmanns versucht hat (Fig. 3, b). Auch er richtet die Schnalle nach oben zur Befestigung am Gürtelriemen, wo sie dann auch leichter vom Gürtel abgelöst werden kann, und verzichtet auf sie zum Verschluss der Tasche selbst, den er sich durch durchgezogene und verknüpfte Riemchen hergestellt denkt. Da aber die beiden Eisenzüngchen des Bügels, welche die Schnalle aufzunehmen bestimmt sind, nach gleicher Richtung gehen wie die Umbiegungen der Bügelenden (s. auch Lindenschmit Taf. XXIV, 2, 3), so ist er genötigt, auch die letzteren als aufwärts gerichtet anzunehmen. Er äussert sich hierüber dahin, dass die vorstehende Lage des untergenieteten Leders eine Verletzung durch die aufwärts gerichteten Schnäbel wohl ausschliessen dürfte«. Er habe bis jetzt noch nirgends, weder bei alten noch modernen Beschlägen oder Schnallvorrichtungen (zumal bei militärischer Ausrüstung) je gefunden, dass eine Schnalle nach abwärts gerichtet gewesen sei, was ebenso unpraktisch wie unbequem wäre. Die praktischen Bedenken seien aber für ihn als alten Soldaten, weil die wesentlichsten, auch die entscheidendsten. Leider findet man die betreffenden kleinen Stücke in den Gräbern selten mehr in ungestörter Lage; auf sie wird aber zu endlicher Klarstellung der Sache künftig vor Allem Bedacht zu nehmen sein.

Zum mutmasslichen Inhalt der Tasche gehörten eine Eisenscheere (L. 12 cm) römischer Form (XIII, 8), ein Eisenmesserchen mit Resten vom Holzgriff, L. 14 cm, ein kräftiges, 9,7 cm langes und ziemlich breites, durch eine Mittelwand geteiltes Zängchen von Eisen (XIII, 13), wahrscheinlich zum Ausreissen der Barthaare, ferner der 5,7 cm lange Rest eines vierkantigen Eisenstängchens (Nägelreiniger?), eine kleine Fibula von Bronze von spätrömischer Form (XIII, 20), eine Nähnadel von Bronze, L. 6,9 cm, mit noch halbem Öhr (XIII, 15), ein kleiner Feuerstein und eine kleine römische Wage von Bronze (XIII, 14) mit 11,7 cm langem Wagbalken und kleiner runder, an drei gezwirnten Stängchen, von denen eines fehlte, aufgehängter Wagschale, wohl zur Prüfung von Wertgegenständen kleinen Umfangs, Goldmünzen, kleinerem Schmuckgeräth aus Edelmetall oder kostbaren Spezereien, Gewürznelken oder dergl.*. Rechts vom unteren Teil des rechten Schenkelknochens lag eine kleine Bronzeschnalle (XIV, 8), welche, wenn es eine Gürtelschnalle war, soweit hinabgeglitten sein muss. Endlich fand sich noch tiefer unten, fast zwischen den Füssen, die mit dem erhaltenen Stück der Griffzunge noch 41 cm lange Eisenklinge eines einschneidigen Schwerts, des Scramasax. Dasselbe kann doch wohl nur einem Manne beigegeben worden sein; die in der Tasche vereinigten Fundstücke wäre man sonst wohl eher einer Frau zuzuweisen geneigt gewesen. Zu erwähnen sind noch links vom Oberschenkel zwei Tierknochen vom linken Vorder- und Hinterbein eines Hirschs.

---

* s. Lindenschmit, Deutsche Altertumskunde, Seite 463 f., wo das Fundstück als selten bezeichnet wird. Da es bei der Ausgrabung zunächst nicht in seiner Bedeutung erkannt werden konnte, gingen die vielleicht noch vorhandenen kleinen Gewichte unbemerkt verloren.

Grab V. Tiefe nicht gemessen. Weiblich. In der Halsgegend 53 ein- und mehrfarbige Perlen von Thon und Glas; eine Anzahl schien ursprünglich an einer Halsschnur aneinander gereiht, einige lagen in bestimmten gleichen Zwischenräumen von je 2 cm; sollten sie vielleicht am oberen Gewandsaum angenäht gewesen sein? Rechts über dem Becken eine kleine Gürtelschnalle von Bronze; in der Nähe undeutliche Eisenreste.

Grab VI. 1,10 m tief. Weiblich, jung. In der Halsgegend 27 Perlen, farbig, die meisten von gefrittetem Thon, einige in Form dünner Cylinderchen von Glas (blau und grün), zwei längliche, wenig bearbeitete, von Bernstein. Unterhalb des Beckens einige kleine Stücke, Inhalt einer kleinen Tasche, von der sich ein Bronzeschnällchen und Stücke eines Eisenbügels noch erkennen liessen; es waren Bruchstückchen eines Beinkamms, ein 3 cm hohes, zerdrücktes Bronzeglöckchen, ähnlich den römischen Ziegenglöckchen, noch an dem achterförmigen Glied einer Eisenkette (XIII, 12) hängend, einige weitere Stückchen der Kette, eines mit angerostetem Leinwandrest, endlich ein undeutliches Stückchen aus weissem Metall, ursprünglich wie ein kleines Rad mit vier Speichen, wahrscheinlich irgend ein Zierat.* — Die stark vergangenen Knochen lagen auf einer ziemlich dicken, muldenartig erscheinenden Kohlenschicht; vielleicht ursprünglich ein Totenbaum?

Grab VII. 0,65 m tief. In der Beckengegend, diesmal links, eine kleine Gürtelschnalle von Eisen mit silbertauschierten Querstreifen (XIV, 9); 20 cm weiter unten links vom linken Oberschenkel ein kleiner, flacher Eisenring von 4,3 cm Dm. und unbekannter Verwendung.

Grab VIII. 0,70 cm tief. Männlich. Die Beigaben sämtlich unterhalb der Beckengegend. Rechts vom rechten Oberschenkel (s. Fig. 4, a und Fig. 5) lag ein 50,5 cm langer Scramasax von Eisen (Klinge 29,3 cm lang, 4,3 cm breit, Angel 21,2 cm lang mit schwachen Resten vom Holz des Griffs); auf dessen Klinge ein mit dem Rest des Holzgriffs 17 cm langes Eisenmesser, das ursprünglich mit dem Schwert in gemeinsamer Scheide gesteckt haben musste, und über dem untern Teil der Angel eine grosse Eisenschnalle mit aufwärts nach der Schulter zu gerichtetem Dorn.

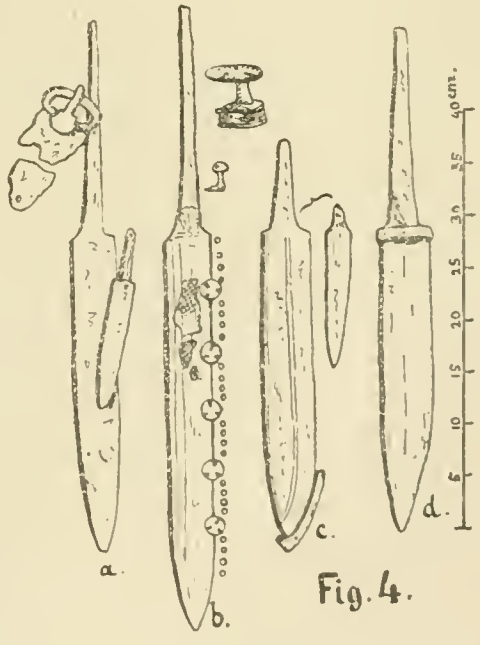


Fig. 4.

Wäre dieselbe noch in ihrer ursprünglichen Lage gefunden, so hätte sie am ehesten einem über die linke Schulter gelegten Tragbande angehört, an welchem Scramasax sammt Scheide rechts getragen worden wäre. Dann hätte sie aber doch wohl unter der Waffe und wahrscheinlich etwas höher beim Becken gelegen, so dass eher an eine nach Verwesung des Leichnams nach rechts abgerutschte Gürtelschnalle zu denken ist.

Ein ungewöhnliches Fundstück lag, wie Fig. 5 S. 94 nach thunlich genauer Vermessung noch in der ursprünglichen Lage im Grabe gezeichnet, über dem linken

* Nach gefälliger Untersuchung von Herrn Geh. Rat Engler ist das Metall oxydiertes Zinn mit geringem Bleizusatz.

Oberschenkelknochen in Gestalt eines eisernen Randbeschläges, welches, nach noch vorhandenen Holzresten in seiner Höhlung zu schliessen, eine Art Brett von der aus der Zeichnung ersichtlichen Form und Grösse umgeben haben musste. An einzelnen Punkten (noch sichtbar bei b, b) gingen befestigende Nietnägel durch; an vier Stellen (a, a, a, a) waren entsprechend umgebogene Plättchen von Bronze angebracht, wieder von durchgehenden, hier mit Bronzeköpfen versehenen Nietnägeln durchbohrt. Da diese Bronzeteile erst später bei der Reinigung der Stücke überhaupt sichtbar wurden, so könnte das eine oder andere der grossen Bogenstücke ursprünglich auch umgekehrt gelegen haben, so dass die Verantwortung für richtige Angabe der Lage der Bronzeplättchen nicht voll übernommen werden kann; am ehesten dürften sie als besonderer Zierat am Rande aufzufassen sein. Die Bedeutung des ganzen Stückes bleibt vorläufig dunkel; wäre die Auffindung einer Eisenpfeilspitze in der Fig. 5 wiedergegebenen Lage massgebend, so liesse sich am ehesten an das Beschläg eines Köchers denken, obgleich ein solcher bis jetzt in Reihengräbern nicht nachgewiesen ist und man dann wohl mehr als nur einen Pfeil vermuten sollte. Für die etwaige Annahme eines Musikinstruments fehlen aber alle weiteren Anhaltspunkte.

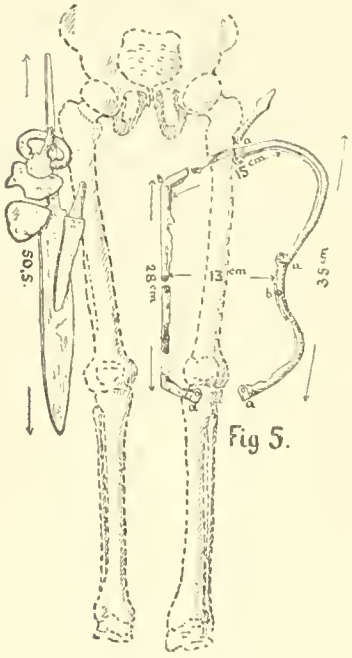


Fig 5.

Das ganze Skelett lag über einer besonders in der Brustgegend und unter dem rechten Bein noch sichtbaren Kohlenschicht; der Leichnam dürfte demgemäss auf ein Totenbrett gelegt gewesen sein.

Grab IX. 0,70 m tief. Alter Mann mit zerbrochenem, auf dem Gesicht liegendem Schädel. Sämtliche Fundstücke wieder unterhalb der Beckengegend. Zwischen den Knieen grosse, viereckige Eisenschnalle (XIV, 5), 5,5 cm breit, sicher ursprünglich zum Gürtel gehörig, aber herabgeglitten, wie auch ein quadratisches Gürtelbeschlägstück von Eisen mit vier Eisennägeln; auf der zur Schnalle gehörigen Beschlägplatte aufgerostete Leinwandreste. Beim linken Knie ein Eisenmesser (L. mit Stück vom Holzgriff 17 cm); weiter abwärts ein vierkantig spitzig zulaufendes, kleines Instrument von Eisen, mit Resten eines Holzgriffchens 10,3 cm lang, wohl eine Ahle (XIII, 30), ein Stück eines zweiten ähnlichen, ferner spärliche Reste eines Beinkamms und einige Fragmente länglicher Eisenbeschläge mit Eisenstiften, welche einer Tasche angehört haben dürften.

Grab X. 0,70 m tief. Alter Mann. In der Mitte des Beckens kleine Eisenschnalle (in Stücken), rechts vom rechten Knie ein Scramasax, Klinge 27, Angel 20,5 cm lang (Fig. 4, d), mit Mundstück der Scheide von Eisen; hart neben der Klinge das zugehörige Eisenmesser. Eine grosse Eisenschnalle (XIV, 2) mit reicher Silbertauschierung am Dorn, der Schnalle selbst und der Beschlägplatte lag diesmal wenig oberhalb des Kniees zwischen den Oberschenkelknochen quer herüber, während die ebenso silbertauschierte Gegenbeschlägplatte links über den linken Schenkel hinaus in der Längsrichtung zu liegen gekommen war. Man hatte es offenbar mit der mit dem Gürtel abwärts geglittenen Schnalle desselben zu

thun; ein über dem Becken liegen gebliebenes kleines Schnällchen hat vielleicht einem zweiten schmalen Leibriemen angehört.

Grab XI. 1,10 m tief. Männlich. Links vom Schädel die Reste eines Beinkamms; die übrigen Beigaben unterhalb der Beckengegend. Eine im Kerbschnitt schön verzierte Bronze-Gürtelschnalle mit Beschlägplatte (L. 11,5 cm) und ein ebensolches quadratische Beschlägstück mit vier Bronzenägeln (XIV, 3) fanden sich links vom linken Oberschenkel und Knie, also nicht mehr in ursprünglicher Lage, sondern links herabgeglitten. Die Verzierung des Mittelfelds der Schnallenbeschlägplatte könnte bei einiger Fantasie als stilisierte stehende menschliche Figur angesprochen werden. Unmittelbar rechts vom rechten Knie lag längs des Beines die Eisenklinge eines Scramasax (Fig. 4, b), 33,5 cm lang mit 25 cm langer Angel; ein sonst beiliegendes Messer fehlte hier, dagegen waren auf der Klinge noch aufgerostete Leinwandstücke zu erkennen und längs der Schneide fünf grosse und 25 kleine Nietnägel von Bronze, welche die Scheide zusammengehalten hatten. Die grossen Stifte hatten zu Köpfen kreisförmige, dreimal eingeschnittene und im Umkreis mit Punkten verzierte Bronzescheibchen von 1,8 cm Dm.; letztere waren excentrisch auf die Stifte aufgesetzt, um in die Scheide weiter hereinragen zu können; die untere Platte der Scheide scheint, nach den zurückgebliebenen Resten an den Stiften zu urteilen, einfach oder vielleicht sogar doppelt von Eisen gewesen zu sein; die obere, von Leder und Leinwand ist vergangen und lässt die Bronzestifte ca. 5 mm lang frei erscheinen (s. d. Zeichnung). Ganz klarzustellen ist übrigens die Zusammenfügung beider Scheidenplatten insofern nicht mehr, als die kleinen Bronzenietnägel auch schon in 5 mm Abstand vom Kopf umgebogen sind, und so vielleicht nur die obere Scheidendecke zusammenhalten sollten. Wenig rechts von der Scramasaxspitze lag, gegen die Füsse gekehrt, eine Eisenpfeilspitze (XIV, 12) und noch weiter unten, rechts vom rechten Fuss das noch 7,5 cm lange, Taf. XIV, 17 abgebildete Stück, eine vierkantige Eisenspitze, in das Ende eines runden Holzstabs gesteckt und durch eine eiserne Zwinge festgehalten. Da nirgends in dem Grabe sich die Spur einer Speerspitze vorfand, so wird man nicht an einen Speerschuh, eher an das Ende eines Stocks, vielleicht eines solchen mit Eisenspitze zum Antreiben der Zugtiere (?), zu denken haben.

Grab XII. 0,75 m tief. In demselben waren leider die Knochenreste bis auf einige Zahnkronen, welche auf ein Mädchen von 10—14 Jahren schliessen liessen, vollständig vergangen, so dass nur noch die immerhin bemerkenswerten Beigaben ziemlich in ursprünglicher Lage gesehen werden konnten.

Zunächst stiess man auf eine grössere Anzahl (zwei grössere und 97 kleinere) von farbigen Thonperlen samt zwei Bernsteinperlen, welche zum grösseren Teil noch in ursprünglichen Reihen beisammen lagen (XIII, 1). In der äussersten Reihe rechts wurden in situ die Farben notiert, von der grösseren, rotbraun und weiss gestreiften Perle abwärts: rotbraun, blau, rotbraun, weiss, rotbraun, weiss, rotbraun, blau, orange u. s. f. Die mitten unter den Perlen gefundenen Zahnreste kennzeichneten dieselben als Halsschmuck. Weiter abwärts auf der Brust lag eine grössere Bernsteinperle (XIII, 4), die als selbständiger Anhänger gedient haben mochte; und noch weiter abwärts, in derselben Mittellinie, etwa 25 cm vom Hals, ein kleiner Armring von Bronze (XIII, 7) mit verdickten, wenig verzierten, etwas übereinander laufenden Enden (der Unterarm wäre demnach über die Brust gelegt gewesen); ferner rechts abgeglitten ungefähr in derselben Gegend eine kleine, 3 cm breite Eisenschnalle (XIII, 5). Etwa 65 cm abwärts vom Hals, also schon stark unterhalb der Beckengegend, erschien, noch immer in der Mittellinie, eine durchbrochen gearbeitete Zier-

scheibe von Bronze, umgeben von einem 11 mm dicken, hohlen Bronzering (XIII, 3), von welchem aus eine 18,5 cm lange, aus einem unten umgebogenen, oben spitzig zulaufenden, 1 cm breiten Eisenband bestehende, an einzelnen Punkten mit Eisennietstiften zusammengehaltene Spange (XIII, 2) in der Richtung nach oben verlief. Drei knapp am Rand durchbohrte, abgeriebene spätrömische Kupfermünzchen schienen, wie die Zeichnung angiebt, an derselben befestigt gewesen zu sein, wenn sie nicht etwa an den betreffenden Stellen am Kleid angenäht waren. Die drei Stücke, Zierscheibe, Ring und Spange, welche sicher in ursprünglicher Lage sich befanden, müssen zusammen ein Schmuckstück gebildet haben. An der Zierscheibe war (s. Figur) oben noch der Rest eines umgebogenen Bronze-Bändchens wahrnehmbar, das sie mit dem Ring, in welchem sie sonst frei gehängt zu haben scheint, verband. Der Ring war nach Ineinanderschieben seiner beiden Enden durch einen Stift, für welchen die Löcher noch sichtbar sind, geschlossen. Er scheint durch eine vielleicht lederne Bandschleife, deren Spur an der dunkleren Patina um seine Enden erkennbar sein dürfte, mit der Eisenspange verbunden gewesen zu sein. Die Art, wie der in solcher Vollständigkeit noch immer selten zu Tag getretene Schmuck* angebracht war, ist freilich auch hier noch nicht vollständig aufgeklärt. Immerhin erscheint er, wie sonst immer, unterhalb der Beckengegend; vielleicht hing die Eisenspange an dem zwischen ihren beiden Wandungen durchgezogenen und durch die Eisenstifte festgehaltenen Ende eines am Gürtel befestigten Riemens, dessen anderes Ende dann in eine elegant mit Silbertauschierung verzierte Riemenzunge (XIII, 6) auslief, welche wenig rechts von ihrem spitzigen Ende liegend, gefunden wurde.

Grab XIII. 1,20 m tief. Männlich? — Skelett nur noch wenig erhalten; von Beigaben nur Bruchstücke einer breiten Gürtelschnalle von Eisen und eines viereckigen Gürtelbeschlägs links in der Beckengegend.

Grab XIV. 1,00 m tief. Weiblich. Um den Hals farbige Thonperlen, 37 rundliche gelbe, kleine, von grösseren cylindrischen zwei gelbe, eine blaue, eine braunrote, zwei braunrot und gelbe, eine 1,5 cm lange cylindrische gelbe mit schwarzen Punkten. Rechts in der Beckengegend eine kleine Eisenschnalle.

Grab XV. 0,90 m tief. Männlich. Rechts vom rechten Oberschenkel ein Scramasax, Länge der Klinge 30 cm, der Angel 17,5, mit dem zugehörigen Messer. Unter dem Becken quer liegend eine Eisenschnalle, mit der Beschlägplatte 12,3 cm lang, und Gürtelbeschlägstücke von Eisen mit Nagelköpfen von Bronze (ziemlich defekt); zwischen den Unterschenkeln beisammen liegend eine Anzahl kleinerer Gegenstände: Reste eines Beinkamms, Feuerzeug, bestehend aus Feuerstein und Stahl (?), ein Messerchen mit 8,5 cm langer Klinge, diese mit Leinwandbändern umwunden (XIII, 11), Bruchstücke einer kleinen Eisenschnalle und kleiner Beschlägbänder von Eisen mit Bronzestiften, wahrscheinlich die Reste einer Tasche, von der das oben als Feuerstahl angesprochene Stück vielleicht der Bügel war. In der Höhe lag ein lang gezogenes, in der Mitte verdicktes, vierkantiges Stück aus Eisen (L. 15,7 cm), an einem Ende in einen verbreiterten Ring umgebogen (XIII, 32), von unbekannter Verwendung.

Grab XVI. 1,10 m tief. Männlich. Rechts vom rechten Knie ein Scramasax, Länge der Klinge 28,5, der Angel 12 cm, quer über den Knieen eine herabgeglittene

* Über solche Zierscheiben s. Lindenschmit, Deutsche Altertumskunde p. 465. An der ähnlichen bei Lindenschmit, Altertümer uns. heid. Vorzeit I, 10 Taf. VII aus Crailsheim gezeichneten Scheibe müsste die Spange (hier von Bronze) nach aufwärts gerichtet sein. Auch hier scheint zum Hängeschmuck eine unten beigezeichnete Riemenzunge zu gehören.

Gürtelschnalle von Eisen mit kreisrunder Beschlägplatte (ähnlich XIV, 4), und zwei viereckige Gürtelbeschlägplatten mit je vier Bronzenägeln. Zwischen den Unterschenkeln kleine, unkenntlich gewordene Eisenstücke mit Bronzenägeln, vielleicht Reste einer Tasche; darunter eine vierkantige, spitzige Ahle mit Resten vom Holzgriff (L. 14,8; ähnlich XIII, 30); in derselben Gegend zerstreut drei gleiche Eisenpfeilspitzen (XIV, 14). Der Mann trug am rechten Unterarm einen massiven, offenen Armring von Eisen (XIV, 16); zu seinen Füssen befand sich links ein brauner, ziemlich roher und schlecht gebrannter Thontopf (Fig. 6, a).

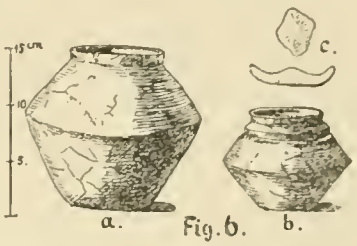


Fig. 6.

Grab XVII. 1,60 m tief. Weiblich. Am Hals reicher Schmuck von 101 farbigen und farbig verzierten Thonperlen verschiedener Form und Grösse und 12 Bernsteinperlen; dabei ein dickes Ringchen von Bronze (1,7 cm äuss. Dm.), und ein kleineres, dünnes Eisenringchen, endlich eine 1,9 cm hohe, tonnenförmige Perle von Bein (XIII, 24). Über der Halsgrube quer gelegt eine 3 cm breite Fibula von Silber (XIII, 18) mit eingekerbter und eingeschlagener Verzierung, teilweise vergoldet, mit drei roten, flachen Steinen, zwei ineinander stilisierte Falken darstellend. Rechts oben vom Oberschenkel eine 4,2 cm breite Eisenschnalle, wahrscheinlich vom Gürtel; zwischen den Schenkeln ein doppelzahniger Kamm von Bein, 10,1 cm lang, ein Eisenmesser und zwischen den Knieen eine schöne, grüne Glasperle mit feiner, weisser Verzierung (XIII, 21). Ihre Grösse (3,5 cm Dm.) und Lage veranlassen, sie nicht als Schmuckperle, sondern als eleganteren Spinnwirtel anzusehen. Dasselbe dürfte von einer zweiten grossen, schwarzen Glasperle mit gelber Verzierung (XIII, 23) gelten, welche in demselben Grabe, unsicher an welcher Stelle, gefunden wurde.

Grab XVIII. 0,70 cm tief. Weiblich. Am Hals einige wenige farbige Thonperlen; in der Beckengegend eiserne Gürtelschnalle mit kreisrunder Beschlägplatte und zwei Bronzenägeln (XIV, 6) und ein Eisenmesser, mit Resten vom Holzgriff 18,5 cm lang. Links vom linken Oberschenkel eine grosse, 20 cm lange Scheere von Eisen, welche an einem Riemen vom Gürtel herabgehängt haben dürfte; unterhalb der Beckengegend ein Taschenbügel von Eisen und als Inhalt der einstigen Tasche zwei Eisenmesserchen und ein unkenntliches Eisenfragment.

Grab XIX. 1,00 m tief. Weiblich. Über der Brust eine kleine Fibula von Silber, vergoldet, L. 3,4 cm, in der stilisierten Gestalt eines Falken, dessen Auge ein halbkugeliger, roter Almandin (XIII, 19). In der Beckengegend links eine kleine, verzierte Bronzeschnalle (XIV, 7) mit hinter ihr das Leder des Gürtels zusammenhaltenden drei kleinen Ziernieten; rechts Eisenbügel und Eisenschnällchen einer Tasche, von deren Inhalt nur noch ein kleiner Feuerstein zu finden war.

Grab XX. 1,00 m tief. Weiblich. Starke verkohlte Schichten über und unter dem Skelett deuteten auf einen mit Deckel versehenen Sarg oder Totenbaum. Seine Umrisse waren noch leidlich zu finden; bei 1,90 m Länge war er in der Gegend der Brust 50 cm, bei den Füssen 40 cm breit, an beiden Enden etwas abgerundet. Ein Fingerring von Bronze mit zierlich erhöhtem Schild (XIII, 27) umgab noch den Fingerknochen, lag aber merkwürdigerweise ziemlich links vom Schädel, als wäre der rechte Arm dort hinauf gebogen gewesen; am gestreckten linken Unterarm befand sich in der Nähe der Hand, die beiden Unterarmknochen noch umspannend, ein offener, glatter Armring von Bronze mit zwei Endknöpfen (XIV, 15). Rechts vom Becken, vielleicht nachträglich in den Sarg gelegt, fanden sich die Stücke von zwei

silbernen Ohrringen mit polyedrischen Knöpfen (XIII, 9) und links vom linken Knie (wie bei Grab VII) ein flacher, eiserner Ring von 3,5 cm innerem Dm. Sicher noch an der ursprünglichen Stelle befanden sich links in der Beckengegend eine zierliche, 4,7 cm breite Eisenschnalle mit Querstreifen von vergoldetem Silber tauschiert, in der Mittellinie unmittelbar unter dem Becken eine 7,9 cm lange, mit punktierten Linien verzierte, spangenförmige, auf römische Formen zurückgehende Fibula von Bronze (XIII, 16), mit dem breiten Ende nach oben und der Spitze nach unten (über ihren Kopf gelegt noch ein Leinwandstreifen) und noch weiter unten, wieder in der Mittellinie, wenig über den Knieen, eine kreisrunde (Dm. 3,6 cm) Scheibenfibula von vergoldeter Bronze, aus dem Mittelpunkt mit sechs radialen, aufrechten Metallstreifen in sechs, von dünnem, durchsichtigem Glas geschnittenen Scheiben gedeckte Kreisausschnitte geteilt (XIII, 17). Die Unterlagemasse unter den Glasscheibchen, ursprünglich gewiss farbig, war zerbröckelt und farblos auf dem unteren kreisförmigen Bronzeblech, an welchem sich auf der Rückseite Nadel und Nadelhalter befanden, aufgelegt. Beide Fibeln müssen, eine unter der andern, den unteren Teil des Gewandes zusammengehalten haben. Noch ist in der Nähe des rechten Ellbogens eine grosse, grüne, weiss verzierte Glasperle (XIII, 22) zu erwähnen, welche mit 2,7 cm Dm. wie die ähnliche etwas grössere von Grab XVII, als Spinnwirtel gedient haben mochte.

Grab XXI. 1,00 m tief. Rechts in der Beckengegend eine kleine Eisenschnalle vom Gürtel, links ein Eisenmesser, wenig weiter unten ein Feuerstahl* und Feuerstein (Fig. 6, c).

Grab XXII. 0,70 m tief. Knochenreste eines Kindes. Keine Beigaben.

Grab XXIII. 1,00 m tief. Ältere Person. Eine 2—3 cm dicke Kohlenschicht, die sich unter dem Skelett hinzog, bewies, dass die Leiche auf einem Totenbrett liegend bestattet worden war. Zur Festigung des Bretts, vielleicht auch des bequemen Tragens wegen, gingen noch ganz deutlich unter demselben drei kräftige, ca. 65 cm lange Querhölzer in der Schädelgegend, in der Mitte und bei den Füssen durch. Links vom ausgestreckten linken Unterarm lagen eine 19,4 cm lange Eisenscheere und ein Messer (Klinge mit Stück der Angel 15 cm lang), beides wohl ursprünglich am Gürtel befestigt, dessen 4,5 cm breite Eisenschnalle sich in der Nähe fand. Weiter abwärts beim linken Oberschenkel wurden noch Reste eines Beinkamms, ein ovaler Eisenring und die eiserne Schleife eines Instruments nach Art von XIII, 32 bemerkt. Zwischen den Füssen stand ein kleiner, schwärzlicher Thontopf (Fig. 6, b).

Grab XXIV. 1,10 m tief. Männlich. Links vom Schädel Stücke eines Beinkamms. In der Kniegegend rechts vom rechten Bein ein Scramasax (Länge der Klinge 29, der Angel noch 8,7 cm, Fig. 4, c), an der Spitze mit Resten eines eisernen Ortbands, und ein zugehöriges Messer. Bis zum Knie war die eiserne Gürtelschnalle mit kreisrunder Beschlägplatte und Bronzenägeln (XIV, 4) samt zwei quadratischen Gürtelbeschlägen herabgeglitten. Weiter unten, zwischen den Unterschenkeln, allerlei Kleingerät, wahrscheinlich der Inhalt einer Tasche, von der noch Stücke einer kleinen Bronzeschnalle und vielleicht von dem Eisenbügel Zeugnis ablegten. Es fanden sich hier ein Feuerstahl mit zwei kleinen Feuersteinen, ein Messer, ein Eisenstäbchen, vielleicht zum Reinigen der Nägel, und ein Ohrlöffelchen von Eisen (XIII, 28, 29).

* Die Form des Feuerstahls ist der des Taschenbügels unserer Funde so ähnlich, dass Verwechslungen vorkommen können. Der Unterschied liegt darin, dass von dem Taschenbügel in der Mitte zwei kleine Zungen zur Festhaltung der Schnalle ausgehen, welche dem Feuerstahl fehlen. Die Verwechslung ist möglich, sobald die Zungen abgebrochen oder weggerostet sind (s. zu Grab IV).

Grab XXV. 1,50 m tief. Ausser einer kleinen Eisenschnalle rechts beim Becken keine Beigaben.

Grab XXVI. 1,35 m tief. Kind. Auf der Brust Bruchstücke eines mit kleinen und grösseren Kreislinien verzierten Beinkamms.

Grab XXVII. 1,30 m tief. Bei dem Becken links dicke, kleine Eisenschnalle; zwischen den Knieen ein Bronzeringchen und das undeutliche Bruchstück eines in Leinwand mehrfach eingewickelten Eisens.

Grab XXVIII. 1,35 m tief. Ausser geringen Resten eines Kamms links vom Schädel keine weiteren Beigaben.

Grab XXIX und **XXX** enthielten die beiden früher zufällig bei dem Graben nach Lehm gefundenen Bestattungen. Bei der letzteren, gegen Osten abseits liegenden seien keine Beigaben gefunden worden; aus der ersteren dagegen waren folgende Stücke entnommen worden: ein Scramasax (Länge der Klinge 38,5, der Angel noch 15,3 cm) samt zugehörigem Messer, eine eiserne, mit Silbertauschierung verzierte Gürtelschnalle samt Beschläg (XIV, 1) und ein Bruchstück einer zweiten, ebenso verzierten Schnalle, ein weiteres Messer, Stücke einer Scheere, vier gleich gebildete Haften von Bronze (XIV, 11) und weitere unkenntliche Fragmente von Eisen und Bronze, welche einer Tasche angehört haben mögen.

Aus der Schilderung des Inhalts der bis jetzt untersuchten Gräber in Bodman ist zu entnehmen, dass sie sich reicher ausgestattet zeigten als die fränkischen von Eichtersheim. In der That fanden sich ihrer nur zwei ganz ohne Beigaben; alle andern ergaben grössere oder geringere Ausbeute. Als sehr bedeutend ist im Vergleich mit andern fränkischen und alemannischen Reihengräbern, z. B. mit denen am Rhein, auch diese nicht zu bezeichnen; immerhin erscheint der Gesamteindruck für die alemannischen Bewohner des Bodenseeufers charakteristisch genug; die Funde sind ziemlich mannigfaltig und einzelne Stücke verdienen wegen ihrer sonstigen Seltenheit oder ihres vielleicht lokal Eigentümlichen besondere Aufmerksamkeit.

Bemerkenswert ist schon die verschiedene Tiefe, in welcher man auf die Bestattungen stiess, noch mehr die verschiedene Art ihrer Ausführung. In 26 Fällen von 30 erschienen die Leichen einfach in den Boden gelegt; dreimal lagen sie (III, VIII, XXIII) auf Totenbrettern, deren eines im Grab XXIII noch durch drei Querhölzer gefestigt war; Grab VI liess an einen ausgehöhlten Totenbaum denken, Grab XX verriet eine Art von mit einem Deckel verschlossenem Sarg. Mit Steinplatten ausgelegte Gräber, oder gar Steinsärge, wie sie so häufig sich finden (z. B. im Wiesenthal, bei Herthen am Oberrhein und sonst), fehlten hier wie in Eichtersheim bis jetzt ganz, vielleicht weil es in der Gegend an Sandsteinplatten fehlte. Mann, Weib und Kind, reich und arm folgen auch hier in den Reihen auf einander ohne Wahl; die Frauen scheinen etwas in der Mehrzahl zu sein. Die Beigaben, bei welchen die Töpferei gegenüber von Eichtersheim bedeutend zurücktritt (kleine Töpfe nur bei XVI und XXIII), deuten noch auf heidnischen Brauch und auch das auf dem quadratischen Gürtelbeschlag von Grab XXIX (XIV, 1) erscheinende silbertauschierte, griechische Kreuz wird sich rein decorativ, durch die vier grossen, runden Nagelköpfe in den Ecken bedingt, genügend erklären lassen.

Auffallend ist ferner, dass, wie in Eichtersheim, auch hier die Waffenfunde stark zurückzutreten scheinen. Kein zweischneidiges Schwert, kein Speer, kein Wurfbeil,

kein Schild trat zu Tage. Es fand sich nur immer, dieses acht mal, der einschneidige Scramasax mit langer Griffangel und fast immer mit zugehörigem, wohl in derselben Scheide steckendem Messer. Er wird ja wohl als Waffe anzusehen sein, da er in unserer Periode als solche überhaupt viel häufiger vorkommt, als die zweischneidige Spatha; immerhin macht er mehr den Eindruck eines Hirschfängers oder Waidmessers und man ist geneigt, eher an Jagd zu denken als an Krieg. In allen acht Fällen erscheint die Waffe rechts getragen, und zwar mit grösster Wahrscheinlichkeit am Gürtel hängend. Hiefür dürfte die Lage der Gürtelschnalle massgebend sein, die übrigens im einzelnen Falle nicht mehr als die ursprüngliche angesehen werden konnte, da die Schnalle jeweils nach erfolgter Verwesung des Körpers mehr oder weniger unregelmässig in der Richtung gegen die Füsse herabgeglitten war. Dasselbe wird auch bei der Gürtelschnalle in Grab VIII, wie oben bemerkt, anzunehmen sein. Jedenfalls scheint der Scramasax nach dem Erfund der sämtlichen betreffenden Gräber an längeren Tragbändern ziemlich tiefer gehängt zu haben, als dies z. B. an dem bekannten Lindenschmit'schen Modell des fränkischen Kriegers dargestellt ist, wo der lange Griff bis über die Brust heraufreichend angenommen wird. Wo nur mittelgrosse Messer vorkommen, erscheinen sie, wohl gleichfalls vom Gürtel herabhängend (wie auch die grösseren Scheeren), links getragen. Die grossen Gürtelschnallen samt den quadratischen Gürtelbeschlägen, welche am Rückenteil des Gürtels angebracht waren (s. darüber Lindenschmit, Deutsche Altertumskunde p. 371), bildeten einen beliebten Gegenstand damaliger Verzierungskunst, entweder in der Technik der Silbertauschierung auf Eisen (Taf. XIV, 1, 2), oder im Erzguss nach Holzmodellen, in welche die Ziermuster eingeschnitten waren (XIV, 3). Die Lösung der Frage über die stilistische Herkunft der Ziermotive in der von Lindenschmit als merovingisch bezeichneten Periode befindet sich im Fluss. Römische Vorgänge, sowie solche aus der sog. La Tène Zeit sind hier beizuziehen; es ist auch an orientalische Vorbilder, wie sie bei der Verzierung der neuerlich viel behandelten koptischen Gewänder eine Rolle spielen, zu erinnern. Kleine Gürtelschnallen finden sich zumeist in Frauengräbern, sie sind aber auch bei männlichen Bestattungen nicht ausgeschlossen.

Pfeilspitzen aus Eisen lagen nur in drei Gräbern, in VIII und XI je eine, in XVI deren drei, in beiden letzten Fällen in der Gegend der Füsse, bei XVI unordentlich zerstreut, was sich aus der leichten Beweglichkeit eines mässig langen Pfeils erklären mag. Ob in Grab VIII die Lage der Pfeilspitze den weiter unten liegenden Gegenstand als Köcher zu bezeichnen gestattet, bleibt (s. o.) vorläufig dahingestellt.

Die häufig vorkommenden Taschen sind Männern und Frauen eigen und finden sich immer vom Gürtel abwärts gehängt. Über ihren Inhalt geben die Einzelbeschreibungen Aufschluss. Von den zugehörigen Kleingeräten kommt der Beinkamm zehnmal, bei Männern und Frauen, vor; er erscheint auch für sich, links am Gürtel hängend, oder, bei Männern, links vom Kopf (XII und XXIV), hier an das lange Haupthaar als Würdezeichen des freien Mannes erinnernd.

Die Begräbnisstätte im ganzen, soweit sie bis jetzt untersucht ist, ergiebt so das Bild einer, wie es scheint, friedlichen Bevölkerung, nicht in grossem Luxus lebend, aber doch im Genuss der Erzeugnisse einer verfeinerten Industrie. Christlich scheint sie noch nicht gewesen zu sein; wenigstens fehlen zu dieser Annahme alle Anhaltspunkte. Sie fehlen auch zu genauerer chronologischer Bestimmung, wenn man nicht aus dem Vorkommen römischer Formen (ein kleiner Scherben von terra sigillata in Grab I, eine Bronzefibel [IV] und spätrömische Münzchen des vierten Jahrhunderts [XII]) auf eine der römischen Periode noch nahe liegende Zeit schliessen will. Es ist

anzunehmen, dass die alemannischen Stämme sich mit Vorliebe von den Römern schon ausgerodete Gegenden zu Wohnsitzen ausgewählt haben, wie denn auch unser Friedhof sich wenig entfernt von den Trümmern einer römischen Niederlassung befindet. So wird er einer alemannischen Sippe des am Bodensee sesshaften Lentiensischen Gaus angehört haben und sein Betrieb etwa in das fünfte Jahrhundert nach Chr., etwas früher oder später, zu setzen sein.

Archäologische Untersuchungen in Baden und neue Erwerbungen der Grossh. Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe im Jahr 1898.

Von Badischen Fundstätten und Funden von Altertümern, welche im Lauf des Jahres 1898 zur Kenntnis kamen oder genauer untersucht wurden, sind folgende zu nennen:

I. Aus vorgeschichtlicher Zeit.

1. Im Februar fand, begünstigt durch den niederen Wasserstand des Bodensee's, durch Herrn Prof. Schumacher eine genauere Untersuchung über die Anlage wichtigerer Pfahlbauten bei Bodman und bei Uhldingen statt, über welche oben Seite 27 ff. berichtet ist.
2. Aus der Steinzeit wurde vereinzelt gefunden ein Steinbeil im Wald auf dem Dinkelberg bei Schopfheim von Herrn Oberförster Rebmann in Lörrach; fünf Steinbeile in einer Kiesgrube bei Burkheim, A. Breisach, von Herrn Klotzbücher in Karlsruhe; zwei Steinbeile bei Schatthausen, A. Wiesloch.
3. In dem schon früher bekannten Grab-Urnenfeld bei Huttenheim, A. Bruchsal, fand Herr Bonnet von Karlsruhe eine weitere Anzahl von Thongefässen aus der Bronzezeit.
4. Topfscherben aus derselben Zeit, zusammen mit Geweihstücken vom Edelhirsch traten beim Abgraben eines Lösshügels bei Kenzingen zu Tag.
5. Von Grabhügeln aus der früheren und späteren Eisenzeit (Hallstatt-Periode) wurden untersucht:

   ein Hügel in »den Burstwiesen« bei Buchheim, A. Messkirch, mit Gefäss- und Bronzefunden, durch Herrn Prof. Schumacher;

   eine Gruppe von 13 Grabhügeln im Langezugwald bei Buchheim, A. Messkirch, mit vielen, z. T. farbig verzierten Thongefässen, durch denselben;

   einige weitere Hügel der grossen Gruppe im Dörnigwald bei Weingarten, A. Durlach, durch Herrn Bonnet, mit Mitteln des Karlsruher Altertumsvereins (Thongefässe, Stücke aus Bronze und Lignit etc.).

Neu entdeckt wurde:

eine Gruppe von vier Grabhügeln (der grösste ca. 50 m Dm.) im Wald bei Wintersweiler, A. Lörrach, durch Herrn Forstpraktikant Dr. Barth in Lörrach;

10 Hügel im »Retzenbruch« bei Untergrombach, A. Bruchsal;

eine Gruppe von Grabhügeln im Wald beim Johannisthaler Hof, bei Königsbach; beide letzteren Gruppen durch Herrn Bonnet in Karlsruhe.

II. Römische Zeit.

Die Untersuchung römischer Strassenzüge im Auftrag der Reichs-Limes-Commission durch Herrn Professor Schumacher als bad. Streckencommissar hat zur Auffindung von römischen Ansiedelungen an verschiedenen Punkten geführt. Die wichtigsten sind

im Amt Adelsheim

bei Gross Eichholzheim am »Ziegelbrunnen« und beim Faussenhof;
bei Seckach, neben der Bahn;
bei Sennfeld, am Bahneinschnitt;
bei Zimmern, an der Seckach, beim Stationsgebäude v. Adelsheim;
bei Unterkessach, am »Heiligenrain« und im »Vogelherd«; beidemale römische Wachtürme;

im Amt Buchen

bei Eberstadt, im »Nüsslein«;
bei Hainstadt, »am Häuserbrunnen«;

im Amt Mosbach

bei Diedesheim, »am Hönehaus«;
am Harthof, im »Flürlein«;
bei Oberschefflenz, in »der Kellerreuthe«;

im Amt Heidelberg

bei Mönchzell, in »den Heuäckern«;

im Amt Bruchsal

bei Weiher, an verschiedenen Punkten;
bei Karlsdorf.

In der Umgegend von Karlsruhe entdeckte Herr Bonnet einige weitere römische Baureste bei Hochstetten, bei Daxlanden, bei Linkenheim (am Hochufer), bei Graben in den »Kreuzwiesen«, bei Durlach im »Storenacker«.

Auf dem Gebiet der Dampfziegelei Durlach, an der Strasse nach Grötzingen, stiess man im Februar beim Abbauen von Lehm auf dem rechten Ufer der Pfinz in 2 m Tiefe auf römische Gräberreste, im Besonderen auf einen Grabstein mit Inschrift (des 100jährigen Veteranen Fl. Vehemens) und eine Anzahl Thongefässe, Stücke von Eisen und röm. Münzen (s. Karlsruher Zeitung vom 15. Februar 1898). Die Fundstücke sind in liberaler Weise seitens der Direktion der Dampfziegelei der Grossh. Altertümersammlung überlassen worden.

III. Fränkisch-alemannische Zeit (4.—8. Jahrh. nach Chr.).

1. Ein fränkischer Friedhof wurde im Frühjahr bei Eichtersheim, A. Sinsheim, entdeckt und untersucht. Bericht oben S. 85 f.
2. Auf einen zweiten fränk. Friedhof stiess man bei Neckar-Mühlbach, A. Mosbach, mit Steinplattengräbern, die noch weiterer Untersuchung harren.
3. Ein grösseres alemannisches Totenfeld wurde bei Bodman, A. Stockach, aufgefunden. Bericht über dasselbe s. o.

Von wichtigeren neuen Erwerbungen der Grossh. Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde sind zu nennen:

In der Abteilung für vaterländische Altertümer, ausser den von obigen archäologischen Untersuchungen herrührenden Fundstücken, eine Bronzenadel (aus der Bronzezeit), gefunden bei Graben, A. Karlsruhe; eine römische Bronze-Heftnadel mit blauem Email, gef. bei Weingarten, A. Durlach; Frühgotische, verzierte Bodenfliessen von Gernsbach und vom Umbau des Domherrenhauses in Konstanz; der Abguss des romanischen Reliefs über dem Kirchenportal von Schwarzach, A. Rastatt (Christus mit Petrus und Paulus); zwei Altarbilder (16. Jahrh.) aus der Kirche von Völkersbach, A. Ettlingen, Kreuztragung mit der Hl. Veronica und Dormitio Mariae; drei Glasgemälde aus der Gräfl. Douglas'schen Versteigerung; ein spätgotischer Taufstein von Ottersweier, A. Bühl, Geschenk der dortigen Gemeinde; eine grössere Anzahl von Gipsabgüssen architektonischer Ornamente vom Otto Heinrichs-Bau in Heidelberg, von † Bildhauer Krauth in Mannheim 1877; holzgeschnitzte Altarleuchter des vorigen Jahrhunderts aus der Gymnasiumskirche in Offenburg; Stickereien aus der Kirche von Niklashausen, A. Wertheim.

Für die Sammlung Badischer Trachten und Hausgeräte konnten einige ergänzende Stücke erworben werden.

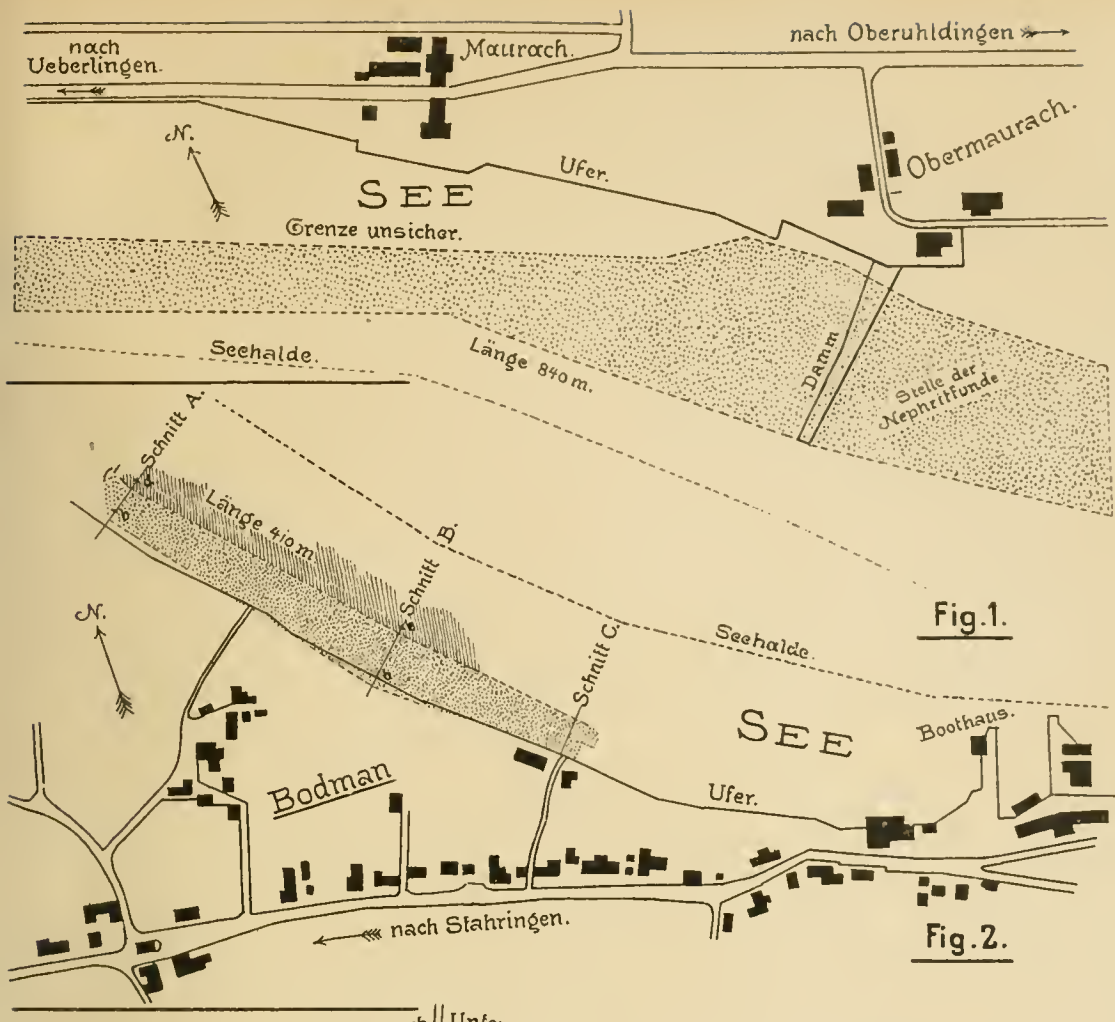
Die Sammlung antiker Gegenstände wurde bereichert durch eine Anzahl frühgriechischer Thongefässe aus der Gegend von Athen; ferner durch eine Sammlung von 80 Steinbeilen aus einem Pfahlbau im Giges-See bei Sardes und von griechischen und römischen Thongefässen, Figürchen und Köpfchen aus Terracotta und kleineren Gegenständen aus Bronze, letzteres Geschenk des Herrn Commerzienrat Th. Stützel in München. Die altägyptische Abteilung erhielt eine Anzahl früher Thongefässe und Feuersteinwerkzeuge als Geschenk von Herrn Professor A. Wiedemann in Bonn; ein Stück einer Steinsäule mit Hieroglyphen und Figuren aus der Zeit Ramses III (Eigentum S. K. H. des Grossherzogs); Figürchen aus Bronze und aus Smalte, mitgebracht von der Orientreise des Herrn Malers V. Roman in Karlsruhe.

Die Sammlung für Völkerkunde erwarb zwei von Herrn Baron von Grünau in der Gegend von Peking gekaufte chinesische Buddha-Bilder aus vergoldeter Bronze und verdankt ihm die geschenkweise Überlassung einer grösseren Anzahl charakteristischer Gegenstände aus China, Japan und besonders Korea. Ferner kamen ihr neu zu: ethnographische Stücke aus Deutsch-Neu-Guinea und eine Anzahl Thontöpfe der Buschneger in Surinam, letzteres Geschenk von Herrn Apotheker Dr. Epp in Neudenau.

In der Waffensammlung kamen drei getreue Nachbildungen interessanter alter Kanonen aus dem XIV. Jahrh., eine mit Rädern und Laffette, die beiden andern mit Schiessgerüst, aus dem Kgl. Zeughaus in Berlin, Eigentum S. K. H. des Grossherzogs, zur Aufstellung.

Die mit der Anstalt verbundene Sammlung von Bildern badischer Bau- und Kunstdenkmale erfreut sich allmählichen Wachstums und enthält bis jetzt rund 4000 Blatt in Zeichnung und Photographie.

E. Wagner.



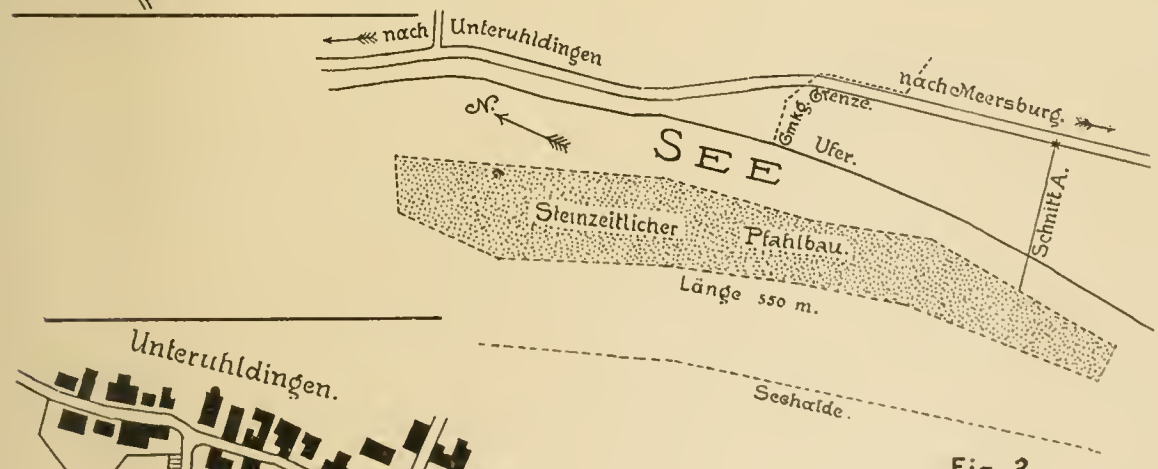


Fig.3 a (Schnitt A).

Figur 1: Pfahlbau bei Maurach

Figur 2: Bodman.

Fig. 3: Unteruhldingen, Oberer Pfahlbau.

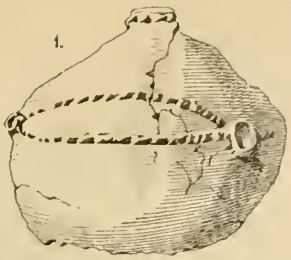
Figur 3a: Schnitt A zu Figur 3.

Fig. 4: Unteruhldingen

Lith. v. L. Glattacker, Karlsruhe

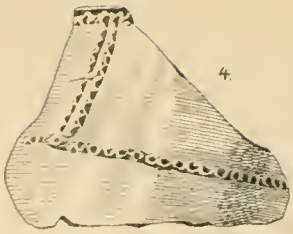
Thongefässe u. Steingeräte von Bodman

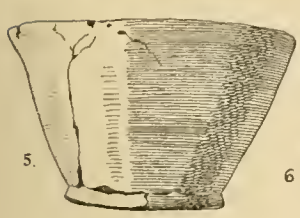
Fig. 1–10 : Steinzeit.
Fig. 11–15.: Bronzezeit.

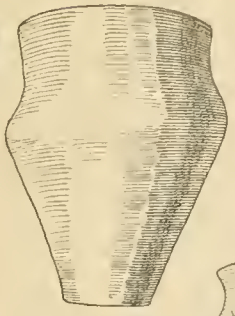

1.

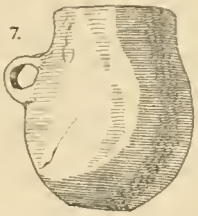
2.

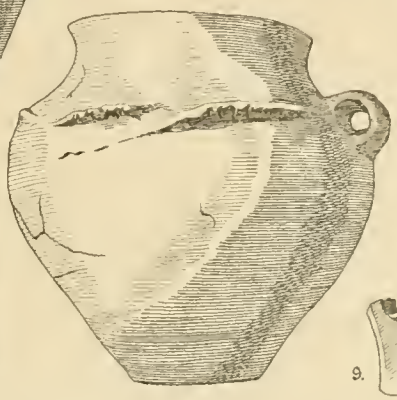
3.


4.

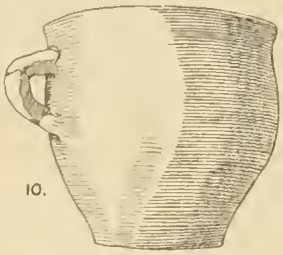

5.


6.


7.


8.

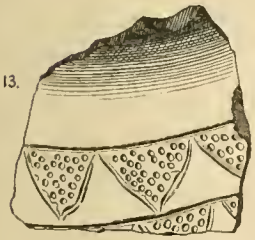
9.


10.

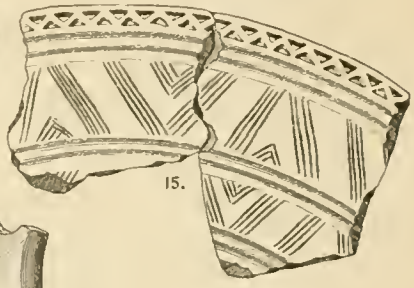
11.

12 b.

12 a.


13.

14.

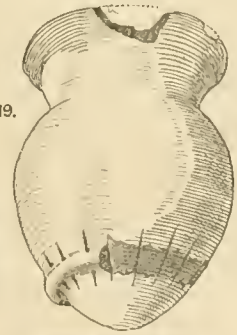

15.

Schachen. (Bronzezeit)

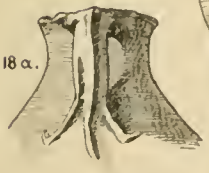
16.

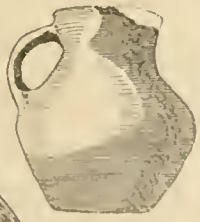
Geräte und Thongefässe von Sipplingen. (Steinzeit)

18.


19.

20.


18 a.


22.

23.

24.

25.

21.

27.

26.

Unteruhldingen. (Bronzezeit)

17.

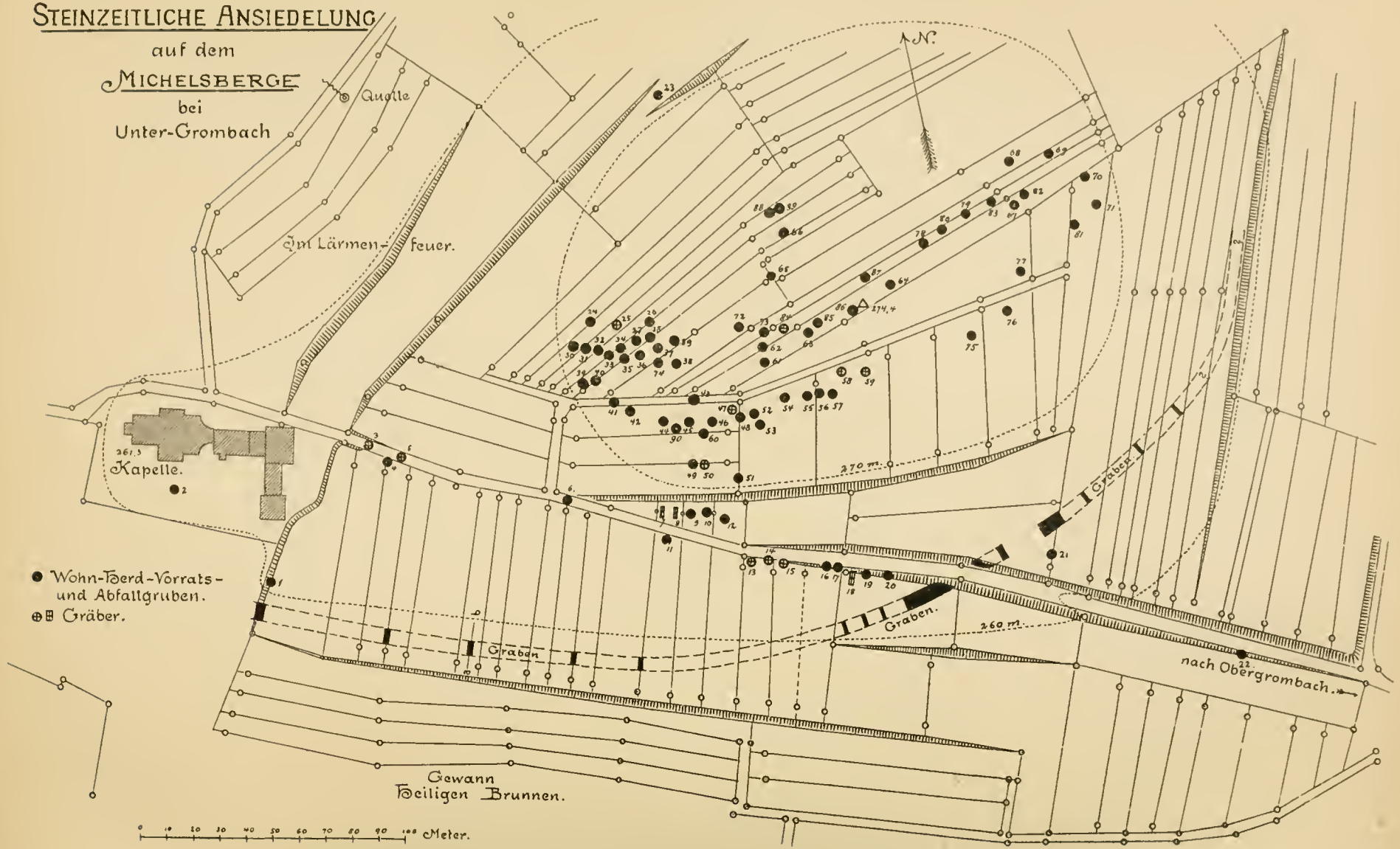
Steinzeitliche Ansiedelung

auf dem

Michelsberge

bei

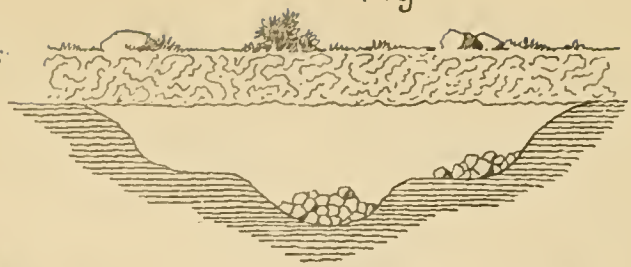
Unter-Grombach



Lith. v. L. Glockner, Karlsruhe

Fig. 1

Fig. 2.



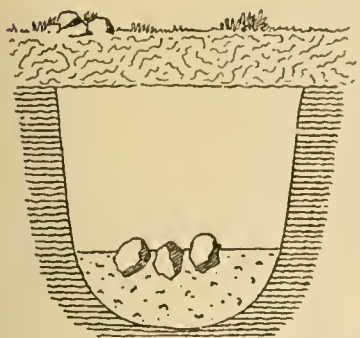
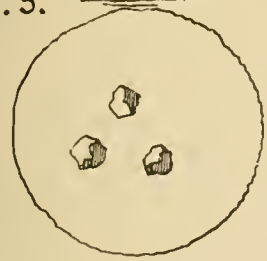


Fig. 3.



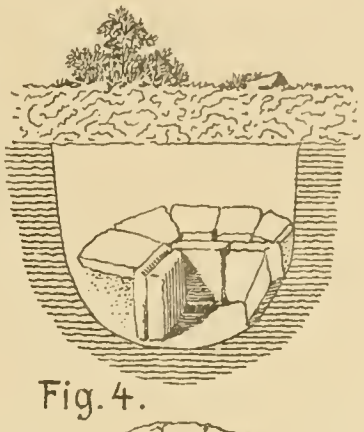
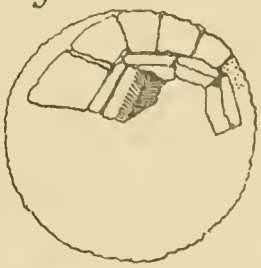


Fig. 4.



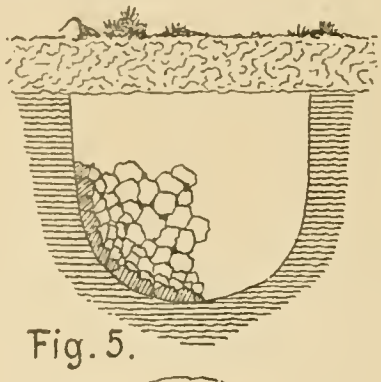


Fig. 5.

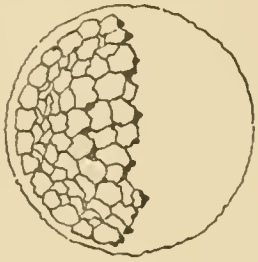


Fig. 6.

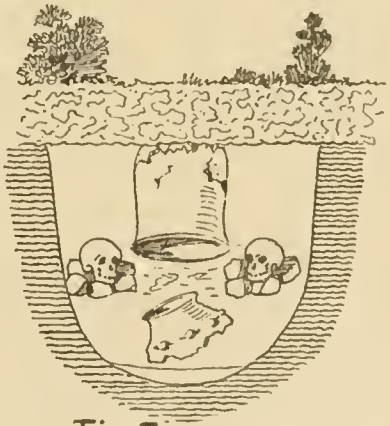


Fig. 7.

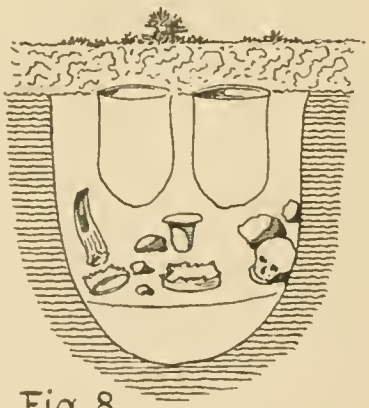
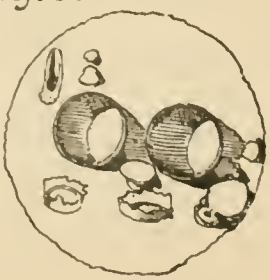
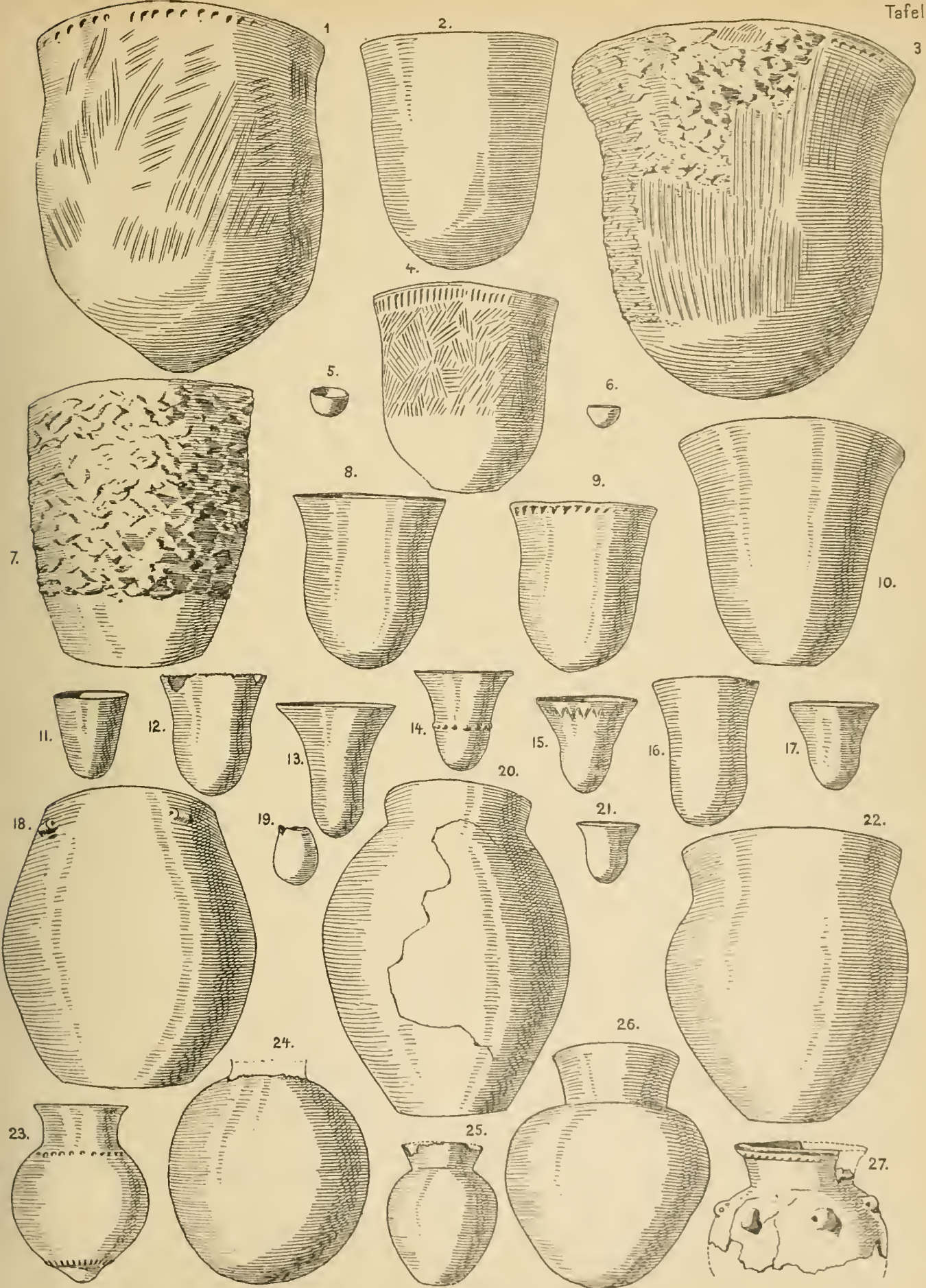


Fig. 8.



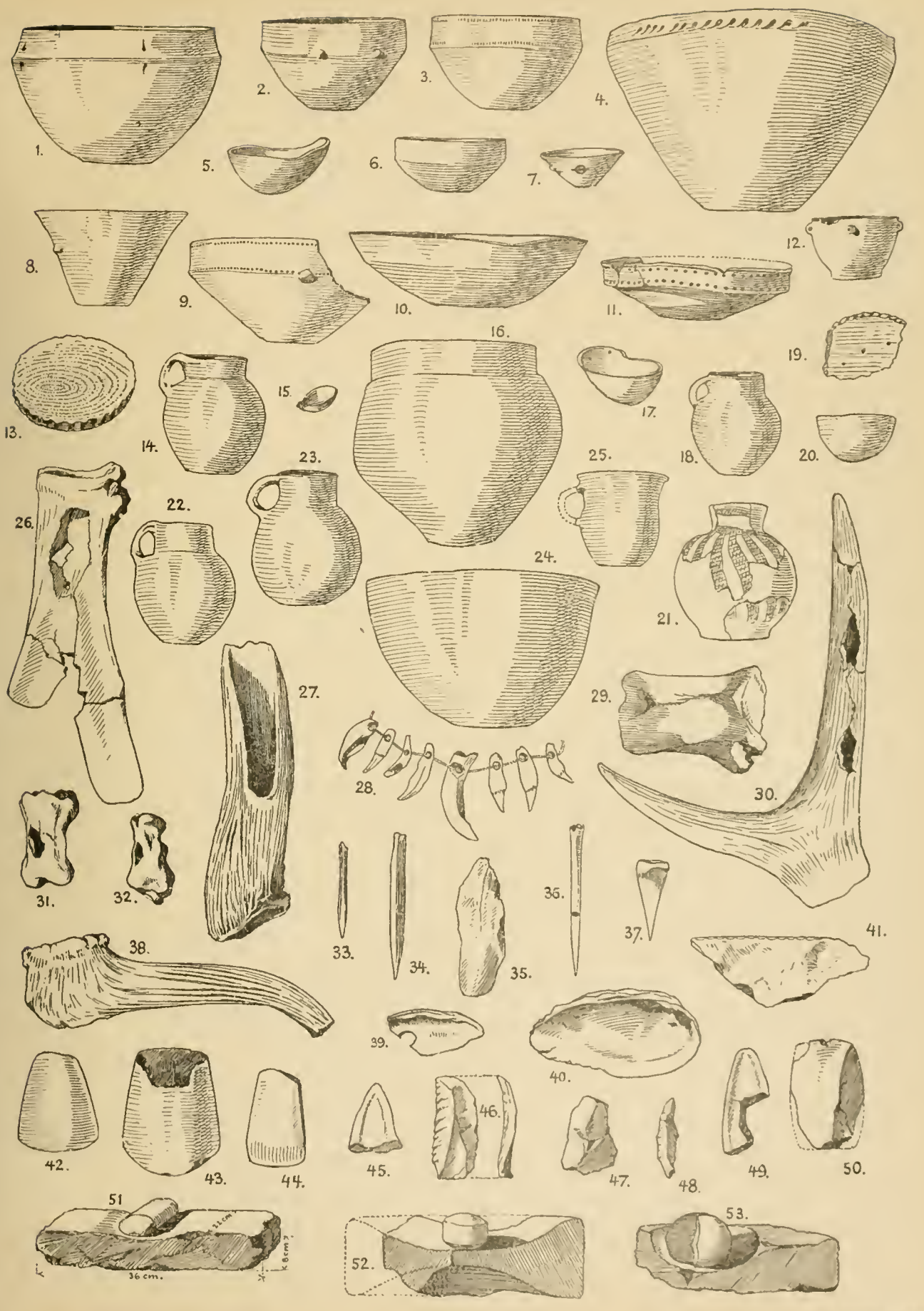
GRUBEN UND GRÄBER AUF DEM MICHELSBERG.

h v L. Glo kner Karlsruhe



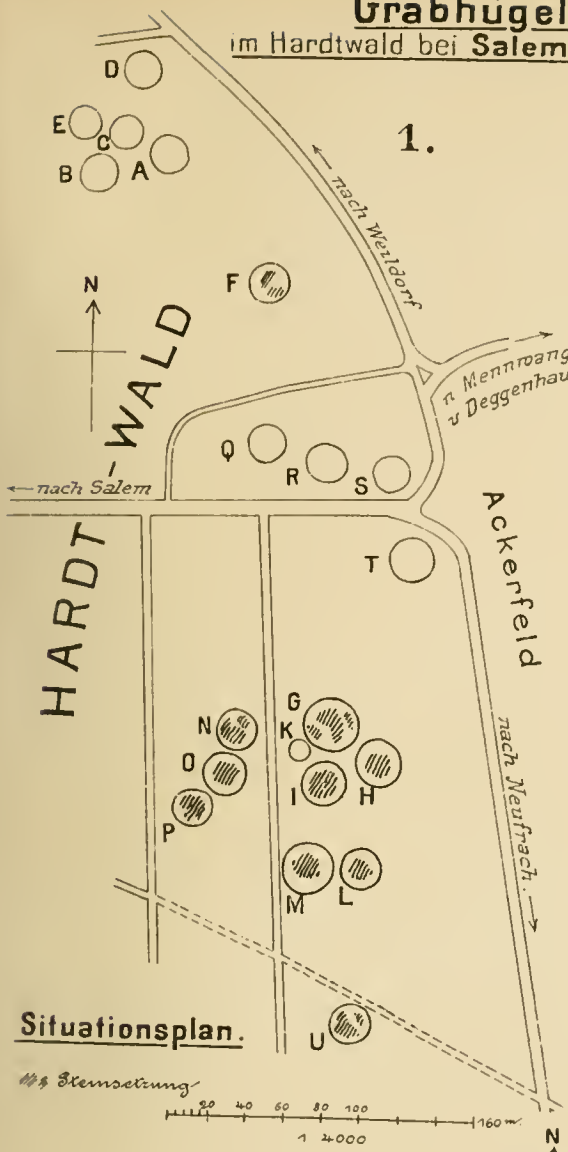
FUNDE VOM MICHELSBERG

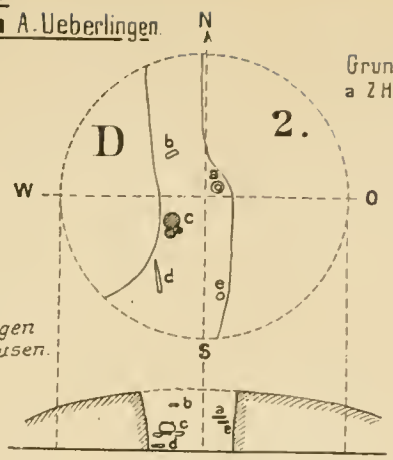
Funde vom Michelsberg.



Grabhügel

im Hardtwald bei **Salem** A. Ueberlingen.





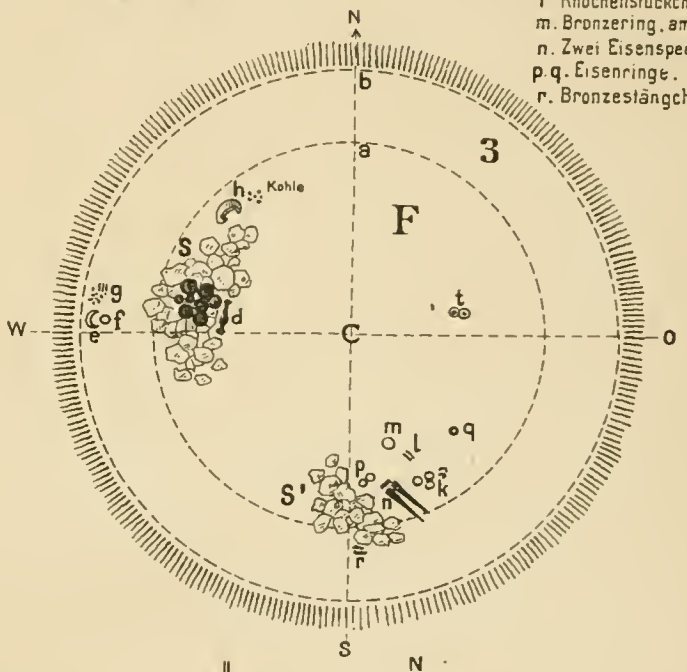
Grabhügel D.

Grund-u Aufriss n d. Skizze v. 1834.
a 2 Halsringe b Gürtelblech, c Thongefässe.
d Schwert, e Armring

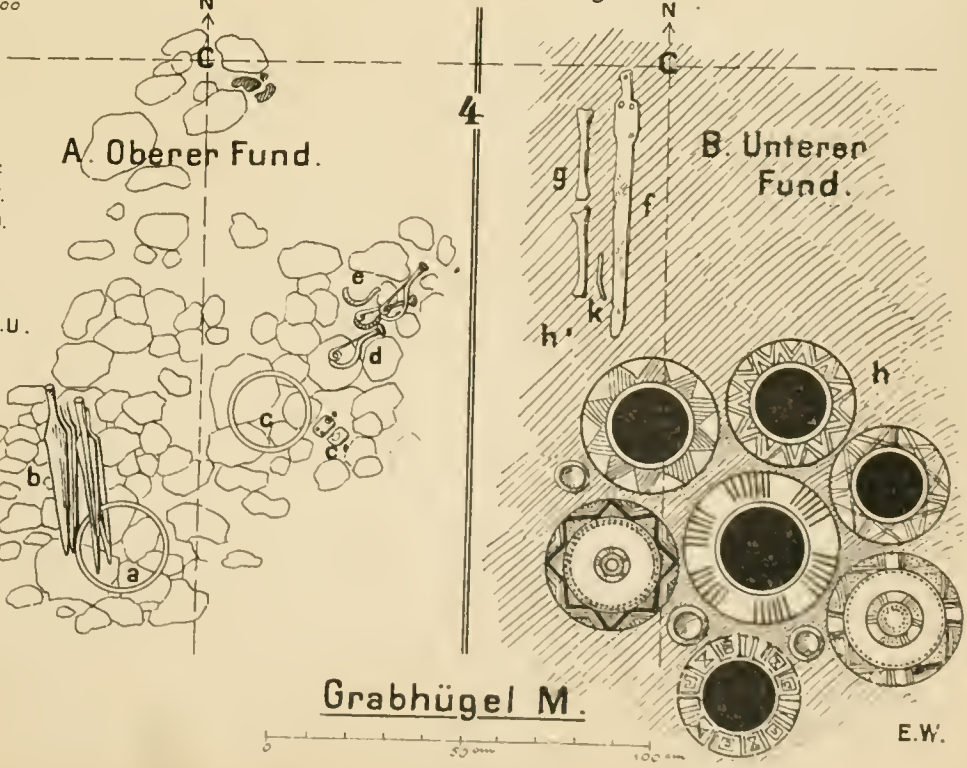
Grabhügel F.

Grundriss d. Ausgrbg. Ca = 5m, ab = 2m.

S. Steinsetzung, in ders. Scherben von 8 Thongefässen.
d. Eisendolch.
e. Bronzehalsringstück
f. Bronzeringchen
g. Kohle u calcin. Knochenstückchen.
h. Bronzekessel u etwas Kohle.
t. Zwei kleine Thonschalen.
k. Bronzearmringe u. Fibeln.
l Knochenstückchen.
m. Bronzering, am Fuss?
n. Zwei Eisenspeere.
p.q. Eisenringe.
r. Bronzestängchen.



Hügel.	Durchm.	Höhe	Untersucht:
A.	21m	2m 60.	
B.	16.	2.	1830. Q.R.S.T.
C.	14.	1.80.	1834. A.B.C.D.
D.	23.	3.	1878 F.
E.	18.	1.60.	1891. N.T.
F.	21.	1.50.	1892. G.K.P.
G.	26.	3.40.	1896. E.I.L.O.U.
H.	24.	2.20.	1897. M.H.
I.	24.	2.25.	
K.	10.	0.70.	
L.	20.	2.	
M.	30	2.50.	
N.	20.	1.50.	
O.	22.	1.80	
P.	20.	1.34.	
Q.	21.	2.40.	
R.	23.	2.50.	
S.	20.	1.80.	
T.	22.	2.	
U.	20.	1.	

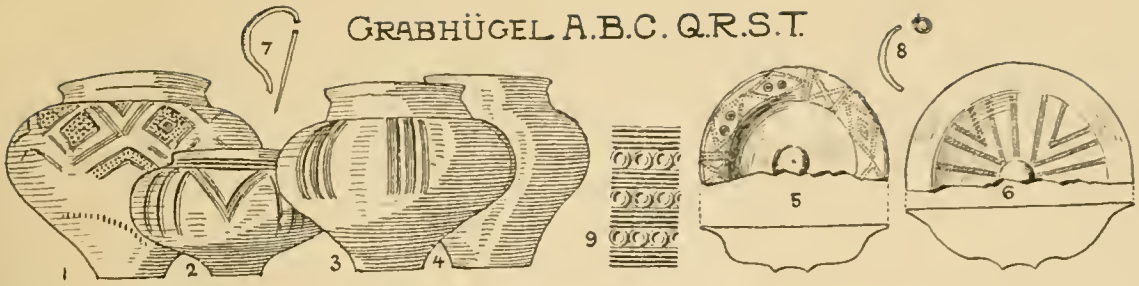


Grabhügel M.

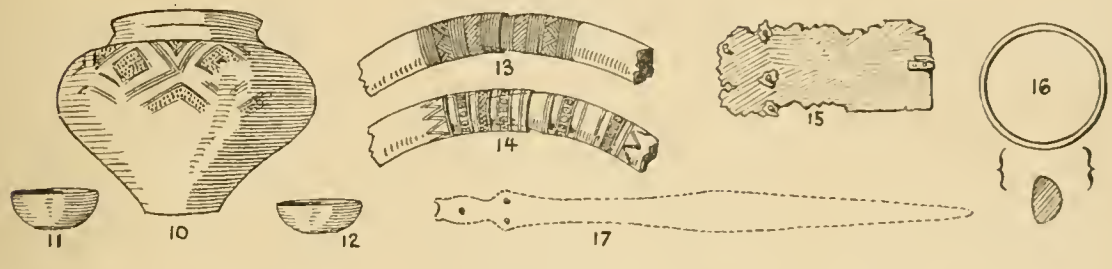
0 50 mm 100 cm

Lith v L. Glockner Karlsruhe

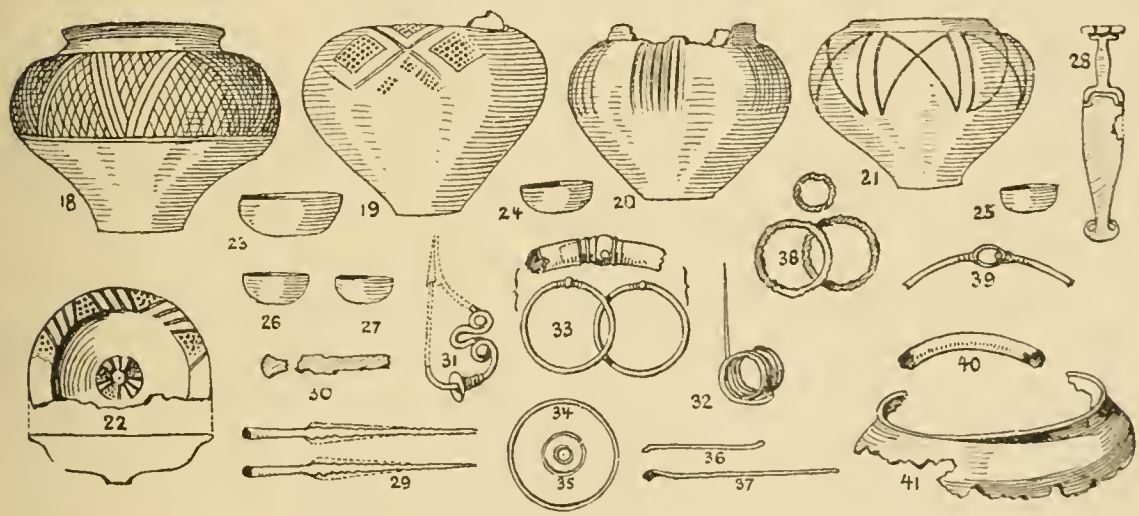
GRABHÜGEL A.B.C. Q.R.S.T.



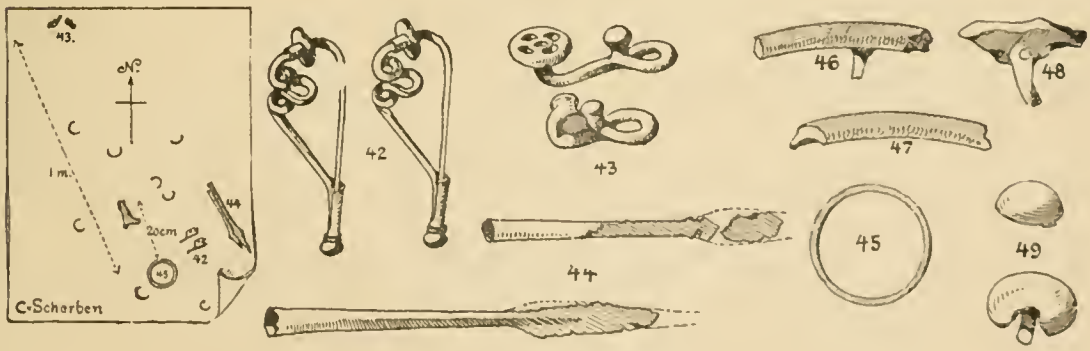
GRABHÜGEL D.



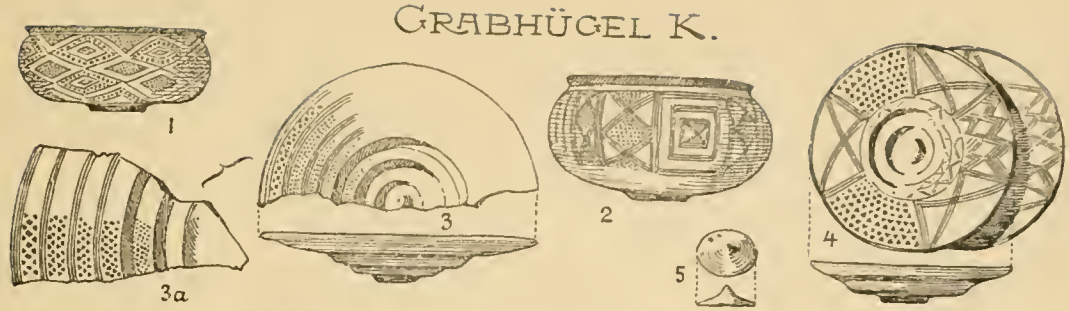
GRABHÜGEL F.



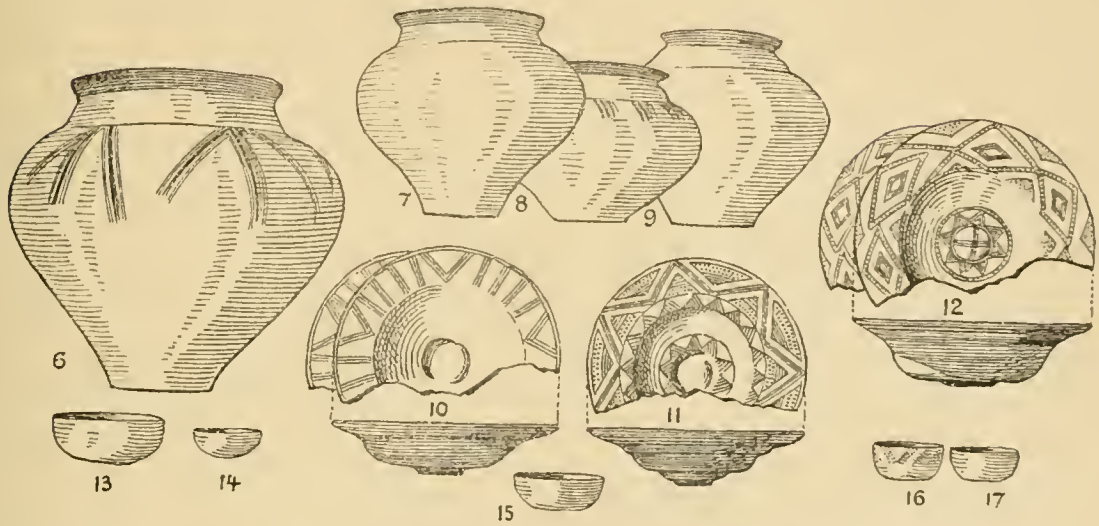
GRABHÜGEL G.



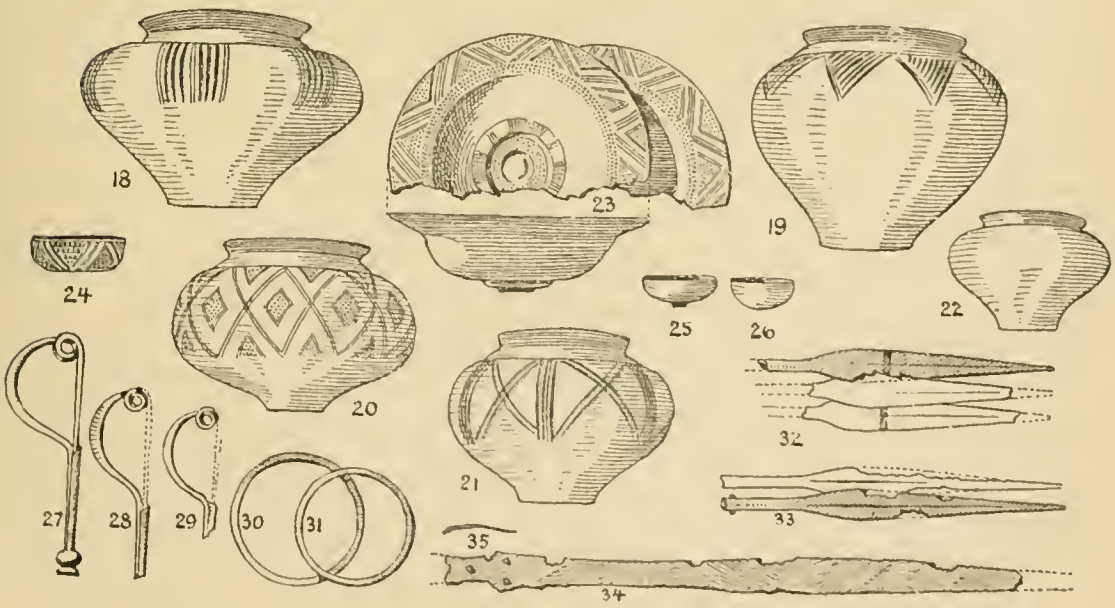
GRABHÜGEL K.



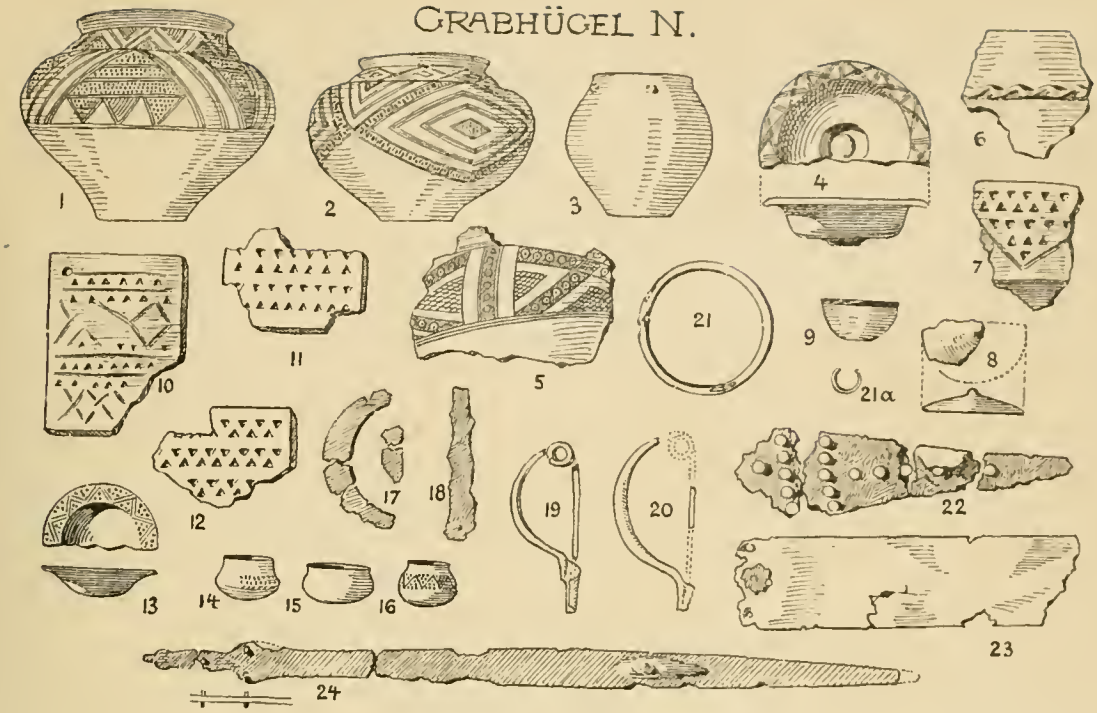
GRABHÜGEL L.



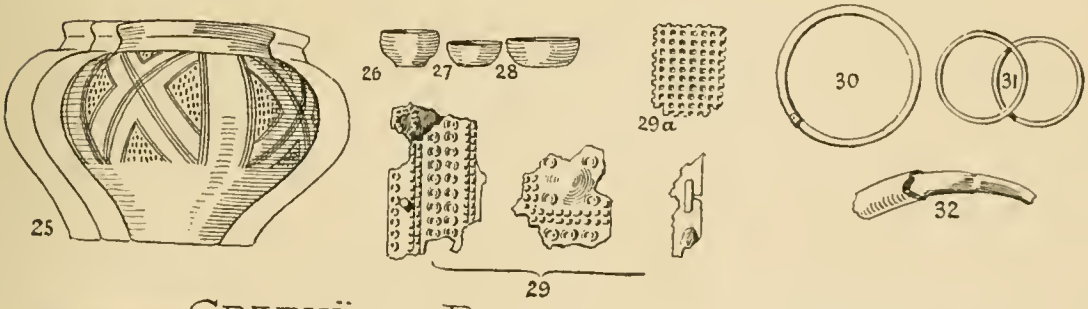
GRABHÜGEL M.



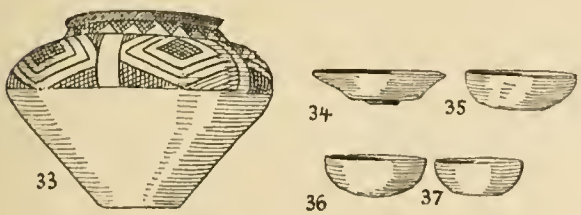
GRABHÜGEL N.



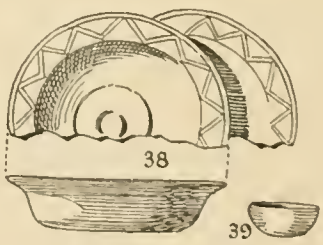
GRABHÜGEL O.



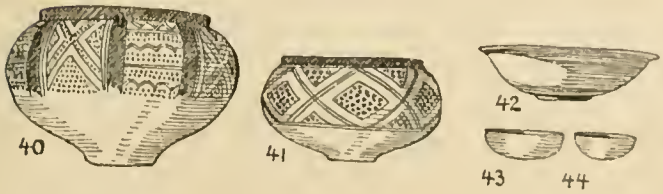
GRABHÜGEL P.

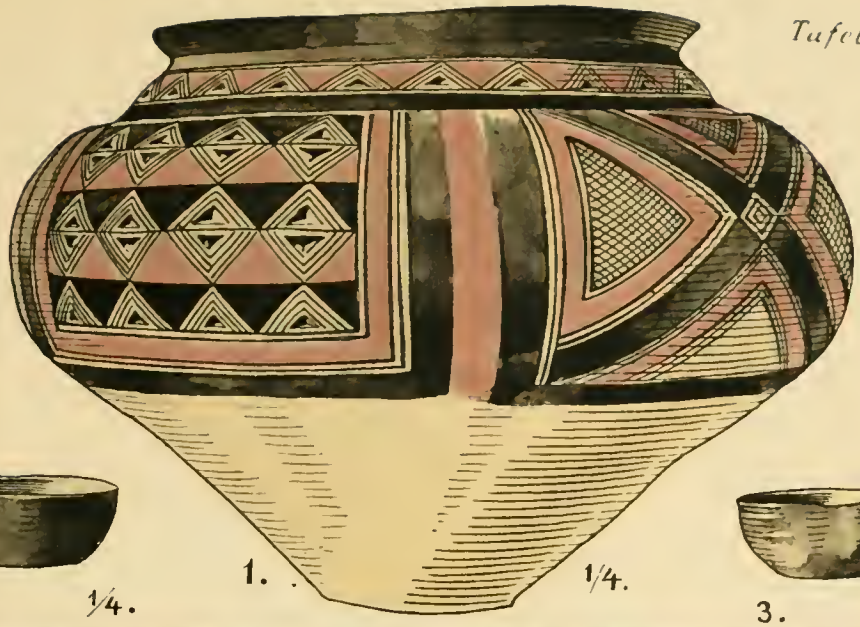


GRABHÜGEL T.



GRABHÜGEL U.

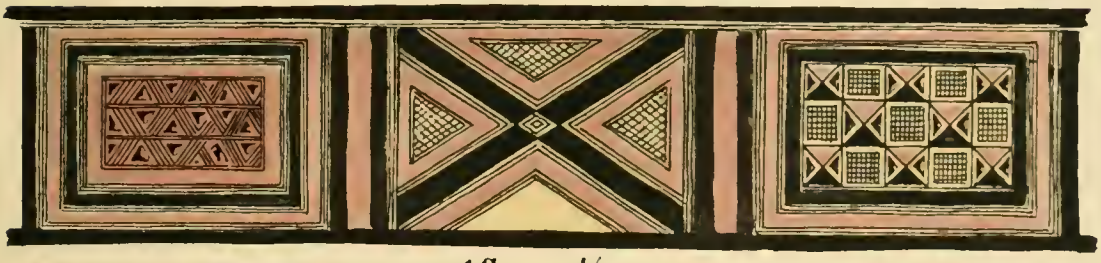




1. 1/4.

2. 1/4.

3. 1/4.

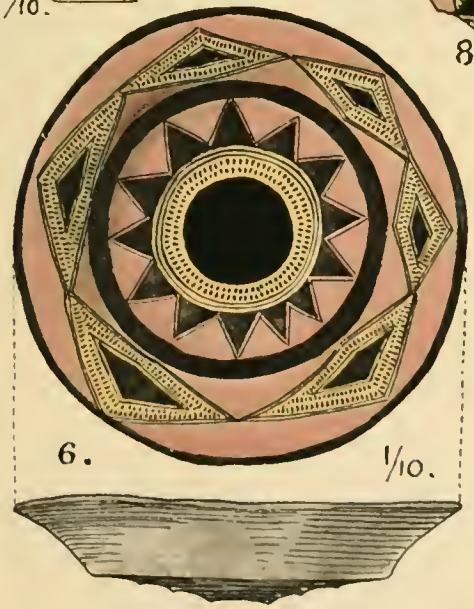


1a. 1/6.

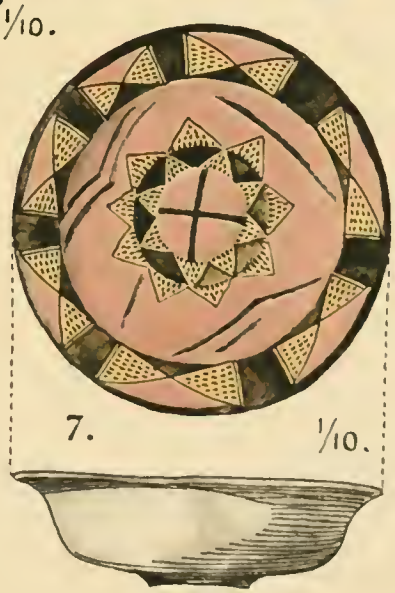
4. 1/10.

8. 1/10.

5. 1/10.

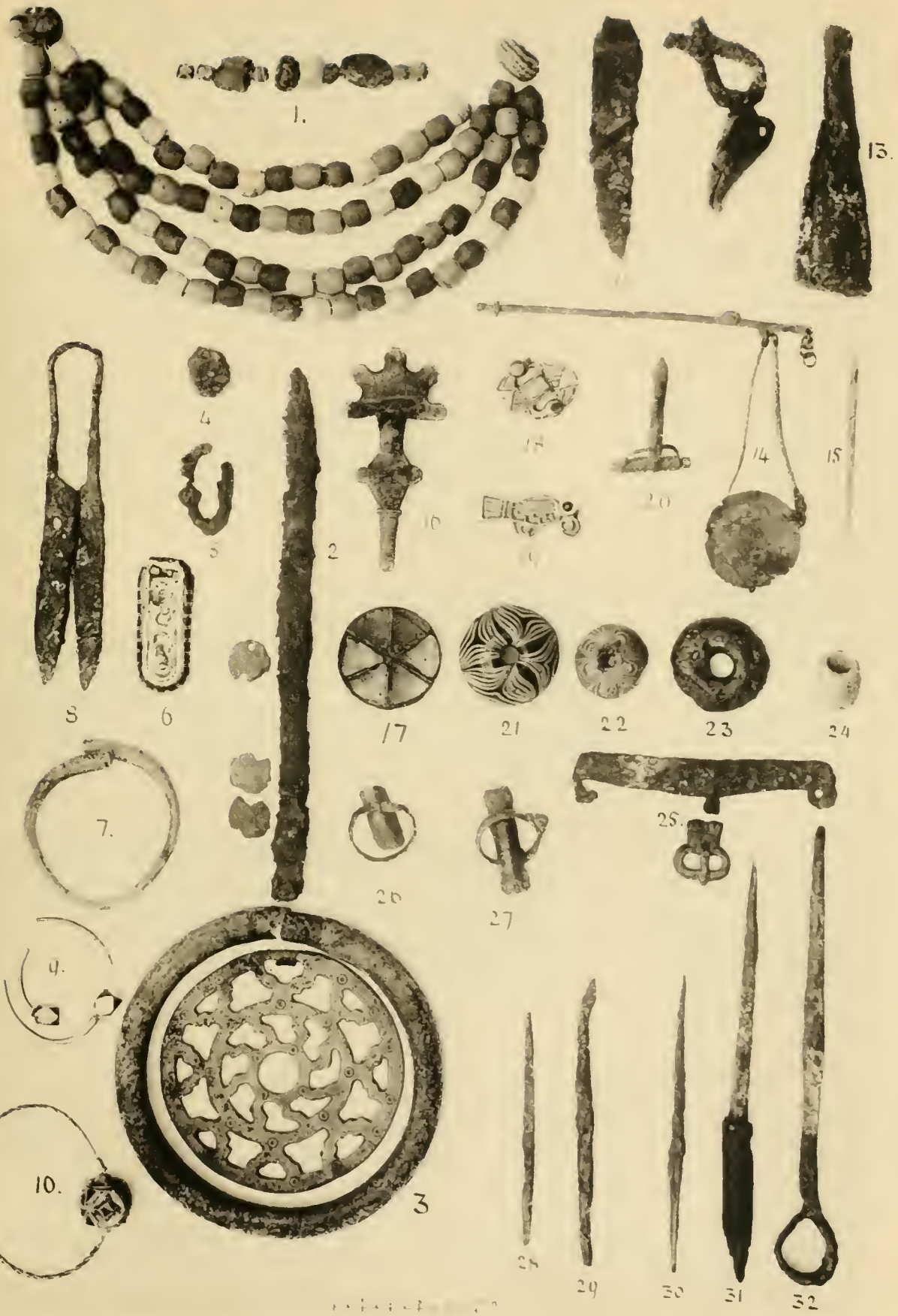


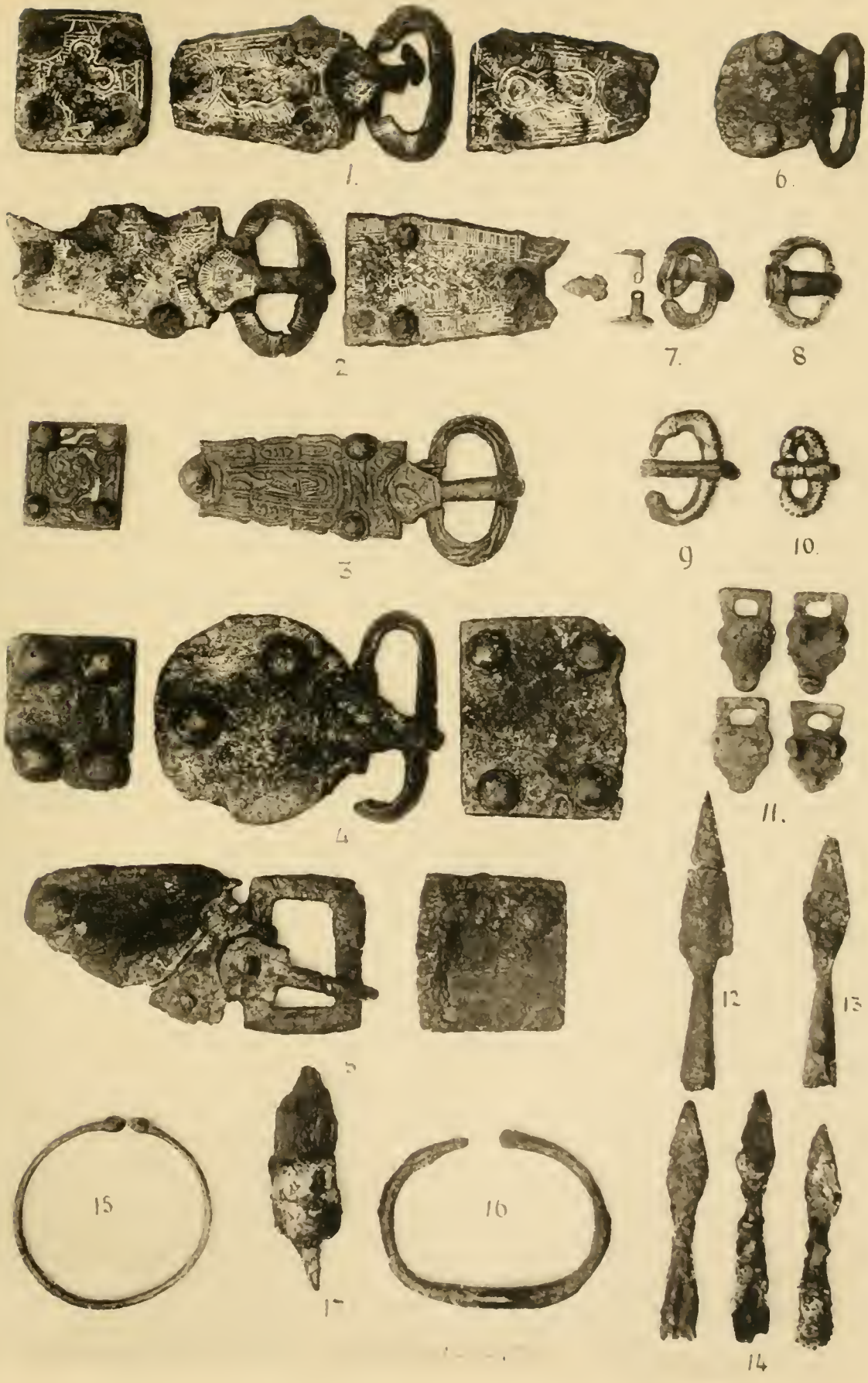
6. 1/10.



7. 1/10.

GERICHTSTETTEN.


1.
13.
4
5
2
10
18
20
14
15
8
6
17
21
22
23
24
7.
26
27
25.
9.
3
10.
28
29
30
31
32


1.
6.
2.
7.
8
3.
9
10.
11.
4.
12
13
5.
15
17
16
14

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00680 4260